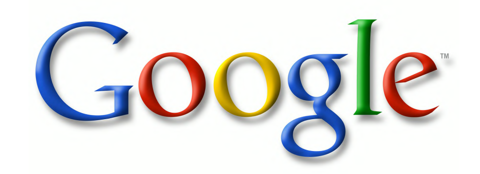
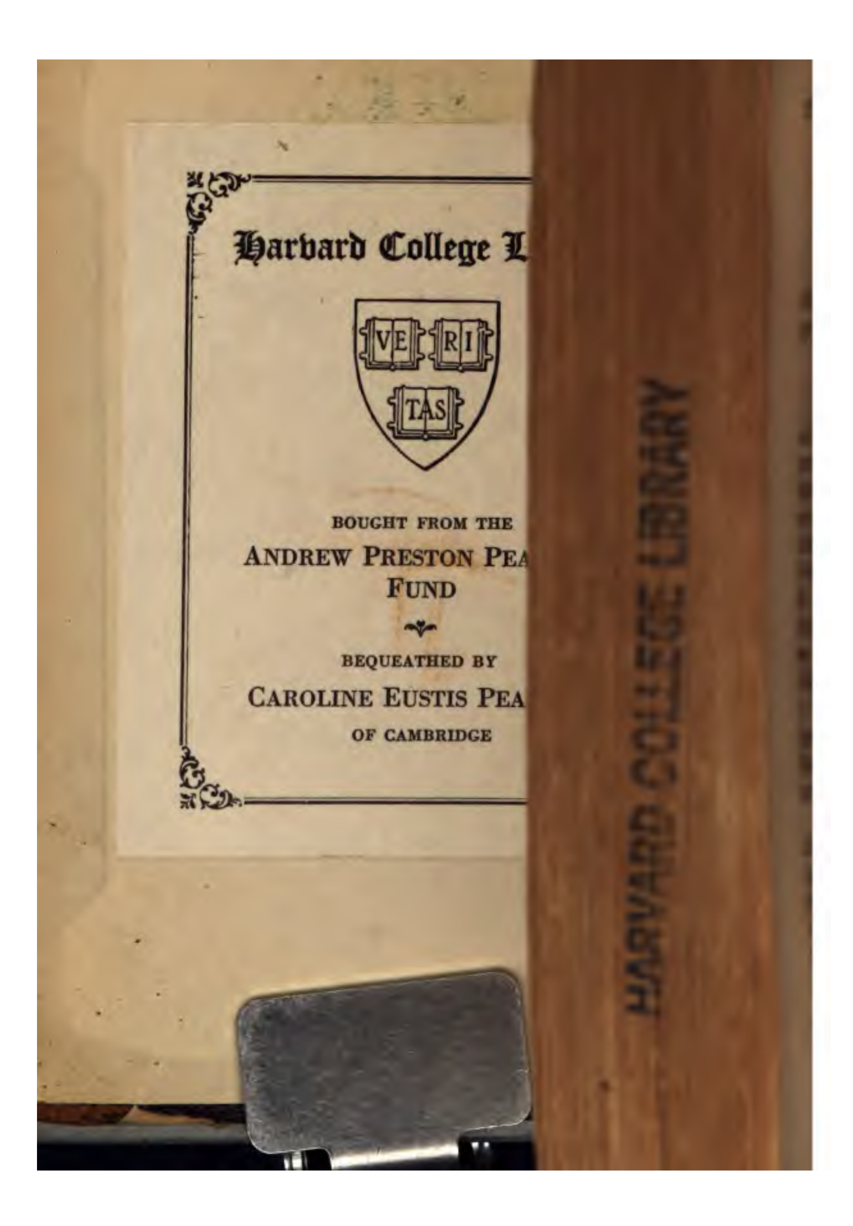






Harvard College L
VE
RI
TAS
BOUGHT FROM THE
ANDREW PRESTON PEA
FUND
BEQUEATHED BY
CAROLINE EUSTIS PEA
OF CAMBRIDGE
HARVARD COLLEGE LIBRARY



Ottilie Wildermuth's Werke.

V. Band.

Ottilie Wildermuth's Werke.

V. Band.



Ottilie Wildermuth's



erke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.



Ein sonnenloses Leben.

> Es werden wohl Viele das Leben befragen:
> Wo liegt die Oase des Glücks und der Ruh?
> Nicht ahnend, daß Leiden und langes Entsagen
> Auf mühsamem Wege nur führe dazu.
> Drum freut euch, ihr, die ihr entbehrt und gelitten,
> Ihr schweigenden Opfer am Lebensaltar,
> Die Palme des Glückes, sie wird nur erstritten,
> Dann beut sie den Frieden des Himmels euch dar.
>
> Agnes Franz.

Die Blume ringt nach Sonnenschein und das Menschenherz nach Freude. Wie die Blumen für die Sonne, so sind wir zum Glück, zu reinem vollkommenem Glück erschaffen; dies Bewußtsein, dies Gefühl eines heiligen Anrechts erbt sich fort und hat sich fortgeerbt seit Jahrtausenden, auf einer Erde, die noch nie ein ganz vollkommenes Glück gekannt hat.

Und neben diesem ruhelosen, berechtigten Verlangen nach Glück, steht die Schrift, die ihre seligsten Verheißungen an das Leid knüpft, so oft, so klar und entschieden, daß man sich fürchten sollte vor dem Tropfen Glück und Wohlergehen, der uns etwa zugetheilt ist.

Der Glaube löst diesen Widerspruch einfach: über der Erde, deren Mängel und Prüfungen uns läutern, uns erst fähig machen sollen für das rechte Glück, zeigt er uns eine Heimath voll Frieden und Seligkeit, in der das tiefste Sehnen volle, reiche Befriedigung findet.

Wie aber hienieden die Sonne über Berg und Thal

scheint, so ist gewiß auch hier schon jedem Herzen ein Maß von Glück und Freude beschieden. Arme und Unglückliche sehen so gerne Mangel oder Leid schlechtweg für einen Hauptschlüssel zur Himmelsthür an; sie bedenken nicht, daß ihr Unglück sie noch gar nicht geläutert hat, wenn sie nicht gelernt haben, die kleinsten Sonnenblicke des Lebens zu finden und zu fühlen; wer hier nicht gelernt hat, sich zu freuen, der bringt wohl kaum ein Herz hinüber, das der ewigen Freude fähig ist.

Aber es ist oft schwer, zum Lichte zu bringen; nicht alle Blumen sind in sonnige Beete gepflanzt.

Ein sonnenloses Beet war es denn auch, in dem eine bleiche Blume erblühte, die nicht zur Freude bestimmt schien.

In einem Hinterhaus eines engen schmutzigen Gäßchens, dem man nicht ansah, daß es zu einer ziemlich angesehenen Handelsstadt gehörte, wohnte ein ehemaliger Beamter, nun Winkeladvokat im vollsten Sinne des Worts. Er war hieher gezogen, nachdem er eine Strafe wegen unredlicher Amtsführung erstanden hatte, und lebte nun von kleinen Schreibereigeschäften, wie sie sich eben noch finden wollten für einen Mann befleckten Namens.

Sprößer, so hieß er, war müde geworden, über die Ursachen seines Unglücks, wie er es nannte, zu brüten, die er in allem, nur nicht in sich selbst suchte. Das Bedürfniß nach Erholung, nach Zerstreuung seiner quälenden Gedanken an Einst und Jetzt, suchte er in Gesellschaften zu befriedigen, wo er sich nicht zu schämen brauchte, ja, wo er sich noch eine Art von Ansehen geben konnte: unter liederlichen Familienvätern, verdorbenen Handlungsdienern und bankerotten Kaufleuten, wo Jeder in der Erbärmlichkeit des Andern den wirksamsten Trost für seine eigne fand.

Das war Bertha's Vater; um das Wesen ihrer Mutter begreiflich zu machen, muß ich mit der Großmutter beginnen. Die war einst ein schönes, stolzes Bauernmädchen gewesen, eine reiche Erbin, der Schmuck des Dorfes, umworben von Müllern, Hofbauern, kurz allen ländlichen Größen der Umgegend. Unter diese Bewerber, für deren keinen sich noch die schmucke Annemarie entschieden hatte, trat plötzlich der junge Dorn, ein gebildeter Landwirth, der sich in der Nachbarschaft ankaufen wollte. Er hatte schon in verschiedenen Fakultäten ein theures, erfolgloses Lehrgeld bezahlt, eh er beschlossen, zur Mutter Erde zurückzukehren und seinen Kohl zu bauen; er war ein schöner Mann, trug einen polnischen Rock und einen großen schwarzen Bart und hatte freie gewinnende Manieren, die in allen Kreisen sein Glück machten.

Wenn er um Annemarie warb, so waren es nicht materielle Gründe allein: er fand wirkliches Wohlgefallen an dem hübschen, frischen Mädchen, er fand Reiz darin, ihre zahlreichen ländlichen Bewerber aus dem Feld zu schlagen, und er freute sich des idealen Plans, sie zu sich heranzubilden. Unmöglich schien das gar nicht, sie war ein gescheidtes Mädchen und versicherte ihn, daß sie „auch gern in den Büchern lese." So hatte er ihr denn alle Abend aus dem Schiller vorgelesen, unbeirrt davon, daß sie alle Abende regelmäßig dabei fest einschlief; nur als sie der Frau Pfarrerin erzählte, ihr Mann lese ihr so eine schöne Geschichte vor, sie heiße Karl Moor, man wisse aber nicht, ob man dabei lachen oder heulen soll, es werde wahrscheinlch verlogen sein, dachte er, er wolle lieber mit Vorlesen inne halten und ihr selbst das Lesen überlassen. Er schenkte ihr Körners Werke und freute sich ein halb Jahr darauf, sie einmal mit dem Buche zu treffen. „Was lesen Sie Schönes, Frau Nachbarin?" fragte der miteintretende Pfarrer, „was für ein Werk haben Sie

da?“ „Lebensumstände,“ antwortete sie mit großer Bestimmtheit. „Lebensumstände?“ fragte der Pfarrer und nahm das Buch in die Hand. Ja so! da stand auf den ersten zwei Seiten: Lebensumstände Theodor Körners, und darüber hinaus hatte die gute Frau noch nicht gesehen.

Dorn gab die Bildungsversuche auf und ließ Annemarie schalten und walten und regieren in Hof und Haus; das war ihr Element und sie befanden sich Beide trefflich dabei. Die praktische Einsicht der Frau machte gar oft gut, was seine theoretische Weisheit beinahe verdorben hätte: suchte er in Gesellschaft, die sie jedoch selten besuchte, die Lücken ihrer Bildung zu decken, so rettete sie ihn durch kluges Dazwischentreten gar oft vor dem Spott des Gesindes, wenn er wieder etwas Verkehrtes „aus dem Büchle“ anordnete, wie sie's nannten.

Für die Landwirthschaft war sie entschieden tauglicher als er. Wenn er die ersten Lenzdüfte athmete und seinen Uhland und Kerner holte um in Frühlingsliedern zu schwelgen, so dachte sie an's Düngerspreiten; als er einst seine Arbeiter beaufsichtigen wollte, dabei zum Divertissement auf dem Weg die Guitarre mitnahm, und so gleich einem Troubadour die Wiese betrat, traf er seine Frau aufgeschürzt inmitten der Leute stehend und in Arbeit, nicht wie eine idyllische Schäferin, sondern wie eine tüchtige Magd.

Uebrigens respektirte sie seine Bildung und er ihre praktische Einsicht, eines fügte sich in's andre, gab nach oder ließ gewähren, und so gab es eine friedfertige Ehe, wie es viele gibt, in der Jedes seinen eigenen Weg geht, wo aber ein tieferes Verstehen unmöglich ist. Das eine Bindemittel, das auch die verschiedensten Bildungsstufen ausgleicht, ein gemeinsamer Glaube, fehlte diesem Bund; der angelernte Glaube

der Väter wurde bei ihr nicht zum Leben, und er hatte sich eine Art bequemer Studentenreligion zurecht gestutzt.

Aus dieser Ehe stammte ein Sohn, der frühe starb und eine einzige Tochter, die wir als Frau Sprösser in so traueriger Lage wiederfinden. Der Vater, der doch zu Zeiten die Lücken seiner Ehe schmerzlich empfand, wollte an der Tochter hereinbringen, was er an der Mutter vermißte, und sparte nichts an des Töchterleins Erziehung. Eine französische Gouvernante mußte in's Haus, sobald das Kind lesen lernte; das war eine höchst unbequeme Sache für die Mutter, da die Demoiselle eben keine Sylbe verstand, so laut sie auch an sie hinschrie. Sie ließ sie ihrer Wege gehen und so bildete die Kleine mit ihrer Bonne bald einen eignen Staat im Haus, in den allenfalls der Vater noch aufgenommen wurde; alle Fäden aber, die Mutter und Kind zusammenknüpfen, brachen allmählich, und die Tochter blieb von zarter Jugend an mit ihren Pflichten und Interessen dem Vaterhause gänzlich fremd. Auch mit ihren Freuden, denn die Bonne verstand es nicht, das Kind für die einfachen Genüsse des Landlebens empfänglich zu erhalten. So oft es möglich war, führte man sie zur Stadt, ins Theater, in Konzerte, und als sie gar im siebzehnten Jahr aus einer französischen Pension zurückkam, wo ihre Bildung vollendet worden, da mußte sich die gute Mutter oft besinnen, ob das in Wahrheit ihre Tochter sei, und die einfachste Anerkennung des kindlichen Verhältnisses nahm bei Karolinen das Ansehen einer gewissen Herablassung an. In des Hauses untern Räumen da schaffte und wirkte die Mutter im Schweiß ihres Angesichts, kochte für die Taglöhner, versah die Arbeit der Mägde, wenn sie auf dem Felde waren; oben aber war hinter gemalten Rouleaux das Zimmer des Fräuleins, wo sie unter Büchern, Musikalien und Stickereien die Zeit hinbrachte, bis die Stille des Land=

hauses durch einen Besuch aus der Stadt unterbrochen wurde. Dann hatte die Mutter wieder zu rennen mit der Bewirthung: „nicht wahr, Mutter, du sorgst bald für den Kaffee, und machst ihn recht stark und ohne Cichorie, und nicht wahr, Mutter, du läßt das Gouté in die Laube bringen und läßt Lene geschwind noch buttern, und Johann darf doch bälder heim vom Feld und die Gäste heimführen?“ So bat und kommandirte das Fräulein, ohne Ahnung, daß sie die Mutter zur Magd mache, der sie in Liebe hätte dienen sollen.

Karoline war eben nicht verbildet, sie hatte kein schlechtes Herz, aber sie war all ihr Leben lang gewöhnt worden, ihr eigner Mittelpunkt zu sein; außer ihren Lehrstunden, die sich doch auch wieder nur auf sie selbst bezogen, hatte sie kein „Muß“ gekannt, und weder im Ernst der Pflichterfüllung, noch in dienender Liebe waren ihre Kräfte geübt worden.

Die Mutter empfand das oft schmerzlich, ohne sich klar darüber zu werden; die Entfernung vom Gatten hatte sie nie so schwer empfunden, wie die Kluft, die sie von ihrem Kinde trennte. In diesem stillen Herzeleid, das niemand bei ihr ahnte, und dem sie keinen Ausdruck geben konnte, hatte sie endlich gelernt Trost zu suchen bei dem, der keinen Unterschied der Bildung kennt, der den Einfältigen offenbart, was den Weisen und Klugen verborgen bleibt, und sie hatte ihn gefunden. Das wäre nun ein neues Band gewesen an ihres Kindes Herz; aber sie wußte nicht, wo und wie sie es anknüpfen konnte, und die herzlichen Ermahnungen, zu denen sie hie und da den Muth faßte, nahm Karoline ziemlich geduldig und gleichmüthig auf; man konnte deutlich auf ihrem hübschen Gesichtchen den Gedanken lesen: man muß die gute Frau reden lassen.

So blieb Karoline ein Gast im Vaterhause, und wie alle selbstsüchtigen Gemüther war sie nie befriedigt, trotz aller

Opfer, die ihr gebracht wurden. Die Landwirthschaft war ihr ein Greuel, ein Leben, wie es ihre Mutter führte, dünkte ihr eine halbe Hölle, denn so viel begriff sie doch, daß die Frau eines Landwirths nicht so ganz die Dame spielen darf, wie allenfalls seine Tochter. So nahm sie mit Freuden die Hand des Herrn Sprößers an, der nach einem Garçonleben voll üppiger Genüsse sich endlich herabließ, eine Ehe zu schließen, die ihm die Aussicht gab, alle sonstigen Comforts nun mit einer hübschen, jungen Frau zu genießen.

Nicht einmal dies Ereigniß führte das Kind an's Mutterherz; man hatte freilich die Mutter zu Rathe gezogen, aber wenig Gewicht auf ihr Urtheil gelegt. „Er ist ein gar sauberer Mann," meinte sie, „und so eine schöne Größe! aber ich habe ihn nie in der Kirche gesehen; weißt du denn auch, Karoline, ob er dir mit reblichem Herzen helfen will den Weg zum Himmel zu suchen?" — „Der ist ziemlich klar, Mutter," meinte Karoline mit großer Bestimmtheit; „und nach dem Kirchgehen läßt sich die Frömmigkeit gar nicht bemessen, es gibt eine religiöse Anschauung, die weit höher steht." „Aber ich meine," begann schon etwas eingeschüchtert die Mutter, „ein Beamter sollte schon wegen dem guten Beispiel fleißig zur Kirche gehen, ..." — „Aus bloßer Condescendenz ginge Ferdinand vollends gar nicht!" fuhr Karoline auf, „das wäre erst Entweihung!" Nun wußte die Mutter nicht, was Condescendenz sei, und war darum lieber still. Kurz, die Heirath wurde geschlossen; Herr Sprößer war ganz charmant gegen die Schwiegermama, so charmant, daß ihr immer dabei ein innerer Aerger aufkochte, sie wußte selbst nicht warum, weßhalb sie ihm stets kurze trockne Antworten gab. Er brachte ihr ein farbiges Seidenkleid und Karoline selbst machte ihr eine Blondenhaube auf die Hochzeit, damit waren gewiß alle Pflichten gegen die „gute Frau" erfüllt, die sich

fast keine Ruhe mehr gönnte und Tag und Nacht zwischen Leinwandballen und Nähterinnen waltete, tief betrübt, wenn ihre langgesparten Schätze oft erst nicht fein und schön genug gefunden wurden. Daß sie Sopha und Sessel aus der Meubleshandlung kaufen sollte, wo kein Mensch wisse, was darin sei, anstatt einen Sattler mit sechs Gesellen in's Haus zu nehmen, dem man doch auch auf die Finger sehen konnte, das war ihr in der That eine schwere Prüfung, doch schickte sie sich d'rein, wie sie sich in vieles geschickt hatte.

Am Hochzeitmorgen wallte ihr Mutterherz über und sie schlich in ihrer Tochter Zimmer; nur Einmal wollte sie mit ihrem Kinde beten. Das Zimmer war leer, Karoline war im Alkoven, die duftigen Brautgewänder mit Schleier und Myrthenkranz waren malerisch ausgebreitet, auf dem Fenster am Tischchen lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch, die Mutter sah hinein: prière d'une jeune mariée, stand oben also französisch! nicht einmal Ein Gebet sollte sie mit ihrem Kinde haben! Sie brach in Thränen aus, und sie war sonst nicht von den Thränenreichen. Karoline kam erstaunt und erschrocken heraus: „was hast Du denn, Mutter?" — „Ach, Karoline, bete nur einmal ein Vaterunser mit mir, das wirst du doch deutsch können." Und Karoline betete mit ihr und weinte mit ihr; zum erstenmal ging ihr eine Ahnung auf von dem, was ein Mutterherz ist, auch wenn es sich nicht in Gedichten ausspricht. Und doch konnte diesmal das feinfühlende Fräulein, dessen Empfindungen im Institut ausgebildet waren und das ein Tagebuch führte so reich an Gefühlen, daß man es in einem Almanach hätte drucken können, nicht alles begreifen, was in der Seele ihrer einfachen Mutter vorging.

Noch eine Freude erlebte die Mutter, als ihr ein Enkelkind geboren wurde. Es war eine Wärterin bestellt, aber die Mutter hatte keine Ruhe, als das große Ereigniß nahe war;

„ich habe zu schaffen, aber du könntest heut in die Stadt," sagte sie in den letzten Wochen fast jeden Tag zu ihrem Mann, der sich das nie zweimal sagen ließ. Als er nun eines Abends spät Kunde brachte, daß der Enkel wohl bald erscheinen werde, da machte sie sich ungesäumt auf; „die Pferde sind müd, ich geh zu Fuß hinein, die Leute wissen schon, was morgen zu thun ist," und so schritt sie durch die tiefe Nacht rüstig voran.

In dieser Nacht erfuhr Karoline, was eine Mutter ist, und von da an war das Verhältniß ein andres. Tief schnitt es ihr ins Herz, als die Mutter einst zu ihr sagte: „nicht wahr, jetzt läßt du mir das Kind recht oft, weißt, in den ersten Jahren da kann ich ja nichts an ihm verderben, nachher, wenn es gebildet werden soll, da weiß ich wohl, daß ich's nimmer oft haben kann." Die gute Ahne fühlte jetzt selbst, daß sie in den ersten Jahren aus Uebergeschäftigkeit ihres eigenen Kindes sich zu wenig gefreut, und dadurch versäumt hatte, die tiefe gegenseitige Liebe zu pflegen, die wohl später auch die Bildungsperiode der Tochter überdauert hätte.

An dem Enkeltöchterlein holte sie das Versäumte reichlich ein: wenn das kam, hatte sie immer Zeit übrig, es zu hätscheln, zu tragen, zu führen, und die Tochter ließ sie gewähren; nur gegen die Massen Zuckerbrod, die dem Kindlein zugestopft wurden, legte sie Protest ein. Es war der Ahne glückseligster Tag seit ihrem ersten Brautmorgen, als die kleine Bertha von der Mutter weg die Aermchen nach ihr streckte und rief: „Ahne bleiba" (bleiben).

Der Ehestand der Tochter hatte trotz des sentimentalen Tagebuchs, das ihm voranging, wenig Poetisches. Sprößer war durch und durch ein Welt- und Lebemann: er brachte die nöthige Zeit auf seiner Kanzlei zu, den Abend im Wirths-

haus, kam aber zu Mittag- und Abendessen pünktlich nach Hause, und lebte überhaupt regelmäßig; nur wenn einmal zu Hause schlecht gekocht war oder die Speise nicht nach seinem Geschmack, so holte er das Versäumte reichlich im Gasthof ein.

Dieser letzte Fall trat nun freilich hie und da ein, da Karoline sich zu Haus blutwenig um die Küche bekümmert hatte. Sie hatte sich damit getröstet, daß die etwas rauhe und massenhafte Kost, wie sie gewöhnlich daheim bereitet wurde, doch nicht für ihre spätern Verhältnisse tauge, und daß sie das Nöthige einmal ganz leicht einholen könne in unserer Zeit, die so reich an Haushaltungsbüchern ist und die bis auf's Haar hinaus Anweisung gibt, wie man es anzugreifen habe, um Mann und Haus zu beglücken. Die Mutter hatte es freilich einmal durchsetzen wollen, daß die Tochter in der Küche angreifen lerne; als aber Karoline in Halbhandschuhen und einem festonirten Kochschürzchen in der Küche erschien und nach der Magd rief, so oft ein Töpfchen zu heben war, so war sie am Ende seelenfroh, als ihr gebildetes Töchterlein wieder abzog und sie allein schalten ließ. Von jenen ersten Versuchen an hatten sich Karolinens häusliche Leistungen darauf beschränkt, daß sie für sich und den Vater den Morgenkaffee in der Maschine machte, wenn die Mutter lange schon mit dem Gesinde Suppe gegessen hatte.

Im Ehstand ging das etwas anders. Der Gemahl war nicht so nachsichtig wie die Mutter und wollte sich mit dem Seufzen über die schlechte Köchin nicht immer abspeisen lassen. Karoline liebte den Frieden und als er einmal die Gans, die zum drittenmal mehr gesotten als gebraten auf den Tisch kam, im Aerger zum Fenster hinauswarf, und statt ihre Thränen darüber zu trocknen, eine Jagdparthie machte, da fing sie an ihre schöngebundenen Kochbücher noch eifriger zu studiren als ihre französischen Romane, aber ohne großen Erfolg.

Solche stürmische Scenen waren übrigens selten, beide Gatten befanden sich beim Frieden besser, nur nahm sich keines von beiden Zeit, diesen Spaltungen auf den Grund zu gehen; man grub kein Unkraut mit der Wurzel aus, man riß es eben ab und säte Sommerpflanzen in den Boden, — das gibt einen öden Herbst.

Sprößer hielt es für das Vorrecht eines gebildeten Mannes, in Religionssachen seinen eigenen Weg zu gehen. Er ging am Neujahr und an des Königs Geburtstag in die Kirche, wohl auch in der Passionswoche, wo er mit seiner Frau zum Abendmahl ging. Karoline ging ziemlich regelmäßig, wenn es nicht eben zu kalt oder zu warm oder zu schmutzig war, wenn sie nicht einen Kuchen in den Backofen besorgen mußte oder nicht schon Morgens eine kleine Lustfahrt mit ihrem Manne antrat. Sprößer billigte das: „ich habe gar nichts dagegen, wenn die Frauen religiös sind, im Gegentheil.“ Nach der Kirche hatte sie eine Runde von Besuchen zu machen, Nachmittags machte man einen gemeinsamen Spaziergang oder eine Ausfahrt über Land. Das war die Sonntagsfeier Jahr aus, Jahr ein; wo soll eine Seele, wo soll ein Haus Ruhe finden, das sich den Ruhetag des Herrn nicht gönnt?

Mit dem Geld, diesem leidigen Dämon des Hauswesens, dessen wir Herr werden müssen, wenn es nicht uns in schmähliche Knechtschaft bringen soll, hatte Karoline nie umgehen lernen. Der Haushalt im Elternhaus war ihr fremd geblieben. Sie hatte nie die Freude der Mutter begriffen, wenn diese zu einer außerordentlichen Ausgabe einen verborgenen Schatz aufthun konnte, den sie aus Flachs und Hanf, aus seltnen Gemüsen oder aus sonst einem Nebenzweig der Haushaltung in der Stille ersammelt hatte. Ihr monatliches Taschengeld hatte sie gewöhnlich in den ersten acht

Tagen ausgegeben und hatte sich dann die übrige Zeit mit außerordentlichen Beiträgen beholfen; sie war gewiß, das Kind reicher Eltern zu sein; woher das Geld kam, darum bekümmerte sie sich nicht im Mindesten.

Mit dieser Unbekümmertheit trat sie in die Ehe; sie wußte wohl, daß ihr Mann nicht reich war, aber sein Einkommen war gut, und „eine Besoldung" hatte selbst die Mutter von jeher als die beste Bürgschaft eines sichern Wohlstandes respektirt. Ihr Vater konnte, wie er sagte, keine große Summe zur Mitgabe aus dem Betrieb ziehen, versprach aber jährliche Beiträge; mit Gemüse, Butter, Schmalz und all dergleichen versah sie die Mutter, so schien's ein Spaß, hauszuhalten und eine gute Weile lebten sie nach dem Sprüchwort: „wie Vögel im Hanfsamen." Allmählich fanden sie aber Beide, daß Haushalten eben doch Geld kostet, selbst mit so wesentlichem Zuschuß. Was ihr Mann hatte, was er einnahm, das erfuhr Karoline nie, sie hatte das unbestimmte Gefühl, es müsse eben immer Geld da sein. Dem Manne fiel es gar nicht ein, sie darüber in's Klare zu setzen, er nahm vorweg an, daß die Frauen zu viel Geld brauchen, so lang sie welches haben, daher gab er ihr stets nur ganz kleine Summen in die Hand und murrte und bruttelte jeder Zeit, wenn sie damit zu Ende war, ohne je ihre ziemlich regellosen Rechnungen genau zu prüfen. Karoline, wie schon gesagt, liebte den Frieden, und schob deshalb den verdrießlichen Moment des Geldforderns so lange als immer möglich hinaus. Um dies zu können, behalf sie sich wie sie konnte: der Mutter Privatkasse mußte gar oft aushelfen, aber die wurde in letzter Zeit so häufig vom Vater geleert, daß sie nie mehr zu Kräften kommen konnte. Da lernte denn die arme Karoline, was Geldnoth sei; tagelang ging sie in äußerster Verlegenheit umher, ihr Grundgedanke war bei allem

fortwährend: „wenn ich nur Geld hätte!“ Sie plünderte alle Käßchen, die sie sich etwa zu besondern Zwecken angelegt, suchte in allen Taschen und Schiebladen, wo sich jemals Geld befunden hatte, borgte zuletzt von der Magd. Wo es immer anging, wurden Vorräthe auf Rechnung genommen und natürlich in größern Massen, damit es eh' der Mühe werth sei.

Kamen dann einesmals diese verborgnen Schulden zu Tage, so gab's ein Hauptdonnerwetter bei dem Manne, das Karoline mit gesenktem Haupt und einer Armensündermiene, je und je mit einem Thränenstrom über sich ergehen ließ, wenn sie sich nicht dagegen empörte und auch ihre Rechte mit geläufiger Zunge vertheidtgte. Die Rechnungen wurden endlich bezahlt, die geplünderten Käßchen wieder gefüllt, der Mann warf ihr wohl auch im Verdruß eine größere Summe hin: „das sollte aber für eine Weile reichen.“ Nun war wieder heller Himmel, Karoline hüpfte die Treppe hinab und lud auf den nächsten Tag eine langgesparte Visite ein, auch schärfte sie der Magd ein: „Katharine, daß sie mir gleich alles pünktlich bezahlt,“ und so gings eine Weile in schönstem Frieden, bis der alte Jammer wieder anging. Sich wirklich und eigentlich einzuschränken, fiel demungeachtet Karolinen gar nie ernstlich ein. Ihr Mann rauchte die theuersten Cigarren, trank die besten Weine, trug die feinsten Kleider, machte die kostspieligsten Parthien; warum sollte sie sich etwas abgehen lassen? „Da wäre ich doch einfältig, wenn ich's mir abdarben wollte; was eine Frau ersparen kann, ist ja ohnehin nicht der Mühe werth!“ Wenn sie sich ein Atlaßkleid kaufte, so kostete das ja nicht halb so viel, als Sprößers neuer Pelzrock; um eine Jagdfahrt, die er machte, konnte sie sechs Visiten halten, und wenn er allein eine Reise machte, um sich's auch einmal wieder recht wohl sein zu lassen, so konnte er sie nur mit den kostbarsten mitgebrachten Geschenken versöh-

nen. Man kann gar weit kommen mit dieser Art von doppelter Buchhaltung.

Für die Großmutter war es ein harter Schlag, als Sprößer in eine entfernte größere Stadt versetzt wurde, so lieb dies ihm und Karolinen war. Glückselig machte sie's, daß ihr das Enkelein über die Unruhen des Zugs und der ersten Einrichtung übergeben wurde; sie schwelgte in dem Mutterglück, das sie nie voll genossen, und wenn sie stundenlang sich müde getragen und gespielt hatte mit dem etwas begehrlichen Kinde und seine hellen Aeuglein freundlich auf ihr ruhten, so sagte sie mit nassem Blick: „gelt, du magst mich? gelt, dir ist die Ahne nicht zu dumm?"

Noch eh das Töchterlein den Eltern zurückgegeben wurde, starb Dorn schnell, unvorhergesehen, und in dem gewaltigen Leid, das ein so plötzlicher Tod stets mit sich führt, empfand Annemarie, was ihr in langen Jahren der Ruhe und des Beisammenlebens so selten zum Bewußtsein gekommen: daß Mann und Weib Eines sind. Sie dachte nimmer an die Verkühlung, die so frühe eingetreten, an die innerliche Geringschätzung ihres Mannes, die sie bei aller „guten Behandlung" wohl herausgefühlt, sie sah nur wieder den stattlichen schönen Mann, wie er damals auf den Tanzboden getreten war und sie zur beneideten Königin gemacht hatte, sie dachte des kurzen Frühlings, wo er unter Lust und Lachen ihr ungelenker Schüler in der Feldarbeit gewesen war; und ihre heißen Thränen wuschen jedes Andenken an seine Fehler aus.

Der Schlag war in seinen Folgen schwerer als sie gedacht. So treulich sie des Haushalts Mühen und Lasten mit ihm, ja für ihn getragen, ihr Mann hatte ihr doch nie seine Verhältnisse ganz offen dargelegt, sie sollte ja nicht glauben,

daß er ihr seine Existenz verdanke; eine ungebildete Frau würde dies auf unzarte Weise fühlen lassen, dachte er, und verbarg ihr sorgfältig den wahren Stand der Dinge und seine eignen Ausgaben, verbarg ihr, zu welch hohem Preis er das Gut übernommen und wie schnell stets die größern Einnahmen verschwunden waren. Sie hatte allerdings oft darnach gefragt, war aber stets mit dem Bescheid abgefertigt worden: „in Staatsobligationen angelegt." Das klang ihr so fremdartig und geschäftsmäßig, daß sie keine Einrede mehr wagte.

Nun aber stand Alles anders. Die gerühmten Staatsobligationen wollten sich nirgends finden, dagegen Schulden jeder Art, ein untergrabener Boden, wo sie geglaubt hatte auf felsenfestem Grund zu stehen. Verargt es der ehrbaren Bauerstochter nicht, wenn sie dieser zweite Schlag so schwer traf, wenn nicht schwerer, als der erste. Die gebildete Klasse, mit wenigen Ausnahmen, sieht den Besitz als Mittel zum Genuß an, welcher Art nun dieser Genuß sein möge. Dem Bauern dient der Besitz nicht zum Genuß, er ist von den Eltern mit schwerer Arbeit erworben und wird von ihm mit saurer Mühe erhalten, er ist ein unlösbarer Theil seiner Existenz, und Armuth und Liederlichkeit fallen ihm fast in einen Begriff zusammen. Daher hat auch das Dorf seine schroffere Aristokratie, und die Kluft zwischen einer Comtesse und einem Landpfarrer ist in unsern Tagen kaum mehr so groß, als die zwischen einer reichen Bauerntochter und einem armen Knecht, oder umgekehrt.

Wir halten den vermögenden Bauern oft für hartherzig gegen die Armuth, weil er, wenn er auch den Bettler nicht abweist, doch nicht so von Mitleid zerflossen, nicht so bereit zu Sammlungen und Beiträgen ist, wie wir. Wir bedenken nicht, daß sein Leben viel ärmer an Genüssen ist als unsres, daß gerade der Reichere angestrengt und buchstäblich im Schweiß

des Angesichts arbeiten muß, während er den Armen müßig laufen sieht, und viel besser als wir einsieht, wie häufig die Armuth eine verschuldete ist. Es herrschen noch schöne milde Sitten auf dem Lande, z. B. das Speisen armer Kinder, die aus allen Gegenden zum Aehrenlesen kommen, das willige Beherbergen obdachloser Wanderer; Sitten, die zeigen, daß diese Schwerfälligkeit zum Geben in unsrem Styl nicht eben Hartherzigkeit ist.

Die arme Annemarie war wie niedergedonnert von der Einsicht in ihre Angelegenheiten, mehr noch Herr Sprößer, der Tochtermann, der sich viel bittrer in seinen Erwartungen getäuscht sah. Doch fand er bald einen Ausweg: „Sie sprechen Ihre weiblichen Rechte an, Frau Mama, Sie ziehen Ihr ganzes Beibringen weg, und das ist immer noch etwas Erkleckliches.“ „Und die Schulden?“ fragte die tiefgebeugte Frau. „Je nun,“ meinte der Tochtermann achselzuckend, „über die Verlassenschaft wird Conkurs erklärt, eine unangenehme Maßregel freilich, kommt aber in neuerer Zeit öfters vor; die Gläubiger müssen sich mit dem begnügen, was nach Abzug Ihrer Ansprüche noch übrig bleibt, das ist ganz gesetzlich, Sie haben ja keine einzige Schuld mit unterschrieben.“ „Der Conkurs erklärt, was ist dann das?“ Herr Sprößer erklärte es. Da richtete sich die Mutter auf: „So meinen Sie, ich lasse meinem Mann unter dem Boden verganten? nun und nimmermehr! Er hat nicht schön an mir gehandelt, aber sein Weib bin ich und seinen Namen behalte ich, und das soll ein ehrlicher Name bleiben, so lange ich einen Kreuzer habe.“ Bei diesem Bescheid blieb es, wie sehr auch der gebildete Tochtermann dagegen eiferte und zuletzt wüthete. Wie viel freilich für ihn auf dem Spiel stand, das konnte er sich nicht überwinden, der geringgeschätzten Schwiegermutter zu gestehen.

„Jetzt muß ernstlich eingezogen werden,“ sagte er zu

seiner tiefgebeugten Frau. „Ganz recht; aber wie?“ das ist die schwere Frage. Karoline wollte erst einmal zusehen, wie es ihr Mann mit dem Einziehen angreife. Nun, den täglichen Wirthshausbesuch konnte er nicht unterlassen, was würden die Leute sagen? zudem war das ein Bagatell! das Reitpferd abschaffen? das ging wieder nicht, es macht einen gar schlechten Eindruck, wenn ein Beamter zu Fuß auswärtige Geschäfte in Amtsorten abmacht, und ein ordentliches Miethpferd ist nicht im Orte zu haben, zudem kostet ein Pferd nimmer so viel, wenn man einmal darauf eingerichtet ist. In ähnlicher Weise ging es mit Karolinens Ersparnißversuchen; sie sah abermals nicht ein, warum sie sich's „abdarben“ solle, um so weniger, als ihre Ausgaben ja ohnehin Kleinigkeiten waren. Sprach sie sich bei vertrauten Freundinnen etwas besorgt und bekümmert über den Geldpunkt aus, so waren die bald mit Trost bei der Hand: ach, wie magst du dich das anfechten lassen! bei einem schönen Einkommen wie das Eurige und einem einzigen Kinde, da hat es ja gar keine Gefahr!“ und Karoline glaubte das so gern und sah nicht, wie die Freundinnen hinterher den Kopf schüttelten: „ja, das weiß kein Mensch, wie's gehen kann!“

Ach, eine Falschheit dieser Art ist im täglichen Leben häufig, und sonst redliche Gemüther machen sich deren schuldig. Man folgt dem unwillkürlichen Drang zu trösten, zu beruhigen, man scheut sich, zu verletzen, und gibt flache Trostgründe, an die man selbst nicht glaubt, man sagt dem halb Ruinirten: „o, mit dir steht's noch gar nicht schlimm!“ dem schwer Kranken: „ach, du kannst gar leicht wieder gesund werden,“ und wiegt so in Sicherheit, wo man wecken sollte. Es geschieht oft aus Gutmüthigkeit, aber nicht immer. Oft ist es die leise, unbewußte Schadenfreude, die selbst ein sonst gutes Gemüth bei häuslichen Verdrießlichkeiten und pekuniärem Miß-

geschick Andrer empfindet, und die wir durch oberflächliches Trösten zu vergüten, uns selbst und Andern zu verbergen suchen. Rechte Liebe aber muß wahr sein bis zum Grunde; sie ist langmüthig und freundlich, darum kann sie nicht verletzen und muß segnen, selbst wo sie weh thut. Solche Liebe hat die arme Karoline nicht gefunden; bei der Mutter allein floß ihr heiliger Quell, unverschüttet und ungetrübt, da hätte sie Wahrheit gehört; aber wie konnte die gute Frau urtheilen über Verhältnisse, die ihr ganz fremd waren? zudem hatte sie sich von ihrem Mann gegen die Mutter verbittern lassen: sie, die einst als Mädchen in so edlen Gefühlen geschwelgt, grollte nun der Mutter, weil sie mit eigner Aufopferung ihres Vaters Namen unbefleckt erhalten hatte!

Wenn ein Wagen bergab rollt, geht es rasch und immer rascher. Sprößer hatte schon vor seiner Verheirathung in Hoffnung auf den vermeintlichen Reichthum seiner Frau alle Schulden verschwiegen, später neue gemacht, zuletzt aus seinen Kassen entlehnt. Nach zwei Jahren wurde eine Untersuchung über ihn verhängt, und ihr Resultat war — eine Verurtheilung auf sechs Jahre in eine Strafanstalt.

Ein Selbstmordversuch mißlang ihm, zu einem zweiten fand er den Muth nicht mehr; seine Grundsätze hätten ihn nicht davon abgehalten.

Wer will den namenlosen stumpfen Jammer eines solchen selbstverschuldeten Geschicks schildern: ein Leid ohne Gott, ein Leid ohne Trost; wer die Qualen der armen Frau, wenn ihr Mann, statt in Aeußerungen der Reue, in Flüche und Verwünschungen ausbrach, gegen Alle, die schuldig und nicht schuldig waren an seinem Fall: gegen sie, gegen ihre Eltern, gegen sich selbst und gegen Gott und Welt? Es war fast

eine Erleichterung für sie, als er von der Verletzung, die ihm jener Versuch zugezogen, wieder genesen war und in's Gefängniß abgeführt wurde, obwohl ihr diese Abführung fast das Herz brach.

Wohl bleibt die Liebe das Größeste, der letzte Keim im Menschenherzen, aus dem der Herr noch ein besseres Leben wecken kann. Karoline war ohne Glauben, denn die religiösen Trostsprüche, an denen sie sich jetzt im Versinken halten wollte, glitten an ihr ab, die Dornen erstickten jedes göttliche Lebenskorn; sie war ohne Hoffnung, aber ein Restchen Liebe für den Gatten ihrer Jugend, für den Vater ihres Kindes war unter dem Schutt geblieben, mit dem Selbstsucht und weltlicher Sinn ihr Herz verschüttet. Sie fühlte unaussprechliches Mitleid mit ihm, als das Urtheil ausgesprochen war, da nun doch der schwerste Theil einer gemeinsamen Schuld auf sein Haupt fiel, und in der ersten Gemüthsaufwallung bat sie um Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen, um Strafe und Schmach zu theilen; eine Bitte, die freilich nicht gewährt werden konnte. Als er vor seiner Abführung in die Strafanstalt zum Abschied zu ihr gebracht wurde, als er ihr die Hand noch einmal bot, und sich mit verbißnen Lippen und niedergeschlagenen Augen abwandte, da blieb sie in verzweifeltem Jammer auf der Schwelle liegen, über die sie vor wenigen Jahren so leichtsinnig, so unbekümmert geschritten war.

Das Mutterherz war ihr offen geblieben, ein Mutterhaus gab es nicht mehr. Aber die Großmutter überlebte das Elend nicht lange, obwohl sie noch nicht alt war und von kräftiger Konstitution schien. Schon daß sie mit der Tochter in einem engen Stadtlogis wohnen, die Haushaltung aufgeben und sich aus einer Garküche speisen lassen sollte, drückte ihr fast das Herz ab, ihr eckelte vor den Speisen und sie hatte sich nie recht wohl gefühlt seit ihres Mannes Tod. Und nun noch

die Vollendung des Elendes, die Schuld und Schmach des Gatten ihres einzigen Kindes, auf den sie, als auf einen „Angestellten," doch stets mit gewissem Stolz geblickt hatte, so wenig er nach ihren Wünschen war, — das traf sie allzu schwer. Sie hatte jedes Opfer gebracht, um ihres Mannes ehrlichen Namen zu retten, nun aber drückte sie der Gedanke, ob sie nicht durch jenes Opfer das größere Elend herbeigeführt habe; sie fand kein Ende ihrer quälenden Gedanken, die verzweifelte trostlose Tochter vergrößerte nur ihren Jammer und selbst das Enkeltöchterlein konnte sie nimmer erheitern.

Karoline hatte Gelegenheit, in der Pflege der Mutter ihre versäumte Kindespflicht von früher einzuholen, während eines schleichenden Fiebers, das die Kraft der alten Frau verzehrte. Sie trug die Krankheit der Mutter mit derselben stumpfen verzweifelten Resignation, mit der sie jetzt das ganze Leben aufnahm. „Es muß noch Alles über mich kommen." Warum es kommen müsse, wie sie dem Kreuz den Stachel nehmen könne, darüber besann sie sich nicht.

Bei der Großmutter war das anders. Sie wich ihrem eignen Herzen nicht aus, nicht dem stillen Gericht, das der Herr in den langen, langen Nächten und endlosen Tagen der Krankheit in ihr hielt. Wie gering auch ihre Fehler in Menschenaugen scheinen mochten, ihr waren sie klar: ihr Ueberschätzen der äußern Lebensgüter, ihr früherer Mangel an wahrer Frömmigkeit, an wahrer Demuth; — so blieb sie nicht liegen unter der Wucht des Kreuzes, sie richtete sich auf und trug es in stillem Sinn bis an ihr Ende.

Die Tochter begriff das Friedenslicht nicht, das der Mutter aufgegangen war und aus ihrem matten Auge strahlte; die Bibel blieb ihr fremd und todt, sie schlug nur das alte Testament auf, sie begriff Gott als Richter und Rächer, ein Heiland wurde er ihr nicht.

Die Mutter starb und Karoline fühlte mit einer Art von finstrer Genugthuung, wie sie nun ganz verlassen sei, wie eben Alles über sie kommen müsse.

All dieser Jammer zog an der kleinen Bertha vorüber, eh' sie fähig war, ihn zu fassen. Ein kurzer Frühling war dem Kinde beschieden gewesen: die ganz unbewußte Zeit der ersten Entfaltung unter der Obhut der Großmutter, wo diese sie in einen Korb gebettet mit sich trug in den schönen sonnenwarmen Garten, unter schattige Bäume auf freiem Feld, wo sie zum blauen Himmel hinaufgelächelt und mit Blumen und Steinchen gespielt hatte. Das ging bald vorüber, und düstre Gesichter, rothgeweinte Augen und dunkle Kleider waren die ersten Eindrücke, die in des Kindes erwachendes Bewußtsein fielen. Gar oft wandte sie ihre blauen Augen fragend von dem Einen zum Andern, oft strich sie mit dem kleinen Händchen über der Großmutter Gesicht, „nicht weinen, Ahne," aber sie gewöhnte sich allmälig daran und ging still ihres Weges. Das Kind entwickelte sich langsam, weil Niemand für seine Entwicklung Sorge trug. Statt daß die Mutter gesucht hätte, es mit Kleinem glücklich zu machen, warf sie mit Bitterkeit die wenigen Sachen beiseite, die ihm noch geblieben waren: „was soll der Bettel? da drunten die Schneidersfrau richtet ihrem Kind die schönste Puppenstube ein, du armer Tropf bekommst nichts so."

Als der Geist der Großmutter sich begann von dem Schlage aufzurichten, da war sie körperlich zu schwach, um viel für das Kind thun zu können. Stundenlang saß Bertha auf dem Bett der Großmutter und besah die Bilder des alten Gebetbuchs, ihre einzige Unterhaltung. „Mach doch auch dem Kind eine kleine Freude!" bat die Großmutter. „Ach, was Freude," sagte die Mutter, „haben wir doch kaum Brod;

besser sie wächst so auf, als daß sie einmal meint, sie dürfe auch leben wie andere Leute, und dann in's Elend kommt."

Wer kann das allmähliche Aufkeimen des geistigen Lebens, die leise Welt der Gedanken und Träume belauschen, die in einer Kinderseele erwachen und blühen, lang eh es die Worte findet, sie auszudrücken? Und wer weiß, wie mächtig frühe Eindrücke von außen einwirken, lang eh' das Kind zeigen kann, ob es sie aufnimmt? Wie viel von unbewußter Freudigkeit, von frischem Lebensmuth, von hellen Träumen verdanken wir vielleicht dem lachenden Mutterauge, das über uns geweilt, dem fröhlichen Wiegenliedchen, das uns getönt, dem heitern Kindsmädchen, das mit uns gespielt! Das Talent zur Freude muß wie jedes Talent gepflegt werden, sonst stirbt es ab.

So war es wohl kein Wunder, daß die kleine Bertha aufwuchs, eine licht- und sonnenlose Blume, farblos im Aeußern, freudlos im Innern.

Sie kam in die Schule; kein einziges Kind hatte sie vorher gekannt, keine Mutterhand führte sie dem Lehrer zu: die Mutter schämte sich, unter Leute zu gehen, eine Nachbarin nahm sie mit; die vielen Kinder machten ihr bange, sie wurde noch scheuer und stiller als zuvor. Sie faßte langsam; als sich aber endlich mit dem Lesen und Schreiben die Pforten des Wissens für sie erschlossen, da warf sie sich mit dem stillen, zähen Eifer auf's Lernen, der die eigentlichen guten Schüler macht, die vom Lehrer gelobt und bevorzugt, von den Mitschülern geneckt und gemieden werden.

Eine fröhliche Zeit, die Schulzeit! wenn auch das erste Drangsal des Menschenlebens. Fürchtet ihre Gefahren nicht! befehlt Euer Kind dem Herrn und haltet sein Herz offen, dann aber laßt es getrost Lust und Leid dieses ersten Weltbürgerthums genießen, wenn Ihr nicht anders im Sinne habt,

es sein Lebenlang in Baumwolle zu wickeln und unter eine Glasglocke zu stellen.

Unter den Schulgesetzen die in unsrer Schule alljährlich verlesen wurden, stand §. 3: „Es wird von den Schülern erwartet, daß sie die Schule still und sittsam in gehöriger Ordnung verlassen.“ Ja still und sittsam! ich will nicht von den Knaben sagen, bei denen sich das tägliche Wunder wiederholte, daß unter ihrem Gepolter die Schultreppe nicht brach, nein, leider auch wir Mädchen brachen aus der Schulstube hervor wie ein Bienenschwarm, nur viel geräuschvoller, und die Lehrer waren so vernünftig und ließen das Gesetz vor Ohren gehn und begriffen, daß es die helle liebe Lebenskraft ist, die nach dem langen Stillsitzen doppelt rasch aufschnellt. Das ist nun freilich nicht so in den „Instituten“ der Residenzen, wo die jungen Fräulein in Hut und Schleier nebst Sonnenschirmchen zierlich nach Hause gehen, im Bewußtsein, daß sie unter den Augen des gebildeten Publikums wandeln, ach nein, dort nehmen auch die Unarten eine gebildete Färbung an; dies Bild ist aus einer Landschule auf den ersten Stufen der Kultur, wo einmal die ersten Residenztöchterlein, die dorthin verpflanzt wurden und in Hut und Schleier zur Schule gingen, als „Paradiesvögel“ rücksichtslos verhöhnt wurden.

Und die Pausen, das „Herausdürfen,“ wie wir's nannten, welche Herrlichkeit! man sollte in die Schule gehen, nur um heraus zu dürfen. Welche Fülle von Spielen! für jede Saison ihr eignes. Mit den Schneeglöckchen kommt der Ball, die Dätscher oder Fünfsteine, oder wie man's nennt, später die wildern Spiele: Bock, Bock was thust in meim' Garten? Katz und Maus, der dritte Mann, das Räuberspiel, das schon nach moderner Kultur schmeckt, Kettenflechten, Gläserspülen, Ei, wer sitzt in diesem Thurm? eine unerschöpfliche Mannig-

faltigkeit, bis der einförmige Winter nur die Wahl läßt zwischen Schleifen und Schlittenfahren.

Dazwischen die minder löblichen Ergötzlichkeiten während der Schulstunden selbst, in denen die Mädchen erfinderischer sind als die schwerfälligern Buben: Bildchen malen, Papierstickerei, Perlenringe anfassen, Roßhaarketten flechten, Ausschneiden, Fleckchenzupfen, sogar Lotterien, bei denen der Einsatz eine Bohne beträgt, werden während der Lektionen im Verborgenen betrieben und machen den Lehrer desperat. Will das nicht vertheidigen und danke dem Lehrer, der es mit Feuer und Schwert ausrottet; doch sind wohl diese Auswüchse Winke, daß unser Geschlecht nicht zu ausschließlich geistiger Thätigkeit berufen ist, und auch zum Wissen nicht militärisch dressirt werden kann.

Auf unsre kleine Bertha hat diese Abschweifung wenig Bezug, sie blieb diesem Treiben fast völlig fremd; zu den kleinen Gesetzlosigkeiten des Schullebens war sie zu ernst und zu unschuldig, aber auch zu den erlaubten Vergnügungen zu schüchtern und zu unbeholfen. Sie saß auf der Bank vor dem Schulhaus, als in den ersten Wochen nach ihrer Einführung die Mädchen Groß und Klein sich im Schulhof tummelten. „Spiel' auch mit!“ rief ihr gnädig eine der Größern zu, für die das unbekannte Mädchen einen gewissen Reiz hatte. Bertha fügte sich in den Reihen. „Wer ist denn dein Vater?“ fragte die Nachbarin, Bertha sah erstaunt auf, niemand hatte ihr je vom Vater gesagt. „Ihr Vater ist im Zuchthaus,“ flüsterte ein größeres Mädchen der Fragenden zu. Bertha war wohl zu jung und zu unerfahren, um ganz die Bedeutung dieser Worte zu verstehen, aber sie verstand den scheuen mitleidigen Blick, den die Nachbarin auf sie warf, und das unwillkürliche Zurückzucken des Mädchens, die sie an der andern Hand hielt, und die Worte trafen sie wie ein Dolchstich. Sie wagte nicht,

die Mutter zu fragen, sie fragte nur einmal die Nachbarsfrau scheu und leise: „was ist's denn, wenn man im Zuchthaus ist?“ — „O, das ist etwas Arges, frag du nicht mehr darnach, du kannst nichts dafür, armes Tröpfle.“ Sie fragte nimmer, aber sie zog sich noch mehr in sich selbst zurück.

Der Lehrer nahm sich ihrer an, und wenn diese Protektion sich auch nicht über die Schulstunden hinaus erstreckte, so richtete sie sich doch daran auf; sein Angesicht war ihr wie eines Engels Angesicht. Lernen, Lesen war nun ihr einziger Genuß, aber es machte ihr Auge nicht hell, ihr Herz nicht fröhlich, sie hatte niemand, gegen den sie eine Freude aussprechen konnte, sie dachte gar nicht an die Möglichkeit. Die Mutter saß daheim stets mit demselben finstern Gesicht und suchte aus großen uud kleinen Begegnissen lauter Belege zu ziehen für die festgestellte Thatsache, daß über sie Alles kommen müsse.

Bertha war etwa neun Jahre alt, als sie eines Abends wie alle Abende still mit ihrer Arbeit bei der Mutter saß, da öffnete sich, ohne daß zuvor geklopft wurde, die Thür leise, langsam: auf der Schwelle stand ein Mann in abgetragenen unmodischen Kleidern. Die Mutter fuhr aus ihrem Brüten auf und sah ihn an: „Ferdinand!“ rief sie mit durchdringender Stimme und wollte auf ihn zueilen, aber sie wankte unterwegs, der Mann fing sie auf, und mit lautem Weinen lagen sich die Gatten in den Armen. Es war ein herzzerschneidendes Weinen, Bertha hat es in ihrem Leben nicht mehr vergessen können.

„Ist das unser Kind?“ fragte endlich der Vater und faßte Bertha bei der Hand; er schien als er sie betrachtete etwas getäuscht, sie wär ein sehr blühendes, schönes Kind

gewesen, jetzt war sie schmächtig und blaß. „Armes Kind!“ seufzte er und schloß sie in die Arme; Bertha weinte und streichelte sanft des Vaters Stirn, sie wußte selbst nicht, daß es mit einiger Ueberwindung geschah, — jene Worte in der Schule hatte sie nicht vergessen.

In jeder tiefen Bewegung, sei sie froher oder schmerzlicher Art, gibt uns Gott ein Mittel zu geistiger Erneuerung in die Hand. Aber statt daraus Kraft für einen großen Umschwung zu schöpfen, fühlen sich die Meisten daran erschöpft und wenden sich recht schnell in die Alltäglichkeit zurück, um sich zu erholen. So hätte dies schmerzvolle Wiedersehen den Gatten zum Anfangspunkt einer neuen Vereinigung dienen können, tiefer und schöner als je ihre erste war. Es ist ein entsetzliches Gefühl für eine Frau, den Mann, der ihr Haupt, ihr Schützer, ihr Halt und Hort sein soll, in Schuld und Schande gefallen zu sehen; aber es liegt auch eine wehmüthige Schönheit in dem Gedanken, ihm mit ihrer Liebe allein zu bleiben auf der ganzen Welt, in ihrer Hingebung ihm Alles ersetzen zu können: Glück, Ehre, Freude; ein Stern, der ihn durch die Nacht dem Morgen entgegenführt.

Karoline dachte nicht daran, sich von ihrem Manne zu trennen; sie folgte ihm in die größere Stadt, in der er hoffte unbemerkt zu leben und Arbeit zu finden; aber sie folgte ihm aus einer Art von Instinkt, weil auch sie keine Heimath hatte, nicht aus dem tiefen Gefühl der Treue, die aushält bis in den Tod.

Sie richteten sich nothdürftig ein in dem neuen Wohnort und lebten von dem oft kümmerlichen Erwerb, den Sprößers Geschäfte und die Handarbeiten von Mutter und Tochter eintrugen.

Ein großes und tiefes Schmerzgefühl kann so wenig anhalten als eine hohe Freude, sie müssen nach und nach in

kleiner Münze ausgegeben werden. Es gehört Kraft dazu, dem Schmerz stille zu halten, noch eine viel größere aber, stille zu halten dem Schuldgefühl, und es so mit Gottes Hilfe zu überwinden. Sprößer hatte diese Kraft nicht. In der Strafanstalt, unter gemeineren und wie er dachte schuldigern Menschen als er, war es ihm leichter geworden, sich mit Stumpfheit in sein Geschick zu finden; der Rücktritt in die Gesellschaft war schwerer. Nun wäre es Sache des Weibes gewesen, ihm das Herz aufzuthauen mit dem warmen Hauch der Liebe, ihn zu heben, indem sie ihm Achtung zeigte, ihm eine stille Friedensheimath zu gründen, wenn ihm auch sonst die ganze Welt verschlossen blieb, und es hätte ihr dies nicht so gar schwer werden sollen, wenn sie ihr eigen Theil Schuld gehörig erwog. Aber Karolinen war es nie eingefallen, in sich eine Schuld zu suchen, sie kam sich nur als das beklagenswerthe Schlachtopfer fremder Fehler vor, und hielt es für übermenschlichen Edelmuth, wenn sie ihrem Mann keine Vorwürfe machte. Sie glaubte sich dagegen vollkommen berechtigt, jeder üblen Laune, jeder bittern Stimmung den freiesten Lauf zu lassen; wer konnte das einer so unglücklichen Frau übel nehmen? Beschwerte sich der Mann über eine verbrannte Suppe, so entgegnete sie: „weiß nicht, woher ich jetzt noch delikate Bissen auftischen soll;“ wünschte er, daß im Winter die Fenster der kalten Wohnung geschlossen blieben: „o freilich, nicht einmal einen Athemzug frische Luft darf man genießen! Was brauchen wir noch Luft, die ist für andere Leute!“

So war es eine herbe Treue, die bei ihm ausgehalten; und eine unsägliche Bitterkeit schlich sich in des Gatten Herz, wenn er in seinem Bewußtsein nicht den Muth fand, auf solche Anspielungen zu antworten, die nicht eben ausgesprochen waren, um ihm wehe zu thun, sondern nur in der schonungslosen Rücksichtslosigkeit des Egoismus.

Bertha, mit einem angeborenen Sinn für das Edle und Schickliche, empfand, ohne es zu wissen, all diese Mißlaute schmerzlich. Trotz einer leisen Regung von Abneigung gegen die etwas gemeinen Manieren, die der Vater angenommen, hätte sich das Kind ihm gern genähert, er aber verstand ihre stille Weise nicht und hielt sie für einfältig. Während der langen Kerkerjahre hatte er in der Thorheit eines weltlichen Herzens Pläne auf Pläne gemacht, wie er wieder zu äußerm Wohlergehen gelangen könne; als Hoffnungsanker erschien ihm da sein Töchterlein, in dem er, wie so viele Väter thun, entschieden eine künftige Schönheit erblickt hatte, er beschloß, das Aeußerste für ihre Erziehung zu thun. Die sollte dann in die Welt treten, glänzende Eroberungen machen, die glänzendste darunter fesseln und als angesehene Frau dem Vater Glück und Ehre wiederbringen. Nun fand er ein bleiches, unscheinbares Mädchen von schwacher Gesundheit, in deren Natur es viel mehr lag, ihre Gaben, die sie selbst nicht ahnte, zu verbergen, als geltend zu machen. Sein Luftschloß fiel zusammen und er wandte sich gleichgültig von dem stillen Kinde. Bald fand er eine Gesellschaft, die ihm zusagte und in der er, so oft es ihm möglich war, seine Abende zubrachte.

Sein Herz wurde vollends verhärtet, seine Sitten roher und gemeiner; Frau Karoline sah nur wieder einen neuen Beweis für die große Wahrheit, „daß Alles über sie kommen müsse," und erging sich recht im Gefühl ihres namenlosen Unglücks mit einer Art von Schadenfreude gegen Gott und Welt und sich selbst. In dieser Lebensluft sollte Bertha sich entfalten, das war die selige Kinderzeit, das die goldenen Jugendtage, die ihr blühten! Die Schule war ihr Glück; das war doch eine Welt, in der nicht die schwüle Pestluft des Vaterhauses wehte, obgleich sie auch hier wie in der frühern vereinzelt blieb, und tausend kleine Dornen sich in

ihr Herz drückten, mehr noch in der höhern Bürgerschule, in der sie denn doch der Vater unterbrachte, als früher in der Volksschule. „Morgen ist mein Geburtstag!“ jubelte eins der kleinen Mädchen, „ich freu' mich, die Mutter hat schon Kuchen gebacken, und von Julius bekomm ich vielleicht ein Federrohr! Kriegst du auch Chokolade an deinem Geburtstag, Bertha?“ — „Ich weiß nicht, wenn mein Geburtsag ist,“ sagte diese mit unsäglichem Wehgefühl, während die Mädchen sie verwundert und mitleidig ansahen. „Am Mittwoch ist Martinstag, da machen wir dem Lehrer ein Geschenk,“ wurde mit eifriger Wichtigkeit verhandelt, „bring auch etwas dazu, Bertha!“ Bertha brachte daheim bei der Mutter schüchtern ihr Anliegen vor. „Geh zum Vater, sagte die kurz, er soll dir geben von dem, was er gestern noch vom Wirthshaus heimgebracht, ich habe nichts.“ — „Geh zur Mutter,“ rief der wüthend, „und fordere, was sie vor Zeiten in Torten und Visiten vernascht hat, davon kannst du sechs Schullehrer erhalten.“ Das Kind forderte nichts mehr. Weihnacht kam, das Fest der Freude, die Mutter schenkte ihr einen Sechser: „da kauf' dir Pfefferkuchen, ich schäme mich, in einen Laden zu gehen, kann dir doch nichts Rechtes geben.“

Eine einzige Freundin gewann sie allmälig, die Tochter eines reichen Kaufmanns, die Bertha nach den Schulstunden manchmal mit nach Hause nahm. Da sah sie denn zum erstenmal eine schöne, behagliche Häuslichkeit, freundliche Augen und gemüthlichen Familienverkehr; sie kannte den Neid nicht, aber ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen, als sie die düstre Stube daheim wieder betrat. Die Eltern der neuen Freundin interessirten sich für sie, der Vater zog Erkundigungen ein; Sprößer erhielt einen Brief von ihm, in dem er ihm anbot, „um seiner Familie willen“ ihm Beschäftigung für sein Comptoir zu geben, wenn er gänzlich sich von seiner bisherigen Ge-

nossenschaft lossage und Beweise gründlicher Besserung gebe. Der Geschäftsmann sprach geradezu und bündig; diese Sprache empörte Sprößer so sehr, daß er Bertha den Umgang mit Amalien gänzlich untersagte. Bertha gehorchte ohne Widerrede; sie sah Amalie nur noch in der Schule und später in der Religionsstunde. Es kam etwas von der Mutter Geist über sie: „über mich muß Alles kommen!“

Die Zeit des Religionsunterrichts zur Vorbereitung auf die Konfirmation war ihre glücklichste. Es war ihr, als umwehe sie Heimathluft, wenn sie die Pfarrstube betrat, in der er ertheilt wurde, und mit ihren stillen Augen an dem Blick des Geistlichen hing. Der Mann meinte es redlich; aber mehr, als er hatte, konnte er nicht geben, und das Beste hatte er nicht. Er wußte schöne Gefühle zu erwecken, viel edle Vorsätze hervor zu rufen, Christus war ihm der Weg und die Wahrheit; das Leben selbst war er ihm nicht geworden. Auch Bertha's Herz erwärmte sich für Tugend und Glauben, aber wenn sie daheim anknüpfen wollte, ihre Vorsätze ausführen, ihre Gelübde erfüllen, ach da wollte es nirgends gehen; niemand verlangte ihre Liebe, niemand dankte für ihre Hilfe, niemand prüfte ihre Geduld, es gab keine Stürme, keine Wolken, die Mutter ließ den Vater stumm gewähren; seine beschränkten Mittel und der Mangel an Kredit schützten ihn vor eigentlicher Völlerei. Diese Häuslichkeit war ein Sumpf, über dem ein grauer Nebel hängt, — Bertha dachte am Ende, auch das Christenthum mit seinen erhabenen Lehren, mit seinem Frieden und seiner Seligkeit sei doch für Glücklichere als sie.

So verging Jahr um Jahr; der Frühling eines Mädchenlebens zog blüthenlos an Bertha vorüber, ohne Freude, ohne Wechsel, als etwa den der Wohnung, obwohl sie immer auf trübselige sonnenarme Zimmer beschränkt blieben. Dadurch bildete sich nicht einmal eine Beziehung zu Hausgenossen, die

die Einsamkeit des jungen Mädchens unterbrochen hätte. Mit einem natürlichen Sinn für Ordnung und feinere Sitte schreckte sie auch vor den meist schmutzigen unordentlichen Haushaltungen zurück, die sie in ihren abgelegenen Quartieren traf.

Die neue Wohnung, die sie bezogen, war ein trübseliges thurmähnliches Gebäude inmitten der Stadt, und doch auf merkwürdige Weise nach allen Seiten hin blos auf Winkel und Dachrinnen gehend, mit seltsamen halsbrechenden Treppen und Entresols, als hätten alle Bewohner einst wie die Schnecke eine eigne Behausung mitgebracht und sie so zufällig aufeinander gethürmt. Mit lebhafter Phantasie hätte sich Bertha etwa die Dächer von den Häusern wegdenken und die verschiedenen Lebensbilder ausmalen können, die sich darunter bewegten; ihre Phantasie war aber nie geweckt oder genährt worden, so sah sie nur die Katzen, die herumschlichen, das Moos, das auf den feuchten Ziegeln wuchs, und selten, ach selten blickte sie nach dem kleinen Stückchen Himmel, das man von einer Seite sah.

Der Hausbesitzer war ein Schmied, der selten außerhalb der Werkstatt zu sehen war. Das Hausregiment führte die Frau mit kräftiger Hand; ihre Stimme schien sich in der Werkstatt gebildet zu haben, man hörte und verstand sie noch durch das Gepoch der Hämmer. Bertha hatte die kleinen Einkäufe für den Haushalt, überhaupt das auswärtige Departement zu besorgen und kam so am ehesten in Berührung mit der gestrengen Hausfrau; diese fand wenig Gefallen an dem stillen trüben Wesen des Mädchens, ihre noble Haltung und ihr zurückhaltendes Benehmen schienen ihr nur Bettelstolz, wenn sie damit die Art und Weise des Vaters zusammenstellte.

Bertha kannte das sonstige Hauspersonal wenig, nur ein größerer Knabe fiel ihr auf, dem sie hie und da auf der Treppe begegnete, der Lehrbursche, wie es schien. Sein mit

Ruß überzogenes Gesicht war aber jeder Zeit so ganz besonders trübselig, daß es sogar Bertha auffiel, die gar nicht an heitre Aussicht gewöhnt war. Sie wagte einmal, die Hausfrau um ihn zu fragen. „Ach, das ist der Robert, unser Lehrjung, ich wollt', ich hätt' den Schlingel nie gesehen, das ist das letztemal, daß ich einen Buben von Privatsleuten nehme; macht er nicht ein Gesicht wie eine Kreuzspinne, und will ich einmal, er soll' mir mein Kind hüten oder Wasser zur Wäsche tragen, so sieht er vollends aus wie die egyptische Finsterniß; wer den Hochmuth nicht lassen kann, der soll brav reich bleiben," fügte sie etwas spitz bei und schloß damit Bertha den Mund.

Sie setzte sich einmal wieder still an ihre Arbeit, um das kurze Tageslicht zu benützen, als das Geschrei: „eine Chaise, eine Chaise!" und das Zusammenspringen der Straßenjungen sogar die Mutter an das einzige Fenster lockte, das auf die Straße ging. Da hielt wirklich ein prächtiger Staatswagen, ein Bedienter sprang von hinten herab, suchte fluchend seinen Weg auf der finstern Treppe, trat aber bald darauf in höflichster Weise in's Zimmer mit der Meldung: „Fräulein Amalie Döring und der Freiherr von Stern wünschen ihre Aufwartung zu machen." Eh noch die betroffenen Eltern bemerken konnten, es werde ein Mißverständniß sein, öffnete sich die Thür wieder, und am Arme eines schönen Mannes, strahlend in Glück und Jugendblüthe, trat Bertha's Schulfreundin Amalie in die düstre Stube. „Nicht wahr, das hättest du nicht geglaubt, daß ich noch an dich denke?" fragte sie naiv die erstaunte Bertha; „ja glaub's nur, wenn wir uns auch seit der Konfirmation nicht mehr gesehen, ich habe dich doch nicht vergessen, aber ich konnte dich nimmer auffinden, weil ihr ausgezogen seid. Jetzt aber, nun wir Brautvisiten machen, habe ich's Gustav gleich gesagt: die Bertha

müssen wir besuchen, so gut als die Vornehmsten von meinen Schulfreundinnen, und habe endlich Eure Wohnung erfahren. Und Gustav ist auch ganz gutwillig mit mir gegangen, o, er thut mir alles zu lieb, und ist gar nicht stolz!" so plauderte die arglose Amalie weiter mit der Taktlosigkeit eines Herzens, das nie Zurücksetzung gekannt, ganz glücklich im Gefühl ihres Edelmuths, mit dem sie die arme Freundin aufsuchte. Ach, sie bedachte nicht, wie der Glanz ihres jungen Glückes dem freudearmen Herzen weh thun mußte, wie der Sonnenstrahl einem kranken Auge.

Der Freiherr fühlte feiner, er unterhielt sich mit ernster Höflichkeit mit der Mutter, die aus ihrer Höhle hervorging und alle Reste ihrer Institutsbildung aufwärmte, um dem Brautpaar zu zeigen, daß die Herablassung nicht zu groß sei, während der Vater, gebildeter Gesellschaft entwöhnt, durch seine überladene Höflichkeit etwas abstieß. Das Zimmer war geordnet und reinlich, seine Dürftigkeit machte Bertha nicht verlegen, das blaue Seidenkleid, der blumengeschmückte Hut, all die feenhafte Toilette der Braut erregten kein Gefühl des Neides in ihrer Brust, aber das strahlende Lächeln, mit dem sich die Augen des jungen Paares begegneten, die zärtliche Sorgfalt, mit der der Freiherr seinen Arm um Amalie schlang, um sie auf der Treppe zu schützen, die ganze Atmosphäre von Glück und Freude, die sie umwehte, das Alles machte ihr die trübe Heimath doppelt düster, als die helle Erscheinung verschwunden war. „Du hättest auch meine Brautjungfer werden müssen, Bertha," hatte Amalie gesagt, „aber wir feiern die Hochzeit ganz still, weil wir nach Italien abreisen, auch dachte die Mutter, es könnte dich mehr geniren, weil du niemand kennst; aber ein Andenken an meine Hochzeit mußt du doch haben, wie wenn du Brautjungfer gewesen wärest!" Das Päckchen, das Amalie ihr zurückließ,

enthielt schönen Kleiderstoff; gewiß eine feine, gütige Weise, dem armen Mädchen eine Wohlthat zu erweisen, und doch that dies reiche Geschenk Bertha weh, ein Ringlein von Amaliens Haaren hätte sie mehr gefreut. Sie zürnte sich, daß sie diese Güte und Freundlichkeit nicht besser würdige, sie fühlte es als eine Sünde gegen ihre weibliche Würde, daß dies bräutliche Glück ihr Herz verwundete, und doch mußte sie sich in ihr Kämmerlein flüchten, während die Eltern sich spitze Reden darüber zuwarfen, daß in ihrem Haus keine solche Freude einkehre, und doch legte sie den Kopf auf ihr Lager und weinte, weinte heiße, bittre Thränen, und meinte, wenn sie auch nur einmal im Leben wüßte, was Glück sei und Freude, nur ein einzigesmal, so wollte sie gern sterben oder — fortleben, wie sie bisher gelebt hatte.

Es war Nacht, der Vater war noch nicht daheim, die Mutter schlief, Bertha saß allein, noch mit mühsamer Arbeit beschäftigt, als sie glaubte, ein leises klägliches Stöhnen zu hören. Sie lauscht, sie hört den Ton deutlicher, er kommt vom obern Boden, den sie unbewohnt glaubte. Es war ihr so in stiller Nacht etwas unheimlich, doch wollte sie niemand unten wecken, vielleicht schlief oben eins vom Gesinde; sie nahm das Licht und stieg mühsam die steile Treppe hinauf dem Ton nach. Er kam aus einer Bodenkammer, sie öffnete ohne Schwierigkeit; da lag auf einem ärmlichen aber reinlichen Bett ein altes Weib, schwer leidend dem Anschein nach. „Kann ich Ihr etwas helfen?“ fragte Bertha schüchtern. „Ach, das ist die Jungfer von drunten,“ sagte die Kranke und richtete sich auf; „da haben Sie jetzt mein dummes Gemauz gehört und sind am End' davon aufgewacht! hätt's auch bleiben lassen können, hab's noch nie gethan, aber heut ist es so gar arg mit meinen Schmerzen, da wollt' ich nur einmal probiren, ob es denn nicht besser

werde, wenn ich ein Bischen augse (ächze), hat aber auch nichts geholfen." — „Kann ich Ihr gar nichts erleichtern?" fragte Bertha wieder, „ich war noch wach." — „Ach freilich, liebe Jungfer, wenn ich nur einen Schluck Wasser hätt, es brennt wieder so, ich rüste mir's sonst immer noch hin, aber heut bin ich so gar elend heimgekommen, da konnt ich nimmer." Bertha eilte, ihr die Labung zu bringen, die ihr sichtlich wohl that. „Ah, vergelt's Gott, Jungfer, was das wieder ein Glück ist, daß Sie mich gehört haben, ja, mir geht's doch allemal wieder gut," und ganz befriedigt legte sie sich auf die Kissen zurück, die ihr Bertha zurecht geschüttelt. „Dank, Jungfer, das ist gar zu viel; aber nicht wahr, was das ein gutes Bett ist? das ist doch eine Wohlthat." — „Was ist denn Ihr Leiden, kann ich Ihr nichts mehr bringen?" fragte Bertha besorgt; „ein wenig Suppe?" — „Dank, Jungfer, kann nichts bei mir behalten, 's sitzt im Magen, der Krebs, sagt der Doktor, da darf ich nichts nehmen, als ein Bischen Kaffee, aber Wasser, das thut auch gut." — „Kaffee will ich Ihr morgen bringen," versprach Bertha und stellte das Wasser neben ihr Bett. „Vergelts Gott, Jungfer, ich nehm's morgen mit Dank an; für später habe ich schon gesorgt, wenn ich einmal nimmer fort kann, weiß schon lang, daß es so kommt. Wollen Sie mir noch eine Güte anthun, wenn's nicht grob ist, daß ich's verlange, so lesen Sie mir meinen Abendsegen, ich hab' kein Licht." Sie bezeichnete Bertha die Stelle im Buch, und ob auch der Schmerz ihre Züge verzog, so sah sie doch mit hellen getrosten Augen auf die Lippen des jungen Mädchens, von denen ihr die wohlbekannten Worte wieder neu an's Herz drangen. Bei allen Stellen, die vom Dank für göttliche Wohlthaten sprachen, nickte sie recht wohlgefällig mit dem Kopf und sprach das

Amen mit heller Stimme. Bertha hörte drunten den Vater und sagte eilig gute Nacht.

Die strahlende Braut und das arme Weib auf ihrem Schmerzenslager mischten sich auf seltsame Weise in Bertha's Träume.

Als Bertha erwachte, wußte sie zuerst nicht, auf was sie sich freue; ach ja, dem armen Weib hatte sie den Kaffee zu bringen versprochen, das konnte sie ganz leicht von dem Morgenkaffee erübrigen. Sie theilte der Mutter ihre nächtliche Entdeckung mit und erhielt leicht Erlaubniß; „bei uns daheim freilich, da hat man die Milch maasweise verschenkt, durfte sich nicht so ein Tröpfchen vom Mund absparen.“

Die Alte empfing sie mit großer Freude. „Wie hat Sie geschlafen?“ fragte Bertha. „Gar nicht, Jungfer, 's ist arg gewesen, hätt's schier wieder mit dem Augsen probirt; aber das ist ein rechtes Glück, daß ich so schöne Sprüch und Verse auswendig weiß von meinen jungen Jahren, die bet' ich alle wieder her, und halbe Predigten fallen mir oft ein, die ich schon gehört. Gegen Morgen hat's aber nachgelassen, da hab' ich von sechs Uhr an noch herrlich geschlafen, das thut gut! wenn man aufwacht, meint man, man habe die ganze Nacht geschlafen.“ — „Ja, ist Sie denn so ganz allein?“ — „Mutterseelenallein mit unsrem Herrgott,“ antwortete das Weib getrost; „ich hab's aber wohl gedacht, daß er mir jemand schickt, wenn ich's nöthig habe; ich krieg's allemal gerade wie ich's brauche.“ — „Aber Sie sollte den Arzt haben.“ — „Meiner Base Mädchen dient hier, die will nach mir sehen, wenn ich nimmer fortkomme, die kann dann auch zum Doktor, er weiß aber nimmer viel. Sie wird schon kommen,“ fuhr sie mit bedeutsamem Ton fort, „wissen Sie, sie erbt mich noch!“ Bertha's Aug' folgte unwillkürlich dem Blick der Kranken, der wohlgefällig ihre Besitzthümer in

dem Kämmerlein überlief: einen dreibeinigen Stuhl, einen großen alten Kasten und das Bett, sie mußte lächeln. „Sie denken wohl, da ist nicht viel zu erben?“ sagte die Alte; „da machen Sie den Schrank auf, was ich für schön Weißzeug habe! und noch drei Stücklein Leinwand, alles ehrlich und redlich verdient, ja, man soll auch noch etwas hinter mir finden. Aber lieb ist mir's, wenn Sie den Schlüssel nehmen, ich laß ihn der Lene nicht gern unter die Hand. In dem weißen Tuch da ist Alles zum Einwickeln, wenn ich sterbe: ein gutes Leintuch und ein schönes langes Hemd; ich denke, es werde mir keine Sünde sein, wenn ich noch mit Ehren unter den Boden will; das Geld zum Begraben liegt dabei, das darf nicht angewendet werden; eh's an das geht, schick ich zu den Frauen, denen ich gewaschen habe, die lassen mich nicht im Stich, der liebe Gott wird's aber nicht so weit mit mir kommen lassen.“ Unten im Kasten hatte sie noch einen kleinen Vorrath von Kaffee und Zucker, Seife u. dgl. und etwas gespartes Geld, weil ihr der Doktor schon lange gesagt, sie werde bald nimmer aufstehen können. Wie herzlich freute sie sich ihres kleinen Reichthums und wie getrosten Herzens dachte sie doch an den Tod, der sie so bald ihrem werthen Besitz entführen mußte.

Lene, der Base Mädchen, war eine modernisirte Magd in Wollmousselin, mit Plüschtasche und Sonnenschirm; sie kam einmal in der Woche, sah über das Bett der Kranken hin, und hüpfte dann weiter. Der Arzt wußte in der That nimmer viel und kam selten. Um so wohlthätiger war Bertha's Beistand und Umgang für die Alte, und Bertha fühlte sich so wohlthuend berührt von der Frische und freudigen Geduld, mit der diese bis in den Tod die schwersten Leiden trug. Sie war jeder Zeit gutes Muths und wußte stets einen Grund zum Dank. „Das ist eigentlich eine Krankheit

für arme Leute," scherzte sie, wenn sie fast keine Nahrung mehr ertragen konnte; „jetzt denken Sie, wenn ich anstatt dessen die Freßkrankheit bekommen hätte! ich habe so einen Mann gekannt, der mußte alle Viertelstunden was Andres haben, wo sollt' ich das hernehmen? Bertha war eine gewissenhafte Verwalterin ihres kleinen Schatzes, und die gute Alte freute sich kindlich, daß er so weit reichte. „Das, denk' ich immer, werde mir der liebe Gott nicht zu Leid thun, daß ich noch betteln lassen müsse für mich," sagte sie; „ich will ja gewiß nicht hochmüthig sein, aber es wäre mir grausig recht, wenn er mich vorher heimnähme, er thut's auch gewiß." — „Ist's Ihr denn immer gut gegangen auf der Welt, Kathrine?" fragte Bertha einst, der diese Freudigkeit ein stetes Räthsel blieb. „Nun, nicht grad' immer, was man so gut heißt, aber doch grad' so, wie ich's gebraucht habe, ich will Ihnen einmal alles erzählen."

Wir geben diese einfache Geschichte zusammengestellt, wie sie Bertha nach und nach erfuhr.

Geschichte von Einer, der es geht, wie sie's braucht.

Mein Vater war ein armer Taglöhner auf dem Dorf, ich darf kaum sagen Bauer, wir hatten ein Kühle, eine Wiese und einen Acker; aber ich bin doch froh, daß ich auf dem Dorf aufgewachsen bin, arme Kinder in der Stadt werden viel knützer (keinnützer). Und es freut mich heute noch, daß wir arm gewesen sind, man schätzt alles viel besser. Die reichen Bauern müssen sich plagen und haben keine Freude dabei; da legen sie den vielen Dinkel hin, und besinnen sich, ihn herzugeben, bis er theuer genug ist, und wenn sie ihn zu wohlfeil verkauft haben, so kommen sie fast aus dem

Häusle, (von Sinnen). Bei uns aber, da hätten Sie die Freude sehen sollen, wenn wir unsre Gerste heimführten und vom ersten eignen Brod aßen, und wenn's so schöne Aepfel auf unsrer Wiese gab, und das Kühlein kalbete. Wenn ich jetzt so dran denk', mein ich, es sei lauter Freude gewesen, das andre hab' ich freilich vergessen. Und gottesfürchtige Eltern hab' ich gehabt, das ist einem ein Segen für sein Lebtag, ich bin da so glücklich vor viel tausend reichen Kindern. Wenn man so wenig hat, das halbe Jahr nicht mehr weiß, woher das Essen nehmen, da lernt man recht auf des lieben Gottes Augen sehen, und wenn das Jahr um ist, und man ist noch nicht Hunger gestorben, das ist wie durch ein Wunder und man fängt mit neuem Muthe an.

Lang hab' ich freilich nicht genießen dürfen, wie gut's ist daheim: im zehnten Jahr wurde ich Kindsmädchen bei einer Bäuerin. Das war nun just nicht, wie ich's wollte, aber gerad, wie ich's brauchte, da hab' ich mich tummeln lernen! Hunger durfte ich nicht leiden und war den Eltern doch aus dem Futter. So oft ich die Mutter Brod heimtragen sah, freute mich's, daß sie daheim mein Theil auch essen dürfen. Die Eltern sind bald gestorben, recht in Ehren und Frieden, und wir Kinder haben sie schön begraben lassen mit einer Rede vom Herrn Pfarrer. Nun bin ich an allerhand Orten herumgekommen, wie ich's eben gebraucht hab', zuletzt zur alten Sternwirthin in B., die sonst all Wochen eine andere Magd hatte. Hab' ich geglaubt, ich sei vorher 'rumgepudelt worden, so hab' ich's jetzt noch anders gelernt; ich hab' aber gedacht, ich bleib' dir einmal und will sehen, wer's länger aushält, du oder ich. Und ich hab's ausgehalten," fuhr die Alte mit herzlichem Lachen fort, „zwölf Jahr bin ich geblieben, und die Sternwirthin hat mich gehalten wie ihr eignes Kind. Verstehen Sie, ihre Kinder haben

auch Püffe gekriegt! Wie sie gestorben ist, hat sie mir hundert Gulden baar vermacht und ein schönes Bett und einen Kasten. Gelten Sie, das ist ein Glück für so ein armes Mädle?

Jetzt wär's gescheidter gewesen, wenn ich wieder gedient hätte, prästirt hätt' ichs in jedem Haus nach der Sternwirthin. Da kam aber mein Mann seliger, der ein Mezger war, und wollte mich heirathen Hätt's können bleiben lassen, aber ich werd's eben gebraucht haben, und es ist doch auch rar wirklicher Zeit, daß arme Mädchen einen Mann kriegen. Es war mir eine rechte Freude, als wir in unser eigen Häuslein zogen, ich hab eineweg manche gute Stunde drin gehabt, Gott sei Lob und Dank dafür!

Wenn ich nun sagen wollte, mein Mann sei nicht grob gewesen, so müßt' ich lügen; es kommt das wohl vom Handwerk, aber er fing nicht gleich mit dem Gröbsten an. An unserm ersten Buben hatte er eine Freude, daß ich weinen mußte, aber das Handwerk ging nicht gut, wir hatten zu wenig Satz (Fond), er kam zu viel hinaus und fing das Trinken an. Das war keine gute Zeit, liebe Jungfer, aber je schwerer sie war, desto mehr habe ich des lieben Gottes Hilfe erfahren. O, das weiß niemand, dem's gut geht, was es ist, wenn man sich allein vorkommt auf der ganzen Welt und es ist als hörte man im Herzen sagen: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir.“ Und es wäre viel schlimmer geworden bei meinem Mann, wenn mir's nicht von Gott gegeben worden wäre, ihm mit Sanftmuth zu begegnen; vielleicht wäre es auch noch ganz gut geworden, wenn er nicht in gar zu böse Gesellschaft gekommen wäre.

Vier Kinder habe ich noch geboren, sie sind alle nach und nach gestorben, ich wäre dazumal oft gerne mit ihnen gegangen, aber der liebe Gott hat mich noch nicht brauchen können.

An einem schönen Morgen aber ist mein Mann fortge-

laufen in die Fremde. Das war arg, und ich meinte zuerst, es sei schwerer als der Tod; aber es ist wieder ein Glück, daß er nicht in seinen Sünden gestorben ist, so habe ich doch noch für ihn beten können. Wenn er schon todt gewesen wäre, so weiß ich nicht, ob's noch geholfen hätte.

Da war ich allein mit meinem Büble, das war ihnen ein brav's Büble, aber schwächlich. Von dem Häusle ist mir nichts geblieben, aber ich habe das Waschen angefangen, und Sie glauben nicht, was für eine große Kundschaft ich gleich bekommen habe; oft wenn ich um neun Uhr von einer Wasch heimkam, habe ich noch bis ein Uhr für ledige Herren zu waschen gehabt und um drei Uhr schon wieder fort! Meinem Büble durft' ich gar nichts abgehen lassen, er wurde so gut geschult wie ein Prinz. Und g'lirnig (leicht zu lehren) ist er gewesen! Dem seine Hefter hätten Sie sehen sollen!

Das ist auch ein Glück, wenn man an seiner Profession eine rechte Freude haben kann, und was gibts da schöneres als Waschen! Ich habe mir oft etwas eingebildet, wenn ich dachte: die vornehmsten Madamen machen nur schmutzig, du aber machst schön weiß. Wenn das schmutzige Geräth garstig in die Waschküche kam und nachher unsre Wäsche wie der frische Schnee im Grünen hing, da lachte mir das Herz, und wenn ich vollends sagen hörte: „das ist wieder die schönste Wäsche, da muß die Metzgerkathrine gewaschen haben!“ — Ich denke nicht, daß mir der Hochmuth zur Sünde worden sei.

Mein Büble wurde konfirmirt, der Herr Pfarrer hat ihn so gelobt! ich wollte ihn in eine Lehre thun, er sagte immer, er möchte eben ein Uhrenmacher werden. Das kam mir ein Hochmuth vor, aber er hatte so eine geschickte Hand, der Herr Pfarrer redete mir auch zu. Gott Lob und Dank, daß ich's ihm zulieb gethan habe! Ich verkaufte mein Gra-

natennuster und meinen seidenen Hochzeitschurz, das langte zum ersten Lehrgeld. O wie war das Büble so vergnügt, als er in die Stube mit den vielen Uhren kam, es freut mich mein Lebtag.

Der wäre Ihnen der allergeschickteste Uhrenmacher geworden, sein Meister hat es oft gesagt; aber der liebe Gott hat's besser gewußt, zu was er taugt, er hat einen Engel im Himmel aus ihm gemacht. Und einen schönen, christlichen Tod ist er gestorben, es hat sich ein Altes daran erbauen können, er hat noch ganz deutlich das Ende von seiner Konfirmationsfrage gebetet: „Herr Jesu, dir leb ich, dir leid ich, dir sterb ich, dein bin ich todt und lebendig, mach mich o Jesu ewig selig. Amen."

Da bin ich denn allein auf der Welt geblieben, aber es ist mir nicht zu hart gegangen.

Wie haben die Leute bei dem besten Willen oft Mühe, ihr Herz in den Himmel zu schicken, wenn sie viel Gutes auf der Welt haben! das hat mir der liebe Gott leicht gemacht, hab' ich doch fünf Engel im Himmel, die auf mich warten.

Vor ein paar Jahren kam Einer aus Amerika, der sagte mir einen Gruß von meinem Mann, er war gestorben in einem Spital in Newyork, und er lasse mich um Gotteswillen bitten, ich soll ihm verzeihen, er habe es wohl eingesehen, was er an mir verschuldet; wenn es ihm besser gegangen wäre, so wäre er wieder gekommen. Nun, wenn er seine Schuld gegen mich so eingesehen, so hat er gewiß auch vor Gott bereut und er wird an keinen schlimmen Ort gekommen sein.

Es ist bald darauf gar eine gute Freundin von mir gestorben, ein christliches Weib, die habe ich gebeten, wenn sie meinem Manne in der Ewigkeit begegne, so soll sie ihm

einen recht schönen Gruß sagen, und es sei schon lang Alles vergessen und verziehen.

So hat mir Gott auch diese Sorge vom Herzen genommen, und ich kann ruhig sterben. Und daß er mir noch eine so gute Jungfer schickt vor dem Tod, die sich so getreu um mich annimmt, da wär' ich gar nicht so keck gewesen, ihn nur darum anzusprechen, ich hätte auch allein sterben können, wenn's hätte sein müssen.

Aus diesen einfältigen Worten fiel für Bertha ein wunderbares Licht auch auf ihr freudloses Dasein, obwohl ihr eben doch wieder ihre Lage die schwerste schien und sie die Gründe zu Dank und Zufriedenheit noch nirgends sehen konnte, die die arme Wäscherin aus ihrem mühevollen Dasein schöpfte. Aber ein anderes Herz als zuvor brachte sie doch mit, wenn sie aus dem Kämmerlein der Alten herabstieg, und es war ihr manchmal, als umwehe sie selbst hier noch etwas von dem Friedenshauch, der jenes Schmerzenslager umgab.

Die Alte hatte nur einen Wunsch: „wenn ich nur Einmal noch eine rechte Wäsche mitwaschen könnte, ich weiß gar nicht, wen sie jetzt statt meiner nehmen." Dieser Wunsch sollte nimmer erfüllt werden, und sie schickte sich auch darein: „sie werden die Liese nehmen, der ist's auch zu gönnen, wenn es gleich in der ersten Zeit nicht so schön wird, sie lernt's vielleicht noch. Lene, sag's doch meinen Frauen, ich lasse sie schön grüßen und sie sollen die Bauchwäschen ja nicht abgehen lassen."

So starb die alte Wäscherin, treu ihrem Beruf, so gut wie ein sterbender General, der noch kommandirt mit der Kugel im Herzen. Der Bertha bestimmte sie den Rosmarin und den Nelkenstock an ihrem Fenster: „das ist das ganze

Jahr eine Freude, Jungfer," und die Bibel und das Konfirmationsbuch von ihrem Büble.

Und nun sie ihre zeitlichen Angelegenheiten geordnet, wandte sie ihre ganze Seele der nahen Heimfahrt zu. Ihr Körper war zum Gerippe abgezehrt; „'s Sterben wird keine harte Arbeit mehr sein," meinte sie lächelnd, als sie ihre magern Glieder betrachtete. Bertha empfing mit ihr das Abendmahl, bald darauf kam der ersehnte Bote, und der Lichtstrahl aus dem geöffneten Himmelspförtlein, den der selige Bengel geahnt, schien auf dem todten Angesicht zu ruhen, so selig war sein Lächeln.

Bertha erwies ihrer todten Freundin die letzten Liebesdienste, dann nahm sie von ihrer Erbschaft Besitz und schied von der Bodenkammer, eine andre als sie einst eingetreten. Es war daheim dasselbe geblieben, aber ihr Herz war verwandelt, es brannte nimmer in vergeblichem Begehren nach irdischem Glück, nur in Sehnsucht nach dem Frieden und Genügen, das jene einfältige Seele genossen, und sie meinte, es müsse auch bei den Ihrigen anders werden. Es ward anders. Eine heftige Entzündung rieb in wenigen Tagen das Leben der Mutter auf. Sie war wenig bei Besinnung und konnte auch in klaren Augenblicken nimmer sprechen, doch sah sie Bertha und den Gatten mit sanften, fast flehenden Blicken an und bot ihnen oft die Hand. Bertha wich nicht von ihrem Lager, sie las ihr die tröstlichen Sprüche und Lieder, die sie von ihrer alten Freundin kennen gelernt, aber sie wußte nicht, ob sie verstanden werde; doch bei dem tiefen Stöhnen der Kranken gedachte sie der Worte: der Geist selbst vertritt uns auf's Beste mit unaussprechlichem Seufzen.

Der Vater war tief erschüttert, als der letzte Seufzer der Kranken verstummt war, Bertha drückte ihr sanft die Augen zu und befahl ihren Geist in die Hand des allbarmherzigen Got-

tes. Sie kam sich jetzt unsäglich allein vor auf der Welt; obgleich sie wenig Liebes von der Mutter genossen, war sie doch mit ihr verwachsen, der Vater war ihr beinahe fremd geblieben, sein ganzes Wesen war so verschieden von dem ihrigen.

Den Vater erbarmte des einsamen Kindes, auch hatte der ernste Gast, der Tod, ihn für eine Weile seiner rohen Gesellschaft vergessen lassen; aber Bertha fühlte wohl, daß ihn, wenn die erste Erschütterung vorüber sei, schon die Langeweile wieder in den alten Kreis treiben würde, den sie so sehr für ihn fürchtete. Was sollte sie thun, um den Vater an's Haus zu fesseln? Das arme Kind besann sich müde, ihr fiel nichts bei. Sie besaß keine schönen Talente, obgleich es ihr nicht an Gaben zum Lernen fehlte. Der Vater hörte ihr geduldig zu, wenn sie ihm aus der Bibel oder den wenigen andern Büchern vorlas, die sie im Besitz hatte, aber sie sah wohl, daß sein Wille dabei war, aber nicht sein Herz, und daß ihm dieses Stillleben gar bald entleiden würde.

In dieser Bedrängniß fiel ihr oft eine Aeußerung der alten Kathrine ein: „wir sind alleweil noch zu unkeck gegen den lieben Gott; wenn man so einen reichen Vater hat, braucht man sich nicht zu geniren, geradewegs zu bitten um Alles was man braucht." — „Aber, Kathrine, warum hat Sie nicht um mehr Wohlstand gebeten?" hatte dann wohl Bertha gefragt. „Ja, liebe Jungfer, weil ich das nicht gebraucht hab', ich habe wohl gespürt, daß mir Reichthum nichts nutz wäre. Um was ich aber gebetet, das habe ich Alles erlangt, auch im Leiblichen. Ich habe gebetet: daß mir meine böse Frau, die Sternwirthin, geneigt werde, und der liebe Gott hat mir ein geduldig's Herz gegeben, daß ich mit ihr fertig geworden; ich habe oft und oft gebetet: daß er meinen Mann zur Buße rufen soll, und das ist ja auch noch geschehen; ich habe gebetet: daß er's dem Jakob, mei-

nem Büble, gut gehen lasse, — und was kann einem Besseres geschehen, als daß ihn Gott so jung und unschuldig in Himmel nimmt? ich habe auch gebetet, daß ich nicht Bettelbrod essen dürfe, und das war vielleicht erst noch ein Hochmuth von mir, es haben ja schon brave Leute betteln müssen, und doch hat mir's der liebe Gott gewährt. Da sehen Sie!" hatte sie triumphirend geschlossen.

So wagte denn Bertha auch dies Anliegen dem Herrn zu befehlen und harrte zuversichtlich der Gewährung.

Von Kathrine, die sämmtliche Hausbewohner gar wohl kannte, hatte Bertha erfahren, daß der trübselige Lehrjunge der Sohn eines Pfarrers sei, der kein Vermögen, wohl aber zehn Kinder hinterlassen, die man nun eben bei Handwerkern auf's Billigste untergebracht habe. Sie hatte herzliches Mitleid mit dem Knaben und wünschte ihm freundlich sein zu können, wußte aber nicht wie sie das angreifen sollte.

An einem kalten Herbstsonntag Nachmittag hatte sie die Hausfrau etwas zu fragen. In einer Ecke im Gang saß der trutzige Robert mit blau gefrornem Gesicht und las. „Sie haben da kalt zum Lesen," sagte Bertha freundlich. Erstaunt und etwas geschmeichelt sah der Knabe auf, es hatte noch niemand Sie zu ihm gesagt, und zu dem Fräulein, als der einzigen Gestalt des Hauses, die ihn an seine bessern Tage mahnte, hatte er sich stets hingezogen gefühlt. „Weiß wohl," erwiderte er wieder mürrisch, „in der Stube kann ich nicht lesen, die Meisterin sagt: am Sonntage lasse sie uns freien Lauf, da wolle sie ihre Stube für sich, in meiner Kammer ist's noch kälter, und im Bett leidet sie's auch nicht: ich dürfe das Bett nicht auch bei Tag verderben." Ohne Abschied eilte Bertha die Treppe hinauf zum Vater: „Vater, der Lehrjunge von drunten sitzt im kalten Gang und liest, er ist von gebildeten Eltern und scheint überhaupt nicht am

Platze da, erlaubst du nicht, daß er in unsrem Zimmer lesen dürfte? es wäre gewiß eine große Wohlthat."

Es war gar lange her, daß Sprößer um eine Gunst angesprochen wurde, so that es ihm wohl, wieder etwas gewähren zu können, und er ertheilte gnädig die Erlaubniß. Bertha flog hinunter und nöthigte auf's Freundlichste den scheuen Jungen, heraufzukommen. Er grüßte Herrn Sprößer sehr respektvoll, von seiner Vergangenheit war ihm nichts bekannt und nach Bertha's nobler Haltung hielt er ihn für einen Mann, der aus bessern Umständen durch Unglück herabgekommen sei. Sprößer, der unter anscheinender Rohheit und Gleichgültigkeit eine höchst reizbare Empfindlichkeit verbarg, empfand dies wohl und es empfahl ihm den jungen Menschen ungemein. Bertha räumte ihm das einzige sonnige Plätzchen des Zimmers ein: das Fenster, an dem ihr Rosmarin und Nelkenstock grünte, und suchte ihn durch freundliches Gespräch heimisch zu machen. „Was lesen Sie Schönes?" — „In meiner lateinischen Chrestomathie," antwortete Robert erröthend. „Das haben Sie wohl noch bei Ihrem Vater gelernt?" — „Ja, und auch in der Schule, ich hatte nur eine Viertelstunde dahin." — „Latein zu lernen muß etwas Schönes sein," meinte Bertha, die in Wahrheit von strebsamer und lernlustiger Natur war; „ich habe mir's oft gewünscht." — „Meine älteste Schwester konnte gut lateinisch," versicherte sie Robert, „der Vater hat sie's gelehrt." — „Können Sie mich's nicht auch lehren?" fragte Bertha.

Robert sah sie etwas verblüfft an; daß er jemand Latein lehren sollte, und vollends ein so großes Fräulein, die älter war als er, — das schien ihm wie Spott. Aber es war Bertha vollkommen Ernst. „Ich habe noch all meine lateinischen Bücher," sagte er eifrig, „ich will sie gleich holen."

Bald saßen Robert und Bertha zusammen an dem Fen-

stertischchen und studierten ernstlich im kleinen Bröder; Robert glühte vor Freude im Gefühl seiner Würde, daß er dem großen Fräulein sein halbvergessenes **mensa** doziren durfte, höchlich erstaunt, wie schnell sie alles begriff. Den Vater belustigte das Zuhören ungemein; wo der junge Lehrmeister stockte, fiel er ein mit einer Nachweisung, und Bertha fragte verwundert: „wie, Vater, du kannst auch noch lateinisch?" — „Das will ich meinen, ich bin ein eleganter Lateiner gewesen, wie sich unser Präzeptor ausdrückte, und habe noch als Buchhalter die Klassiker studirt. — Wäre gescheidter gewesen, ich hätt's immer gethan," murmelte er wieder verdüstert. „Da können Sie wohl auch Französisch?" fragte Robert, „es wäre mein größter Wunsch, das fortsetzen zu können."

„Dazu kann Rath werden," sagte Sprößer wieder aufgeheitert, „aber die lateinischen Studien dürfen wir nicht gleich fallen lassen, erst müssen wir den Kornelius Nepos zusammen lesen können, dann geht's an neue Sprachen."

Er war so gut aufgelegt, daß er Bertha Pfannkuchen backen hieß und den jungen Lehrer zum Abendessen einlud. Dies einfache Geheiß klang Bertha wie Musik; nie während der Mutter Leben war, auch über häusliche Angelegenheiten, ein freundliches Wort gesprochen worden.

Wie hätte sie geglaubt, daß in der düstern Stube so bald drei fröhliche Gesichter um das einfache Mahl versammelt sein würden! und doch war es so. Robert fühlte sich zum erstenmal seit der Eltern Tode wieder daheim, in des Vaters lang verhärteter Seele dämmerte eine Ahnung auf, was es sein könne um eine Heimath, auch war er glücklich im Gefühl, jemand protegiren zu können, — und Bertha sonnte sich an den hellen Augen der Beiden.

Eine regelmäßige Lehrstunde wurde nun festgesetzt, am Sonntag Nachmittag und an Feierabenden der Wochentage,

„wenn's die Meisterin leidet," sagte Robert wieder trübselig. „Ei, Sie müssen nur ein Bischen freundlich und gefällig gegen sie sein," sagte Bertha zutraulich, „ihr da und dort einen kleinen Gefallen thun; eine Ehre ist der andern werth." Robert versprach das.

Die Studien gingen in schönster Ordnung, Bertha machte reißende Fortschritte, und der Vater begann stolz zu werden auf die Talente seines Kindes. Die Meisterin fand, daß der „Trutzemokel", wie sie Robert benannt, viel „häbicher" werde, seit er hinauf komme, und begünstigte gnädigst die Zusammenkünfte; der Vater hörte sich gern von Bertha im Scherz „Herr Oberlehrer" heißen und that sein Möglichstes, seine verrosteten Studien aufzufrischen, um sich als Autorität behaupten zu können. Man kam bald ans Französische, das für die jungen Leute mehr Reiz hatte und in dem der Vater besser daheim war, da es bei seinen Geschäften öfter vorkam. Er trieb bei einem Antiquar billige Lehrbücher auf, und auf der lateinischen Grundlage schritt die neue Sprache rasch voran. Der Vater entschloß sich, einen Buchhändler, der ihn zu Berechnungen, Streitschriften 2c. bei einer Leihkasse benützt, um Darlehen von Büchern für seine Tochter zu bitten, dem dieser gern entsprach und sie noch obendrein mit allerlei defekten Exemplaren beschenkte. Sogar Versuche im Englischen wurden gemacht, die aber mangelhaft ausfielen, da die Aussprache nur aus Büchern gelernt werden konnte; der gemischte kleine Zirkel brach oft selbst in herzliches Lachen aus, wenn jedes das andre überbieten wollte in wau, thau, und allerlei kuriosen Lauten.

Daneben gab sich Bertha alle Mühe, dem jungen Schmied sein Handwerk nicht zu verleiten, sondern ihn zu Fleiß und Eifer darin zu ermuthigen. Auch Sprößer, der von seiner Amtsführung her manche technische Kenntniß hatte, machte ihn aufmerksam auf die Bedeutung und Ausdehnung,

die dieses Gewerbe in unsern Tagen gewinnen könne. Mit frischem Muth und freudiger Resignation schwang Robert dann seinen Hammer und setzte seinen Stolz darein, zu zeigen, daß ein lateinischer Schmied doch auch ein rechter Schmied werden könne.

Seit Bertha sich aufgerafft aus ihrem Trübsinn, suchte sie auch in den Geschäftsbetrieb des Hauses mehr Schwung zu bringen. Die Mutter hatte sie in feinen Handarbeiten unterrichtet, die sie im Institut erlernt und jeder Zeit leider besser und lieber geübt hatte, als die Geschäfte des Haushalts. Solche Arbeiten hatten sie verfertigt und in ein Industriekomptoir gebracht, wo sie aber oft spät, oft gar nicht verkauft wurden. Bei dem stillen, düstern Wesen, mit dem Bertha die Arbeiten brachte oder das Geld holte, hatte niemand Lust, ihr guten Rath zu geben. Jetzt öffnete sie allmälich selbst die Augen für manches Neuere und Schönere, und bat um Rath und Auskunft darüber, was ihr die freundliche Vorsteherin gern ertheilte, sie bekam neue Muster, Anweisungen und Bestellungen, die sie mit geschickter Hand ausführte, so gewann sie Freude und Lust an ihrer Arbeit und der dürftige Erwerb, den weibliche Handarbeiten abwerfen, wurde etwas reichlicher.

Auch des Vaters Geschäfte verbesserten sich, seit er gefunden, welch schöne Hand Bertha schrieb, und sich von ihr helfen ließ. Er hatte sich, wie die meisten Beamten, fast absichtlich während seiner Amtsführung eine unleserliche Hand angeeignet, und in dem Stand seiner Erniedrigung diesen Fehler nie mehr ganz überwinden können. Nun aber, seit seine Schriften so schön rein und leserlich ausgefertigt waren, wurde er da und dort bekannt und empfohlen, und mit seinem vermehrten Erwerb und dem kleinen Erbe der Großmutter, das Karoline seither heimlich verwaltet hatte, um

es ihrer Bertha unverkümmert zu retten, das aber diese rückhaltlos in des Vaters Hand legte, kehrte beinahe eine Art von Wohlstand, freilich im allerbescheidensten Maßstabe, in den sonst so dürftigen Haushalt ein.

Es war dieselbe düstre Stube noch, dieselben Bewohner, der tiefgesunkene Vater, das bleiche, unscheinbare Mädchen, ohne Ansehn, ohne Freunde, ohne Jugendfreude und Genuß, und doch alles so verwandelt. An dem einen hellen Fensterlein sitzt Bertha, der Rosmarin und der Nelkenstock sind durch Roberts Aufmerksamkeit noch um einen schönen Rosenstock vermehrt worden, und so oft sie den süßen Duft athmet, denkt sie an die alte Kathrine: „das ist das ganze Jahr eine Freude, Jungfer;“ sie singt wohl leise eine Weise vor sich hin, keine neue Arie, keinen jodelnden jubelnden Lerchengesang, auch kein süßes Liebeslied, aber Strophen aus den Liedern, die sie am Sterbebett der alten Wäscherin gesungen:

> Weg' hast du allerwegen,
> An Mitteln fehlt's dir nicht:
> Dein Thun ist *lauter* Segen,
> Dein Gang ist *lauter* Licht.

Dann frägt sie nach des Vaters Arbeit und ob er ihrer nicht bedürfe, auch muß er oft bewundern, wenn sie eine besonders hübsche Arbeit unter der Hand hat. Am Abend kommt meist Robert, dann ist die düstere Stube ein wahrer Fest- und Freudensaal, es wird nicht immer studirt, gar oft vergeht der Abend in zwanglosem Gespräch, Bertha spricht mit Robert nicht in dem eigenthümlich herablassenden Ton, den man meist gegen heranwachsende junge Leute anstimmt, nein, geradezu unbefangen, wie eine Schwester, darum geht ihm bei ihr das Herz auf. Sie kennt längst durch ihn all seine Geschwister, die in allen Ecken des Vaterlandes zerstreut

sind, sie hat ihn ermuthigt, in Verkehr mit ihnen zu treten und freut sich der verschiedenartigen Kunde, die er von ihnen bringt; für seine älteste Schwester, auf die er am meisten hält, hat sie ihm einen kleinen Kragen gestickt, was ihn überglücklich gemacht hat. Und der Vater sieht sich nun erst wieder geehrt, beachtet, geliebt und gepflegt, und sein Herz beginnt zu thauen unter der Rinde, die das Gefühl der Schmach, Trotz und Haß darum gelegt hatten.

Dieses Thauen ging freilich sehr allmälich, und Sprößer ist gar nicht über Nacht zum edelmüthigen Vater geworden, auch hat er seinen Genossen nicht Knall nnd Fall adieu gesagt, wie Karl Moor. Aber Liebe und Achtung für sein Kind waren fast mit einemmale in seine Brust eingezogen, und das ihm neue Gefühl der Vaterwürde that ihm zu wohl, als daß er es hätte wieder auf's Spiel setzen mögen. Die stille Verachtung, der bittere Vorwurf, der in dem stummen Trübsinn wie in jedem lauten Worte seines Weibes für ihn gelegen, hatten jede bessere Kraft in ihm zusammengedrückt, so wie sie als ein Alp auf Bertha's junger Seele gelegen war. Jetzt wurde ihm sein gemeiner Umgang nach und nach zum Eckel, und es ist selten, daß sich mit dem Bedürfniß nach besserer Gesellschaft diese nicht selbst findet.

Die stille Freundlichkeit seines Kindes, ihr geduldiges Verzichten auf Alles, was Lebensfreude heißt, beschämte ihn viel tiefer, führten ihn viel mehr zur Reue als der vorwurfsvolle Jammer der Mutter. Er fühlte wohl, daß der selige Frieden ihres Wesens, ihre freudige Ergebung nicht vom Lateinlernen komme, daß sie aus einer reichern und seligeren Quelle schöpfe, als dem Born des Wissens. Zunächst fühlte er eine unbewußte Dankbarkeit gegen die höhere Macht, die seinem Kinde für alles Ersatz biete, was Er ihm geraubt, und dann zog es ihn doch allmälich selbst zu dieser Friedensquelle.

O, es stünde gut um die innere Mission, wenn wir Alle die stille Predigt besser verstünden, die die erste Aufgabe unsers Geschlechts ist, „auf daß auch die, so nicht glauben, durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden.“

Auch Robert half Bertha das Kleinod des Glaubens wieder gewinnen, das er aus dem Vaterhause mitgebracht und im ersten, trübseligen Lehrjahr in Verdruß und Unmuth fast verloren hatte. Die geschriebenen Predigten des Vaters waren unter die Kinder vertheilt worden, Robert hatte sie kaum angesehen, jetzt las sie Bertha mit ihm, es that ihm wohl, daß sie sich davon angesprochen fühlte, und die heiligen Worte, die ihm aus des Vaters Mund wie über das Grab herüber tönten, fanden viel leichter Eingang in seine Seele.

Arme Karoline, die du dich ein so unschuldiges und dazu noch ein edelmüthiges Schlachtopfer fremder Vergehen dünktest, hast du den Deinen nur wohl thun können durch deinen Tod? was war all deine Bildung werth, wenn von dem Sterbebett der armen Wäscherin mehr Segen ausging für die Deinen, als von all deinem ganzen Leben?

Robert hatte seine Lehrjahre vollendet, ein tüchtiger Gesell zog er in die Fremde hinaus, um sich den Weg zu brechen durch's Leben. Er konnte kaum sprechen vor Wehmuth beim Abschied von Bertha und dem Vater: „wenn etwas aus mir wird, so danke ich's Ihnen,“ sagte er, „und wenn mir Gott eine rechte Freude machen will, so setzt er mich noch einmal in Stand, Ihnen etwas zu vergelten.“

Es erlosch ein Licht in Bertha's Stillleben mit dem Abzug dieser frischen, jungen Kraft, aber sie dachte nur an die Lücke, die sein Weggehn auch für den Vater machte und bemühte sich, die auszufüllen.

Der Vater überraschte sie mit einer neuen Wohnung, die er gemiethet: klein und beschränkt, auch in einem Hinterhaus, aber freundlich in Gärten gebettet, da lebte sie erst recht auf: Licht, Luft, Sonnenschein, Blumen und Vögelgesang genug. Es ging auch jetzt ein Tag hin wie der andre, und doch schloß sie jeden mit einem so ernst- und herzlichgemeinten Dankgebet, wie in jener Nacht die alte Kathrine. So zog gar manches, manches Jahr hin, kein Onkel aus Amerika kam mit einer Truhe voll Schätzen, kein vornehmer Gönner versetzte den Vater in Wohlstand und Ansehen, kein edler Mann entdeckte den hohen Werth der stillen Nachtviole und achtete ihn köstlicher als Gold und Schönheit.

Es war noch „Jungfer Bertha", die dem Vater die müden Augen schloß, in dem seligen Bewußtsein, daß er als geretteter Sohn in die Vaterarme zurückgekehrt sei, aber „Jungfer Bertha" war ein Name von lieblichem Klang für manches verlassne und bekümmerte Herz, dem sie da und dort Trost und Frieden gebracht, wo es eben auf ihrem stillen Wege gelegen.

Aber einsam und verlassen war Bertha nun, so verlassen, wie nur je eine Waise. Das kleine Vermögen war zum größten Theil während der letzten Lebensjahre des Vaters, die ihn zum Geschäft untüchtig machten, aufgezehrt worden; so lag ihre Zukunft allein in ihrer Hand. Was nun beginnen? mit feinen Handarbeiten konnte sie sich nicht allein nähren, zumal da ihre Augen in letzter Zeit viel gelitten hatten; Erzieherin werden? dazu hätte sie wohl Lust gehabt, aber so sehr sie auch in den letzten Jahren gestrebt hatte, ihr Wissen zu erweitern, — ihre Bildung war doch eine einseitige, und wenig Wahrscheinlichkeit für sie, eine Stelle zu erhalten, um die sich viele, sorgfältig für diesen Zweck gebildete Mädchen vergeblich bewarben; Haushälterin? auch ihre häus-

liche Erfahrung und Uebung war sehr gering, sie hatte wohl gelernt mit Wenigem auszukommen, aber nicht mit Vielem hauszuhalten, und sie war schüchtern, sich in diesem Fach anzubieten. Sie war nicht mehr so freundlich wie vor Jahren, aber ihre wenigen Freunde, selbst nicht im Stand, ihr eine bleibende Stätte zu bieten, wußten keinen Rath für ihre Zukunft.

Die Frau des proceßlustigen Buchhändlers, die sich ihrer indeß oft freundlich angenommen hatte, kam einmal zu ihr, recht profitabel. „Jetzt, Bertha, habe ich ein gutes Plätzchen für Sie gefunden, wie gemacht, eine Stelle als Putzjungfer bei Madame Rivert, da können Sie allerlei leichtere Sachen thun, die die Augen nicht verderben, haben eine gewisse Einnahme und stehen nicht so allein, auch ist es ein ganz solides Etablissement, und da Sie ohnehin in gesetzten Jahren sind ...." Ja das war Bertha in der That:

Die Schwalb war weggezogen
Und hatt' ihr's nicht gesagt.

Die gute Frau konnte gar nicht begreifen, warum Bertha zögre, einen so vortheilhaften Antrag anzunehmen: Bertha wußte es auch nicht zu sagen, worauf sich ihr inneres Widerstreben gründe, und so ging sie den Vorschlag ein.

Einsam war sie nun eben nimmer, sondern in einem großen Zimmer, angefüllt mit dünnen und dickern, langen und länglichten, lauten und lauteren jungen Damen, die malerisch drapirt aus Wolken von Flor, Atlas und Seidenstücken, aus Strömen von Bändern hervorschauten, in allen Arten von Unterhaltung begriffen, die oft wie Meereswellen durcheinander wogte. Ach, und an diesem feenhaften Orte, dieser Quelle weiblicher Herrlichkeit, senkte unsre arme Nachtviole das Haupt, und sie mußte ringen mit aller Macht der Seele,

nicht in den alten, längst überwundnen Trübsinn zurückzufallen, nicht die langverstummte Frage wieder auszusprechen: wozu bin ich auf der Welt? Diese Gespräche, diese Beschäftigungen hatten kein Interesse für sie, nicht Eine dieser Mädchen sprach sie an, bei Keiner fand sie Anklang für das, was ihr Herz bewegte. Wie eine Ertrinkende strebte sie sich oben zu erhalten, auf der Höhe des Friedens, den sie so lange bewahrt, die trostlose Resignation ihrer Mutter drohte mehr und mehr sie zu erfassen.

Der Sonntag allein war noch ihr Halt und ihre Rettung, die ganze heilige Bedeutung des Ruhetags war ihr nie so klar geworden, wie jetzt. Da war ihr das Gotteswort in der Kirche ein Brünnlein auf dürres Land, da wiegte sie in der Stille ihres Zimmers ihr unzufrieden Herz zur Ruhe und sah ohne Klage die Fröhlichen im Sonnenschein vorüberziehen, da faßte sie sich wieder nach dem Beispiel der alten Kathrine ein Herz, und bat Gott um ein ander Plätzchen in seinem weiten Haushalt, wenn er es gut für sie finde.

An einem schönen Feiertag Nachmittag ließ ihr die gute Buchhändlersfrau keine Ruhe: „heut, Bertha, müssen Sie auch einmal hinaus, eine kleine Eisenbahnfahrt mit uns machen, Sie versauern ja ganz!" Bertha ging mit und freute sich des sonnenhellen Tages und der schönen, grünen Bäume und sah die Menschenströme an sich vorbeiziehen, wie in einem Schattenspiel. Im Waggon saß ein sehr gut gekleideter Mann ihnen gegenüber, der jedoch mehr den Stempel des gebildeten Gewerbsmannes als des Gentleman trug und kein Auge von Bertha verwandte. Frau Miller begann schon zu kichern und Bertha zu necken mit dem soliden Verehrer, als dieser sich an sie wandte: „Um Vergebung, Sie sind doch Fräulein Bertha Sprößer?" — „Ja wohl," sagte diese, die ihn nun auch aufmerksam betrachtete, „und Sie, — sind Sie nicht?"

— „der Robert!“ rief dieser, „und Gott sei Dank, daß ich Sie hier finde. Wo können wir denn ruhig beisammen sein?“ Die Buchhändlerfamilie, die an nichts Geringeres als an eine nahe vortheilhafte Verbindung für ihre Freundin dachte, lud ihn natürlich zu sich in den beabsichtigten Wirthsgarten ein. Da saß man denn fröhlich im Grünen beisammen und Robert erzählte seine Abenteuer.

„So wie Sie mich sehen, bin ich nicht mehr und nicht weniger geworden, als ein Schmied, aber ein rechter, und ich muß nochmal sagen, was ich Rechtes geworden bin, danke ich nächst Gott Ihnen. Ich habe ein braves Weib und liebe Kinder“ (der Buchhändler und seine Frau machten lange Gesichter), „ein schönes Gewerb und reichliches Auskommen und über das alles ein zufriedenes Herz, und ohne Sie wär' ich vielleicht nichts geworden als ein mißrathner Schmiedsjunge.“ Nun erzählte er erst in aller Form, wie die tüchtige Handfertigkeit, die er dem Meister Schmied verdankte, und die Sprachbildung, zu der er bei Bertha den Grund gelegt, ihm überall die Wege gebahnt, wie er seine Kenntnisse in jeder Art vergrößert und am Ende einen englischen Fabrikbesitzer in seine Heimath begleitet und sich dort ein Schönes erspart habe, dessen er sich nun im Vaterland freuen wolle. „Nun habe ich eine feste Anstellung bei dem großen Eisenwerk in N. und bin doch ein freier Mann dabei. Meine Frau ist eine reiche Bauerstochter aus der Gegend, ein gescheidtes und ein nettes Weib, sie weiß schon lang, was ich Ihnen verdanke, und sie hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich hieher gereist bin, um Sie aufzusuchen oder Ihren Aufenthalt zu erfragen. Unser ältestes Mädchen heißt Bertha.“

Bertha freute sich von Herzen des Glückes ihres ehmaligen Lehrers und Zöglings. Nicht ganz ohne Verlegenheit

theilte sie ihm ihre eigne bescheidne Lage mit. Robert schien schüchtern, eine Bitte zu wagen, endlich faßte er sich ein Herz: „Liebes Fräulein Bertha, nehmen Sie mir's nicht übel, aber das ist kein Platz für Sie. In unserm eigenen neuen Haus ist oben ein schönes Stüblein, ganz vornehm eingerichtet, da sind meine Bücher darin, an die ich freilich herzlich wenig komme, und meine Frau sagt oft im Spaß: ‚da kannst du einmal deine Fräulein Bertha hereinführen, da hätte sie's wie eine Prinzeß.' Wenn Sie nun, nur einstweilen als Gast, zu uns kommen möchten, ich glaube, Sie würden wieder viel röthere Backen bekommen, und vielleicht später, — ich weiß wohl, meinen Kindern allein zu lieb dürft ich Sie nicht bitten, aber das ganze Thal hinauf sind Kinderlein, des Herrn Direktors darunter, da wär's gewiß ein Dank, wenn Sie sich um sie annähmen." Bertha versprach sich Alles zu überlegen und fragte nach seinen Geschwistern. „Alle glücklich versorgt, zwei Schwestern verheirathet, ein Bruder Pfarrer, bei dem ist die jüngste Schwester, Einer ist Notar, Einer Buchbinder, Einer Kunstschreiner und Einer Steinhauer, der Jüngste ist gestorben; und mir geht's noch am allerbesten.

Nach vierzehn Tagen kam der Schmied und seine Frau, um die Fräulein Bertha abzuholen. Die Frau, eine blühende Dorfschönheit, mit hellen, schwarzen Augen und einem herzguten Lächeln, war lange etwas schüchtern; auch Bertha war es, bis Roberts gewandtes und treuherziges Wesen Beide zusammenbrachte. Madame Rivert war es sehr zufrieden, eine Putzjungfer zu verlieren, die, wie sie sagte, „aussah, wie die theure Zeit."

Ich weiß ein schönes, grünes Gebirgsthal, das wie heller Smaragd zwischen dunklen Tannenwäldern liegt. Die Elfen

freilich sind daraus vertrieben, denn es rauchen Schlote und klopfen Hämmer den ganzen Tag, aber die Poesie ist doch nicht ganz geflohen und es sind noch anmuthige Plätzchen, liebliche Waldwege übrig geblieben. Von schönen Bäumen beschattet steht, ein wenig seitwärts von den großen Gebäuden, die Schmiedswohnung, und der lustige Takt der Hämmer tönt rastlos vom frühen Morgen bis zum Abend. Ueber der Werkstätte ist eine hübsche, reinliche Wohnstube und ein rothbackiges Kindervolk stürmt fröhlich ein und aus. Oben aber, hinter dem Fenster mit weißen Gardinen geschmückt, ist eine eigne, kleine Welt, ein festliches Heiligthum für die Kinder: der Tante Bertha Stube. Die herrlichsten Blumen duften am Fenster, die anmuthigsten Bilder schmücken die Wände, Alles, was zu einer wohnlichen und schönen Einrichtung gehört, ist in dem Stübchen vereinigt. Es dürfte fast überladen scheinen von zierlichen und eleganten Gegenständen, wenn nicht alles mit dem reinsten Geschmack geordnet wäre. Die Fenster gehen hinaus in das schöne Thal an die grünen Berge, die schönste friedlichste Aussicht für ein müdes Auge und ein ruhebedürftiges Herz. Das ist Bertha's Asyl.

Ein beschauliches Leben führt aber die Besitzerin dieser Herrlichkeit nicht. Alle Thalkinder, von den Töchterchen des Direktors bis zu den armen Fabrikkindern, sind ihre Schülerinnen und trippeln Morgens mit Büchern, Mittags mit Arbeitskörbchen nach dem großen Saal, den der Direktor in einem der größern Gebäude dazu angewiesen hat. Nie ist eine Lehrerin wohl mehr geliebt und verehrt gewesen. Die Dankbarkeit der Eltern sorgt reichlich für Bertha's bescheidne Bedürfnisse, und sie weiß gewiß, daß sie zu keiner Zeit verlassen sein wird.

Marie, die Schmiedsfrau, der Bertha die höchste Instanz ist, setzt ihre Ehre darein, das Zimmer „ihres Fräulein" recht

schön zu erhalten und zeigt es, wenn sie abwesend ist, Fremden als Rarität.

Nicht nur die Kinder springen Bertha entgegen, alle Armen und Kranken des Thales kennen ihren leisen Schritt, ihre leichte geschickte Hand, und manch trübseliges Gesicht wird hell, wenn sie sich über das Lager beugt.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug." Liebe und Dank, einen Beruf, der ihr Herz ausfülle, das war die brennende Sehnsucht ihrer jungen Tage, sie durfte daran nicht darben am Abend.

Wohl wird sie einsam ihren Weg gehen bis zum Ziel, aber nicht Einmal fragt ihr Herz mehr: wozu bin ich auf der Welt? warum ist nur für mich kein Glück auf Erden? Sie hat nur einen Wahlspruch: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan.

Morgen, Mittag und Abend.



I.

Am Morgen.

Als hoch am Himmelsbogen
Des Frühlings Sonne stieg,
Ging hoch mein Herz in Wogen
Und pochte stolzen Sieg.

Mit jedem stillen Triebe
Der Knosp' hab' ich gestrebt,
Und jedes Weh' der Liebe
Der Rose durchgelebt.

Rückert.

Ich weiß nicht, ob andere Nationen so reich sind an Sprüchwörtern, die mißtrauisch gegen frühes Glück machen, wie wir bedachtsamen Deutschen.

Ein Deutscher war Eulenspiegel, der weinte, wenn's bergab ging, im Gedanken an die nahe Mühe des Ansteigens.

Morgenroth, Abend Koth. Das erste Gewinnen ist nichts nutz. Wer zuletzt lacht, lacht am Besten; wer zuerst den seidenen Rock verträgt, muß nachher den wollenen tragen. Man muß den Tag nicht vor dem Abend loben. Das sind lauter deutsche Sprüchwörter, die uns am Ende wünschen lassen, nur bald möglichst alles erdenkliche Drang=

sal durchzumachen, um damit eine Freikarte auf späteres Glück zu gewinnen.

Und doch ist ein heller Morgen so schön; glücklich sein erscheint ein so natürliches Vorrecht der Jugend, daß einem ein trübseliges junges Mädchengesicht wie eine Sünde gegen den Schöpfer vorkommt, und nur ungern möchte man der Jugend das lichte Morgenroth verbittern mit Hinweisungen auf einen trübseligen Abend.

Le ciel s'eclaircit au couchant ist eine tröstliche französische Sentenz; und es ist auch meines Erachtens viel weniger der Abend, für den wir bangen dürfen bei einem hellen Morgen, als der Mittag.

Der Abend hat wieder seine eigne Poesie: die Luft ist kühler, man ist ein wenig müde, leichter zufrieden gestellt, man denkt an's Schlafengehen.

Aber der Mittag, der schwüle heiße Mittag, der trockne prosaische, arbeitsvolle Mittag, der ist zu fürchten, und wo ihr morgenhelles Glück sehet, da fragt nicht bedenklich: wird's auch am Abend noch so aussehen? fragt lieber: wie wird wohl der Mittag sein?

Der Mittag ist's, der die rosigen Morgenwölkchen zerstreut, sein unerbittliches Licht macht die Täuschungen der duftigen, oft nebelumhüllten Frühe klar, der Mittag des Lebens zerstört seine Morgenträume. Aber am Mittag gilt's auch, sich muthig durchzuschaffen und zu ringen, und statt sich in die Morgendämmerung zurückzuträumen, lieber voraus zu blicken nach der Ruhe des Abends; und wohl dem, der sich durchgerungen hat, zu einem klaren friedevollen Tagesschluß.

Das Amthaus.

Ein heller Lebensmorgen und eine fröhliche Jugend war denn auch den Kindern des Amthauses zu Bernheim beschieden, und mit ihnen noch Vielen, denen es unter dem gastlichen Dache wohl geworden ist.

Nicht umsonst ist die Gastfreundschaft, die so ganz weltlicher Natur scheint, in der Bibel schon als eine schöne Tugend gepriesen; eine edle Tugend ist sie, denn sie ruht nicht auf der Grundlage praktischen Nutzens, die freie, heitre Gastlichkeit, auch da, wo sie nicht Wohlthätigkeit ist, wo sie auf Gegenseitigkeit beruht. Wirthe und Gäste würden wohl mehr ersparen, wenn sie hübsch zu Hause blieben, aber ein gastliches Haus gibt unendlich mehr als Essen und Trinken und Herberge, es gibt den Reiz und das Behagen des eignen Hauses ohne seine Mühen und Sorgen, es gibt den Gästen das erwärmende Gefühl, lieb und willkommen zu sein, auch wo man nicht nöthig ist, es gibt guten Muth für die eigne Heimath, und Frische und Kraft zu der Rückkehr in's Alltagsleben.

Man klagt, und das mit Recht, daß die Gastlichkeit in unsern Tagen so im Abnehmen sei.

Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Noth der Zeit,
Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die Zeit der schweren Noth.

Sie stellt andre Forderungen, und verlangt schwerere Opfer als das fröhliche Geben der Gastlichkeit, das zugleich Genießen ist. Bringt sie immerhin diese Opfer mit willigem Herzen! Laßt die Schmäuse und Gastereien, die Spanferkel und Truthühner, die Aufsatztorten und Schmalgebäcke der

guten alten Zeit untergehen und kauft statt dessen Brod für die hungernde Armuth; nehmt, wenn es sein muß, in Gottes Namen Zimmerherrn und Kostfräulein in Eure Stuben, und verkauft so das Heiligthum Eures eignen Herdes; aber Schande einer Zeit, wo bald der Bruder keinen Raum mehr findet am Tisch seines Bruders, wo Geschwister sich vom Gasthof aus die Aufwartung machen, wo an die Stelle der sorgsamen Hausfrau, des schüchternen Töchterleins, deren freundliches Gesicht die Speisen würzt, der vornehme Oberkellner des Hotels tritt, wo die Enkel desselben Ahnherrn sich nimmer kennen! Wenn es an dem ist, daß man dem Gaste mit Aengstlichkeit die Bissen in den Mund zählen muß, dann laßt uns dem Monsieur Proudhon folgen, die Familie aufheben, die Heimath schließen und die Menschheit in ungeheure Kosthäuser sperren.

Diese Abschweifung über Gastfreundschaft trifft nun das Amthaus nicht; zwar hat man damals auch schon über schlimme Zeiten geklagt, aber es war damit so böse nicht gemeint, und die Frau Amtmännin, die auch für die Armuth stets ein Tischchen gedeckt hielt, machte sich gar keine Skrupel aus der gutbesetzten Tafel, mit der sie bei ihren Gästen heitre Gesichter und klägliche Lamentationen über die großen Umstände hervorrief.

Die Tafel allein war es aber nicht, die das Haus so sonnig machte, es war die herzliche, ruhige Freundlichkeit, mit der man Jedes willkommen hieß, wenn es nicht gerade am Bügeltage kam, die unbeschränkte Freiheit, mit der man treiben durfte, was man wollte, die unendliche Behaglichkeit und unzerstörbar gute Laune, mit der der Herr des Hauses oben in seinem Lehnstuhl saß, zur Rechten seine Dose, zur Linken die Zeitung, seine Serviette umgebunden; wie er mit freundlichem Blick seine Kinder und Gäste überblickte, je mehr,

desto lieber. Viel Worte waren eben seine Sache nicht, auch konnte er niemals die Namen seiner Neffen und Nichten behalten; er war manchmal so schweigsam, daß die junge Welt seiner gänzlich vergaß und sich eifrig in Gespräche vertiefte, bis er einen trocknen Brocken dazwischen warf, der zeigte, daß er alles wohl vernommen und in seiner Weise beurtheilt habe.

Der Amtmann, das einzige Kind eines reichen Vaters, hatte in jungen Jahren studirt, aber wenig Geschmack an der Jurisprudenz gefunden. Nach des Vaters Tode hatte er dessen Gut übernommen, zugleich die Schultheißenstelle des Orts mit dem Ehrentitel Amtmann; er verwaltete Amt und Güter getreulich und guten Muthes und nahm zu der Amtsverwaltung mehr seinen gesunden Menschenverstand, als die anstudirten juridischen Kenntnisse zu Hilfe.

Sein ältester Sohn, Karl genannt, wie alle braven Knaben, sollte dereinst das Gut übernehmen und wollte es noch mit einer Bierbrauerei erweitern, der war auf Reisen; Eduard, der jüngste, studirte Theologie, es freute den Vater, daß er Lust zum Studium hatte. Er selbst hatte dazu nicht viel mehr beigetragen, als daß er ihn von seinem achten Jahr an, wo er in die Kostschule kam, bis jetzt, wo er flotter Student war, nach den Ferien jedesmal mit der Ermahnung entließ: „lern' nur brav, man trägt an nichts schwer." Aber er hatte dem Sohn seine volle Liebe gezeigt, alle Freude und Hoffnung, die er auf ihn setzte, und das wurde diesem ein mächtigerer Sporn und Halt, als bogenlange Ermahnungsbriefe.

Am gesuchtesten war das Amthaus als häusliche Bildungsstätte für junge Mädchen, und es war das eine vergnüglichere Lehrzeit als in einer französischen Pension. Die Frau Amtmännin nahm's mit dem Unterricht nicht eben so genau: „plagen kann ich mich nicht mit dem Mädchenvolk,

meinte sie, „wenn sie aufmerken, so lernen sie von selbst, passen sie nicht auf, so wird ja doch nichts aus ihnen."

So zogen denn Manche ab, ohne daß sie im Amthause mehr gelernt hätten, als Gemüse putzen und Kartoffel schälen; strebsame Geister drangen bis zum Buttertaig, bis zum Geflügel zurüsten, ja bis zum Schmalzbacken vor, was der höchste Gunstbeweis der Hausfrau war und von Friederike, dem ältesten Töchterlein, meist mit etwas scheelen Augen angesehen wurde. Alle aber ließen sich's in Haus und Garten und Umgegend recht von Herzen wohl sein, und wie die Nachkur bei Bädern, so wirkte die Erinnerung an die fröhliche, freudige Thätigkeit des Amthauses oft nachträglich mehr, als der Unterricht selbst.

Ein Sommerabend.

An dem schönen klaren Sommerabend, an dem wir endlich und endlich zum eigentlichen Beginn unserer Geschichte kommen, saßen denn zwei Mädchen unter der großen Linde beisammen, in deren Schatten gewöhnlich im Sommer Frühstück und Abendessen eingenommen wurde. Ein schöner Abend war's, und so oft auch schon Geschichten mit schönen Abenden begonnen haben, so wird man nicht umhin können es zu erwähnen, so lang es noch ein leuchtendes Abendroth gibt und einen goldenen Sonnenuntergang. Die Linde stand in voller Blüthe und herrlichem Duft, die Blüthenblättchen fielen mitunter in die große Milchschüssel, in die eben Mathilde, der neueste Zögling des Amthauses, Brod einbrockte, was zu den Elementen des Unterrichts gehörte. Mathilde war die Tochter einer Jugendfreundin der Amtmännin, die nach beendigten Kursen in der höhern Töchterschule, nun Haushal-

tung und Kochkunst studiren sollte. Minna, die jüngste Tochter des Hauses, Wilhelmine getauft, sonst Mine genannt, war mit Salatlesen beschäftigt; die Gedanken der Beiden flogen aber weit, weit hinaus über die prosaische Arbeit, was ihnen in so schöner Abendzeit gar nicht zu verdenken war.

„Es wäre denn doch oft hübsch, wenn man in die Zukunft sehen könnte,“ meinte Minna, und schüttelte die braunen Locken zurück, die heute, weil es trocken Wetter war, noch schön geringelt das feine lebensvolle Gesichtchen umgaben, „ich wollte, es begegnete mir einmal eine Zigeunerin, aber eine von den rechten.“

„Ganz unnöthig,“ sagte Mathilde, eine kräftige, blühende Blondine mit braunen Augen, „mir könnte Keine etwas Neues sagen, ich weiß vorher, wie mir's geht.“

„Oh! wie kann das ein Mädchen wissen?“ rief Minna. — „Vortrefflich, wenn sie überhaupt weiß, was sie will,“ entgegnete Mathilde. „Ich kann freilich nicht wissen, ob ich lange lebe oder bald sterbe, oder so was, ob Krieg und Pestilenz kommt und dergleichen, aber ich weiß doch, daß ich nicht heirathen werde.“

„Du?“ fragte Minna ungläubig.

„Ja ich,“ sagte Mathilde mit großer Bestimmtheit, „ich will der Welt zeigen, daß ein Mädchen keinen Mann braucht, um glücklich und brauchbar zu sein. Ich will ein Musterexemplar von einer alten Jungfer abgeben! — was mir allein leid thut, ist: daß ich nicht hunderttausend Gulden habe.“ — „So, weiter nichts?“ fragte lachend Friederike, die hoch aufgeschürzt mit der umgebundenen Küchenschürze im Geschäftsschritt herbei kam, um die Milchschüssel in Empfang zu nehmen: „na, so kluge Wünsche haben noch andre Leute.“

„Ach, nicht des Besitzes wegen,“ sagte Mathilde geringschätzig, „wer wird darauf Werth legen! nein, nur des-

halb möcht' ich reich sein, daß man ganz gewiß wüßte, daß ich nicht heirathen will, daß es noch ein Mädchen gibt, das seinen Werth kennt, und sich nicht für eine Null hält, die nur durch vorgesetzte Zahlen Geltung bekommt."

„Es wäre aber doch auch schön, solchen Reichthum zu theilen mit einem edlen Herzen," meinte Minna schüchtern. „Mit einem edlen Herzen," lachte spöttisch Mathilde, „dem du deine Seele und dein Leben und deinen Besitz zu Füßen legst, das dann dein Vermögen in Verwaltung nimmt und dich betteln läßt um jeden Kreuzer, mit dem du die Haushaltung und die Bedürfnisse des Pascha zu befriedigen hast! Nein, so lang die Stellung der Frauen eine so unwürdige ist, werde ich mich nie so weit vergessen. Wenn ich je heirathen würde, was aber nie geschieht, so dürfte bei uns gar nie die Rede sein von Geld, der Mann müßte mir's heimlich in die Kommode legen, eh sie leer würde. Gut verwalten wollt' ich's dann schon."

„Wenn du nur so lang gesund bleibst, bis du so Einen findest," meinte Friederike, die sich mit großer Sachkenntniß des Salats angenommen hatte, von dem Minna in der Zerstreuung die gelben Blätter auf den Boden, die grünen in die Schüssel gelesen hatte, „und das sag' ich dir, so große Brocken in die Milch darfst du auch einmal nicht machen, wenn du einen Mann hast." — „O, die Männer essen ja gar keine saure Milch," sagte Mathilde, und warf trotzig den Kopf auf, „sie würden sie sehr gern essen, aber ihr Magen erträgt sie nicht, oder sie haben Bier getrunken, — das ist für die Frau gut genug; dem Herrn bringt man dann Schinken, oder brät ihm einen jungen Hahnen, und die Frau sieht zu und ißt Milch, natürlich! Nein, behüt' mich Gott vor solcher Herabwürdigung!"

„Es singt ein Vogel von fern, von fern:
„Was ich veracht', das hätt' ich gern.“

sang halblaut eine ziemlich rauhe Stimme im Hintergrund; die Mädchen fuhren erschrocken zusammen, man sah aber niemand; nur der Amtmann kam nach einer Weile vom Feld heimwärts und ging an den Mädchen vorbei, ohne sie zu bemerken; der war aber nicht als Sänger bekannt, und hatte auch eben nicht, was man ein musikalisches Gesicht heißt.

Das Gespräch aber war dadurch unterbrochen und die Mädchen verschüchtert; Friederike nahm den Salat und rief: „so, ihr großen Geister, bringt die Milchschüssel nach, es ist noch Suppe einzuschneiden.“

Den Beiden eilte es damit nicht sehr, es war zu schön da draußen und sie waren zu glücklich im jungen Gefühl der ewigen Freundschaft, die sie seit vorgestern geschlossen hatten, als daß sie gern in die dumpfe Küche zurückgegangen wären.

„Sieh nur, Friederike, den wundervollen Sonnenuntergang!“ rief Minna dieser nach. „Hab' keine Zeit dazu, sie kommt jetzt alle Tage,“ rief Friederike eifrig und ging hinein. Die Mädchen sahen ihr lachend nach; „die würde den Mond noch zur Küchenampel machen,“ sagte Mathilde; „vielleicht bleibt sie darum glücklicher.“ — „Nein, o nein!“ rief Minna mit feuchten Augen, „Gott behüte uns vor solchem Glück! je heller Licht, je tiefer sind freilich die Schatten, aber möchtest du darum immer unter grauem Himmel wohnen? Ach das Leid hat gewiß seine tiefe Schönheit.“ — „Mag sein, wir wollen's aber abwarten, rufen wir's nicht herbei,“ meinte Mathilde.

In dem Augenblick ließen sich fröhliche Stimmen hören. Bruder Eduard und zwei Vettern, die elternlos sich hier im Amthaus, ihrer zweiten Heimath, zusammenfanden, kamen

von einem Ausflug in der Nachbarschaft zurück. „Nun guten Abend!“ rief Eduard, „so fleißig? sorgt nur für etwas Gutes, wir sind hungrig.“ — „Hungrig!“ sagte Mathilde ironisch, „das ist also der einzige Gedanke, den ihr von einem so herrlichen Waldgang nach Hause bringt!“ — „Nun, nun, nicht gleich wieder satyrisch!“ rief Vetter Otto, „das leere Körbchen zur Seite zeigt doch, daß die Damen auch nicht allein von Himmelsluft und Blüthenduft gelebt haben. Wilhelm ist schuldig, daß wir so hungrig und müde sind, er hat uns um ein paar Schafe im ganzen Wald herumgejagt. Wir, Eduard und ich, stellten nämlich im Walde in der Erinnerung an unsere Knabenzeit eine Hetzjagd dramatisch dar, da wurde eine Schafheerde von unserm Jagdruf und Herabspringen dermaßen erschreckt, daß sie nach allen Seiten auseinander rannte und Philax, der treue Hund, sie nimmer zusammen brachte. Nun nöthigte uns Wilhelm, der redliche Vikar, die Lämmlein in allen Büschen zusammenzusuchen, er schloß sich dann dem biedern Schäfer an und hörte ein Privatissimum über Stallfütterung und Schafraude, da ist's denn kein Wunder, wenn wir prosaisch geworden sind.“

„Wir haben aber doch an Euch gedacht,“ sagte Eduard, und ein Programm für morgen gemacht: Morgens eine Wasserfahrt auf die grüne Insel, mit Musik und Gesang, Mittags Familientafel, Nachmittags Kaffee im Walde, Abends Hausball.“

Eben kam Friederike mit Milchtöpfen im Sturmschritt, wies Minna, die reuig über ihre Vergeßlichkeit ihre Hilfe anbot, trocken zurück, und rührte, unbewegt von Otto's und Eduards Späßen, die Milch mit einer stummen, entschlossenen Energie an, die ein schwerer Vorwurf für die zwei saumseligen Mädchen sein sollte.

Die Abendtafel wurde arrangirt; zu Mathildens innerer

Indignation wurde den Herrn Schinken und Salat servirt, während die Damen sich mit Milch begnügten; es versöhnte sie nicht, daß man ihr, als dem Gaste auch anbot, sie trauerte nicht um sich, nur um ihr mißhandeltes Geschlecht.

Das Programm auf morgen wurde dem Papa vorgelegt und die Wasserfahrt vor der Hand genehmigt. Auch die Mutter hatte nichts dagegen, wenn man Pfarrers Emma dazu einlade; Friederike aber, die überall Schwierigkeiten fand, wußte, daß der Kahn keine Sitze mehr hatte.

„Thut nichts, wir legen ein Brett querüber," sagte Eduard. — „Und Morgen früh sollten die Nudeln gewellt werden," warf Friederike wieder ein, „wobei Mathilde helfen will, wir haben schon drei Tage auf sie gewartet, es muß nun sein: übermorgen kommt der Herr Oberamtmann." — „Nun diesmal muß dann eben die Greth noch einmal helfen," beruhigte die gute Mutter, „ich und die Mägde werden mit den Zurüstungen wohl allein fertig, du kannst wohl mit gehen, Rikchen." — „Ich? gewiß nicht," sagte diese entschlossen, „ich weiß, wie viel es noch zu thun gibt. Und tanzen dürft Ihr gar nicht, in dem Saal muß morgen schon der Tisch gedeckt werden."

„Nur ruhig, Jungfer Schwierigkeit!" rief Eduard, „wir putzen ihn selbst wieder." — „Das nicht, aber wir," versicherte Minna, „und wir decken ihn dann übermorgen in aller Früh, es fehlt gewiß nicht!" — „Nun ja, in Gottes Namen, wir wollen sehen," meinte die Mutter, während Friederike kopfschüttelnd den Tisch abräumte.

„Wie lang bleibt denn der Herr Oberamtmann hier?" fragte Otto. „Sein Geschäft dauert wenigstens drei Tage," sagte der Vater, „ich habe morgen noch der Hände voll zu thun, bis ich alles vorbereite."

„O weh, drei Tage mit so einem Pascha!" seufzte Eduard.

— „Nun, ein so grimmiger Pascha ist er nicht,“ beruhigte ihn die Mutter, „es ist ja nimmer der Alte, dieser ist noch ledig und eigentlich ein junger Herr, wenn er gleich nicht so aussieht; „er macht gerade nicht viel.“ — „Nur Rauch,“ lachte Minna, „das wäre Einer für dich, Mathilde, und deine Ideen von Chevalerie!“ — „Pfui, Mädchen, wer wird so ungescheidt sprechen,“ zankte die Mutter, „so kleine dumme Mädchen wie Ihr, und der Herr Oberamtmann!“

„Wie wir?“ und Mathilde warf wieder trotzig den Kopf in die Höh.

„Aber wie wird sich unser poetischer Nordstern mit dieser Beamtenprosa vertragen, Eduard?“ fragte Vetter Otto. „Gar nicht,“ lachte Eduard, „wir setzen den Oberamtmann zwischen Papa und Wilhelm, letzterer kann ihn dann über entlassene Strafgefangene unterhalten, und den Nordstern lassen wir den Mädchen.“ — „Was für einen Nordstern?“ fragte der Amtmann, der indeß in der Zeitung gelesen hatte, seine Brille hinaufschiebend.

„Ach, ich vergaß, Onkel,“ sagte entschuldigend Otto, „Sie zu fragen, ob es Ihnen nicht unangenehm ist, wenn unser Freund, der Dichter Arwed Nordstern, Ihr gastliches Haus auf einige Tage besucht?“ — „Nordstern? woher?“ — „Aus Welsburg nicht allzuweit von hier.“ — „Nordstern? ist mir Keiner des Namens daselbst bekannt.“ — „Ach,“ sagte Otto, mit einiger Verlegenheit, „sein eigentlicher Name ist Haberstock, da er aber unter dem Namen Nordstern schreibt, so hört er sich lieber mit diesem nennen.“

„Na, hör, ich hab' meinetwegen nichts gegen deinen Herr Haberstock, hab' schon allerhand Kostgänger gehabt, aber was den verstellten Namen betrifft, damit bleibt mir vom Leibe, wenn vollends der Oberamtmann da ist, das könnt' eine schöne Geschichte geben. Was studirt der Haberstock?“

— „Eigentlich Kamerale, aber seit sein poetisches Talent erwacht ist, widmet er sich mehr allgemeinen Studien.“

„Gefällt mir nicht,“ meinte kopfschüttelnd der Onkel, „habe noch niemals von einem poetischen Kameralverwalter gehört.“ — „Der wird auch kein Kameralverwalter, Onkel, darauf kannst du dich verlassen, der macht seine Karrière! Und ein Redner ist er, solltest hören, was der famose Reden auf unsrer Kneipe hält! Ja, Onkel, der wird noch von sich reden machen!“

„Soll mir lieb sein,“ sagte der Onkel phlegmatisch und schloß damit die Unterhaltung.

Der Ueberfall.

Recht goldig klar war der nächste Morgen und Minna, die gar wohl im Hause angreifen konnte, wenn es einmal über sie kam, hatte fröhlich singend das Frühstück besorgt, etwas kalten Küchenvorrath für die Seereise gerüstet, der Mutter bei den ungeheuren Anstalten für den Herrn Oberamtmann geholfen und harrte bereits reisefertig im Hut mit wehenden Bändern am Rande des Flusses, zu dem ein Pfad aus dem Garten führte, wo Eduard und Otto emsig mit der Zurüstung des Kahns beschäftigt waren; Friederike in Hauskleid und Küchenschürze stand bereits hinter dem Nudelbrett, würgte und wellte mit verzweifelter Entschlossenheit.

„Ein göttlicher Morgen!“ rief Mathilde zu ihr herein. — „Ach ja, es ist Schade, daß wir nicht heut die Wäsche haben!“ entgegnete Friederike.

„Gehst du nicht mit, Bäschen?“ fragte Vetter Wilhelm unter der Küchenthüre. „Gewiß nicht,“ sagte sie etwas patzig, „das wäre mir unmöglich, bei solchem Geschäft Schiff zu fah-

ren!" Wilhelm versuchte vergeblich sie zu bereden und eilte hinab, wo das schon segelfertige Schiff eben von den Mädchen noch mit Blumen bekränzt wurde.

Eduard brachte Pfarrers fünfzehnjährige Emma herbei, die glühend roth vor Freude und Verlegenheit sich ins Schiff führen ließ, um ihren Platz neben den Mädchen einzunehmen, Vater und Mutter sahen wohlgefällig lächelnd zu, wie hübsch sich die junge Gesellschaft in dem bekränzten Kahn gruppirte, da — keuchte athemlos der alte Amtsbüttel herbei, sein entsetzliches Gesicht ließ das Schlimmste fürchten, noch eh er im Stande war, ein Wort hervorzubringen. „Der Herr Oberamtmann!" stieß er endlich hervor, als er zu Athem kam. — „Was, wie, wo?" schrie der Amtmann, diesmal auch außer Fassung, und packte den Alten am Rockkragen.

„Heut! eben angefahren! Der Schreiber hat's falsche Datum gesetzt!" Und die Mutter sah von weitem Friederiken allerlei verzweifelte telegraphische Zeichen machen und bemerkte, daß das Gefährt bereits oben am Hause hielt, ja, daß der Herr Oberamtmann in höchst eigener Person auf die Gesellschaft zuschritt.

Eduard und Otto hatten große Lust, schleunig mit dem Schifflein in See zu stechen und so allen Wirren zu entfliehen, Minna's Tochterherz ließ aber nicht zu, daß sie die Mutter in solch kritischer Lage verließ, sie sprang wieder an's Land, eben als der Oberamtmann, die Pfeife im Mund langsam vom Haus herabspazierend am Ufer ankam.

Es war soweit ein stattlicher Herr, der Herr Oberamtmann, vorne in den dreißigen, noch jung für die hohe Staffel im Leben, die er bereits erstiegen, nur etwas zu umfangreich für seine Jugend. Der Amtmann war allerdings durch seine Ankunft in schweren Schrecken versetzt, faßte sich aber bald wieder; der Fehler des Schreibers war ja nicht der seinige.

„Ja was thun wir, Herr Oberamtmann? meine Vorarbeit zu Ihrer heutigen Verhandlung könnte ich etwa den Vormittag zu Ende bringen, aber früher können Sie nichts vornehmen. Wenn sich der Herr Oberamtmann sonst unterhalten könnten? ....“ Dieser hatte, wie es schien, mit einigem Wohlgefallen den bekränzten Kahn, das jugendliche Schiffsvolk betrachtet, obwohl er das durch nichts ausdrückte, als durch gelindere Rauchwölkchen, die er aus der Pfeife blies. „Weiß wirklich nicht, ob Sie Liebhaber von Wasserfahrten sind?“ fragte der Amtmann zum Entsetzen seiner Frau, der das eine ganz freche Zumuthung vorkam.. „Hab's noch nie versucht, wäre nicht abgeneigt,“ ließ sich zum Schrecken der jungen Gesellschaft der Oberamtmann vernehmen, „ist das Brett fest?“ — „Wir haben starke eichene Dielen!“ bemerkte mit geheimer Ironie der Amtmann, geh', Eduard, hol eine herunter.“ So mußte es denn sein; die Diele ward auf den Kahn gelegt, ihre Festigkeit probirt, die Frau Amtmännin hatte einstweilen in aller Eile den Mundvorrath noch reichlich vermehrt, namentlich mit einigen vielversprechenden Fläschen, was die jungen Leute wieder in etwas versöhnte mit dem aufgedrungenen Passagier, und hatte in lauterem Respekt ihren rothen Shawl, vierfach zusammengelegt, auf die Diele gebreitet, um den Sitz weicher zu machen, zu Mathildens großer Empörung.

Endlich war der Kahn segelfertig, Eduard und Otto, die sich insgeheim schämten, daß sie sich von dem Philister so verblüffen ließen, stimmten das allbekannte Schifferlied an und die Barke stach in See.

Du Land der süßen Wonne,
O Heimath, lebe wohl!

klangen die frischen jungen Stimmen herüber, die Mama vergaß einen Augenblick Respekt und Schrecken und Gastmahl in der Freude über den lieblichen Anblick, und der Amtmann lachte herzlich, als er den schwerfälligen Oberamtmann mit seinem Meerschaum unter den schlanken jungen Gestalten sitzen sah. „Der ist gut versorgt," lachte er, „jetzt muß ich aber an's Geschäft. Wenn sie mir nur nicht meinen Oberamtmann über Bord werfen, er war ihnen grausig ungeschickt!" — „Ich mußte nur staunen über deiner Keckheit," sprach die Frau, „du fürchtest auch gar niemand, du würdest den Kaiser von China spazieren schicken." — „Närrchen," sagte lächelnd der Amtmann, — „die Zeiten sind vorbei, wo ein Beamter so ein ungeheures Thier war, wir lassen ihm deshalb doch nichts abgehen."

Friederike erschien wieder, ihre junge Stirn in die bedenklichsten Matronenfalten gelegt: „zu Nudeln ist's jetzt natürlich zu spät, ich denke: gebackne Suppe; der Schinken ist am Feuer und der Backofen angezündet." Eilig folgte die Amtmännin ihrer umsichtigen Tochter und der Amtmann ging in seine Schreibstube.

Die Wasserfahrt.

Minna hatte alles Ernstes der Mutter und Schwester zum Beistand dableiben wollen, aber die gute Mutter gönnte ihr die Freude gar zu wohl und hätte auch nicht passend gefunden, die jungen Leute allein fortzulassen, ohne das verbindende Mittelglied einer Schwester. Der Gesang und die herrliche Morgenluft, die wehenden Pappeln und Weiden der grünen Ufer, die frische helle Fluth, auf der sie hinglitten, wirkten mit all ihrem Zauber auf sie, sie vergaß den gegen-

wärtigen Oberamtmann, die verlassene Küche, alles ging unter in dem reinen süßen Gefühl des jungen Lebens; und nur die Tagträume, die flüchtigen Kinder, die da leben von Morgenluft und Blüthenduft, von Sternenglanz und Mondenlicht, wurden wach und umschwebten sie auch mit leisen Schwingen.

Es war wirklich viel, wenn man den Oberamtmann vergessen konnte, denn der saß recht breit auf seiner Diele, den Damen gerade gegenüber, er sah ganz behaglich und wohlhäbig aus, beurkundete auch seinen chevaleresken Sinn dadurch, daß er den Rauch seiner Pfeife möglichst auf die Seite blies, ja, er ging noch weiter: als er bemerkte, wie eng die Damen saßen, so daß Emma beinahe in Gefahr war hinabzugleiten, so deutete er, gegen sie gewandt, auf den leeren Raum neben sich und sagte: „Gefällig? Platz nehmen?“ Unter heimlichem Kichern schoben die Mädchen die schüchterne Emma hinüber, die eigentlich jetzt erst aus lauter Verlegenheit nur halb saß und gar nicht aus dem Erröthen hinauskam, daneben aber doch in der Stille sich freute, bis sie diese wichtige Begebenheit und unerhörte Aufmerksamkeit, die ihr widerfahren, der Mutter daheim-mittheilen konnte.

Vetter Wilhelm half überall auf dem Schiff, wo zu helfen war, besonders seinem Bäschen Minna, die seine Aufmerksamkeit kühl aufnahm, löste abwechselnd die zwei Ruderer ab und bewies sich viel ausdauernder als diese, auch sang er einen guten Baß, der dem Gesang wohl anstand, der sich mehr und mehr belebte. All' die hübschen alten und neuen Schifferlieder wurden angestimmt: ‚das Schiff streicht durch die Wellen‘, — ‚das Wasser rauscht‘, — man glaubte sogar den Oberamtmann leise im Takt mitbrummen zu hören. Man fuhr durch unbekanntere Gegenden des Flusses, wo er von dichten Weidengebüschen eingefaßt, stiller hinzieht, wo das Schiff zwischen den glänzenden Blättern der Seerosen durch-

glitt und die Vöglein verwundert verstummten vor dem nie gehörten menschlichen Gesang. Minna schloß sachte die Augen und gab sich dem süßen träumerischen Reiz des Augenblicks hin. Da weckte sie Mathilde unsanft aus den lieblichen Träumen, indem sie sie in die Seite stieß und ihr zuraunte: „du, das ist doch unausstehlich!“ — „Was?“ — „Nun, jetzt hat er noch nichts als die vier Worte gesprochen.“ — „Wer?“ — „Ach, Euer dummer Oberamtmann.“ — „Nun, so laß ihn schweigen, wenn's ihm Freude macht.“ — „Nein, es ist unerträglich, und er ist ja noch gar nicht so alt, um sich so von allen Gesetzen des Anstandes dispensiren zu dürfen! Könnte er denn nicht mit der armen Emma ein paar Worte reden?“ — „Ei, die Emma ist in sich hinein vergnügt ...“ — „Hol' über!“ rief's vom Ufer drüben, und verwundert sah die ganze Gesellschaft auf. Drüben, wo das Ufer wieder lichter geworden, stand eine schlanke Jünglingsgestalt in schwarzem Sammtrock mit fliegenden Haaren. „Ah, da ist er!“ rief Eduard und Otto. — „Wer?“ fragte sogar der Oberamtmann. „Unser Freund, Arwed Nordstern, ein junger Dichter,“ beschied ihn Otto kurz, und sie stießen eilig hinüber, ohne auf die kurz ausgestoßnen dichten Rauchwolken zu achten, in denen der Herr Oberamtmann sein allerhöchstes Mißbehagen ausdrückte über diesen unverhofften Zuwachs.

„Aber woher kommst denn du in aller Welt?“ fragten die Studenten den Nordstern, der leicht vom Ufer in das Schiff gesprungen war, ohne das Anlanden zu erwarten. „Ich kam im Amthause an, bald nachdem Ihr abgefahren waret,“ berichtete dieser, „die Dame vom Hause war so gütig, mir den nächsten Weg zu weisen, auf dem ich Euch einholen könnte, und da bin ich!“

„Mein Freund, Arwed Nordstern,“ begann nun Otto trotz des Verbotes des Amtmanns die Vorstellung: „meine

Cousine, Minna Reinfeld, Fräulein Mathilde Berg, Fräulein Emma Müller, Herr Oberamtmann" — „Fürst," ergänzte dieser kurz angebunden. „Und nun, mein lieber, du hast wie ich sehe die Guitarre bei dir, das soll unsern Gesang beleben, wir sind bald am Ziele. — ‚Auf dem Meer bin ich geboren', stimmten sie wieder an, und unter den wohlvertrauten Klängen flog, mit frischer Kraft gelenkt, das Schifflein der grünen Insel zu, die das Ziel der Fahrt war.

Die Herrn legten an und halfen galant den Damen an's Ufer, der Oberamtmann stieg mit einiger Beschwerde selbst heraus; die Mundvorräthe wurden ausgeladen, wobei Mathilde bemerkte, daß Eduard eine leere Flasche in die Fluthen warf, die er und Otto heimlich hinter dem Rücken des Oberamtmanns ausgetrunken.

„Sahst du, wie widerwärtig er sich bei der Vorstellung benahm?" flüsterte Mathilde wieder zu Minna, er ist doch wahrhaftig nicht der große Mogul! und jetzt hat er sich den bequemsten Platz auf einem Baumstumpf ausgesucht, ohne ihn uns anzubieten; nein, so unkultivirt ist mir noch niemand vorgekommen."

Minna hatte ganz andres zu denken, als an den unkultivirten Oberamtmann, hatte sie doch heute zum erstenmal einen Dichter gesehen, einen rechten, lebendigen Dichter! und dazu noch einen mit schönen schwarzen Augen und dunklen Haaren, die um eine edle bleiche Stirne flatterten,

Wie das Laub von Trauerweiden
Um die bleiche Marmortafel
Ueber den begrabnen Freuden.

Und er ließ sich an ihrer Seite nieder und trank aus dem Glas, aus dem sie genippt, und sprach so wunderschön über den Zauber eines solchen Morgens, und auf Eduards

Bitte erhob er sich und rezitirte sein neuestes Gedicht, das Thränen in die jungen Augen trieb. Arweb war der Held der Stunde, und der Oberamtmann gänzlich vergessen, obwohl er nicht ganz ohne Wohlgefallen zu der malerischen Gruppe hinüber dampfte: die Mädchen, in ihren weiten hellfarbigen Gewändern auf den Rasen hingegossen, die jungen Leute mit den oftgehobnen Gläsern, und vollends Arwebs malerische Gestalt mit der Guitarre.

Der Oberamtmann selbst saß auf einem Baumstumpf wie der östreichische Beobachter und wäre am Ende fast um Speise und Trank gekommen, die doch großentheils um seinetwillen waren mitgegeben worden, wenn nicht Wilhelm, der heute gar wenig Gehör bei seinem Bäschen fand, sich seiner angenommen hätte.

Man hatte geschmaust und beschloß nun, einzeln kleine Entdeckungsreisen auf der Insel zu machen und sich Blumen zu suchen. Minna und Mathilde gingen zusammen. „Nein, ich bitte dich, jetzt bleibt der Klotz sitzen," begann die aufgebrachte Mathilde wieder, „und hast du nicht gesehen, wie er Alles behielt, was man ihm gab, ohne an uns zu denken." — „Nun, warum sollte er nicht?" — „Nein, ihr Landmädchen seid doch gar zu demüthig und haltet nicht auf die Würde unsers Geschlechts." — „Ach, die hängt nicht am Anbieten eines Tellers!" — „Die hängt an Allem!" eiferte Mathilde immer heftiger, „gerade diese Kleinigkeiten sind es, die die Frau erheben oder allmählich unterdrücken. Ich glaube, du würdest wie Ottilie in den Wahlverwandtschaften den Herrn aufheben, was sie zu Boden fallen ließen!" — „Warum nicht, wenn mir's gerade näher liegt als ihnen?" — „Nein, du hast viel zu wenig Haltung, ich wollte einmal einen solchen Pascha in die Kur nehmen!" — „So nimm!" — „Ja, ja, ich wollt' ihm die Meinung sagen, ich wollt' ihn lehren, galant zu sein!"

Da durchbrach Arwed das leichte Gebüsch: „erlauben Sie nicht, daß ich mich Ihrer Expedition anschließe? — ich glaube, daß wir dort in dem dichten Gehölz die schönsten Blumen finden.“ Wilhelm, der seither gutmüthig eine einseitige Unterhaltung mit dem Oberamtmann geführt, kam eben mit einem Strauß schöner Anemonen, als er aber sein Bäschen bereits am Arm des jungen Dichters sah, trat er bescheiden zurück.

Mathilde wollte nach Emma sehen, und Minna, verlegen, mit dem interessanten Gast allein zu bleiben, lud den Vetter ein, mit zu gehen. Da ging denn der gute Wilhelm voran auf den ungebahnten Pfaden, die das fröhliche junge Paar einschlug, bog die Zweige zurück und räumte die Dornen weg, die ihnen im Wege waren, und als er einmal zurückblickte und sah, mit welch strahlendem Ausdruck Minna ihr Gesicht in eifrigem Gespräch zu dem Nordstern erhob, da flog ein trauriges Lächeln über das seine.

„Der Herr Oberamtmann wollen abfahren!“ schrie Eduard mit einer Löwenstimme über die Insel hin. Minna fuhr zusammen: „ach, ich vergaß ganz . . . und die gute Mutter daheim und Friederike, die sich so abmüht.“ — „O, lassen Sie keinen Mißlaut den reinen Klang dieses Morgens stören!“ bat Arwed, „das ist Sünde.“ — „Aber, wenn ich eine Pflicht versäume?“ sagte schüchtern Minna. „Pflicht!“ rief Arwed. „Pflicht ist, unser Leben auszuleben, rein und schön und voll und ganz, die Stunde zu genießen, die Freude in uns zu saugen mit allen Fühlfäden unseres Wesens und uns die Prosa fern zu halten; es gibt immer noch Erdwürmer genug, die mit Lust im Staube wühlen: der Adler fliege in die Lüfte, der Schmetterling schwebe über Blumen! Ist es auch Bestimmung der Rose, daß sie Oel aus sich pressen läßt?“ — „Aber es ist Bestimmung des Blüthenbaums,

daß er Frucht bringt," warf Wilhelm ein. „Nun ja, dazu ist's Zeit, wenn die Blüthe abgefallen ist!" rief Arweb, „indeß:

„Vivez, aimez, c'est la sagesse,
Hors le plaisir et la tendresse
Tout est mensonge et vanité!"

Indeß hatten sie das Ufer erreicht, wo das Schiff bereits wieder segelfertig war. Mathilde flüsterte Minna noch in höchster Empörung die neue Unthat des Oberamtmanns zu, daß er sich nur ohne Weiteres wieder in's Schiff gesetzt und dadurch das Zeichen zum Aufbruch gegeben habe, ohne sie, die Damen, nur im Mindesten um ihre Meinung zu fragen.

Minna hatte nicht Zeit, ihre Entrüstung zu äußern, sie setzte sich, Arweb, mit der Guitarre zu ihren Füßen, der Oberamtmann wandte sich fragend an ihn: „Musikus?" — „Literat, mein Herr, und Studierender im Augenblick," sagte Arweb, glühend roth, in aufbegehrendem Ton.

„Hab' nichts dagegen," lautete des Oberamtmanns trockene Antwort, nach der er wieder in sein Schweigen versank und ziemlich starke Rauchwolken von sich blies.

Das Schiff ging nun stromabwärts leicht und leise, die Ruderer hatten es nur zu lenken, und überließen sich behaglich hingestreckt der Ruhe, man sang noch: ‚Ein Schifflein ziehet leise,' dann verstummte allmählich der Gesang, die Schiffer schliefen ein, der Oberamtmann doste, Emma saß wieder ganz in sich vergnügt, Eduard hatte sie um ihr Sträußchen gebeten und hatte es jetzt in's Knopfloch gesteckt, darüber erröthete sie nun einmal über's andre, so oft ihr's einfiel, und besann sich, ob sie auch recht gethan, es ihm zu geben, und ob sie das auch daheim der Mutter sagen solle; Wilhelm blieb wach und lenkte das Schifflein, wo es drohte aus dem Geleis zu kommen, Minna vermied gern seinen

Blick, der ihr heute so traurig vorkam, und vertiefte sich in eifrige Gespräche mit Arwed.

Plötzlich fuhr Mathilde, die indeß still dagesessen, hastig auf und faßte den Oberamtmann beim Arm, mit dem Ruf: „Sie fallen ja in's Wasser!“ Wirklich war er in seinem Schläfchen nahe daran gewesen, das Uebergewicht zu bekommen und über Bord zu stürzen. Etwas ärgerlich richtete er sich auf, setzte sich wieder fester und brummte: „Dumme Anstalt!“ Gegen Fräulein Mathilde aber lüftete er den Hut und sagte in einem Ton, den man ihm nicht zugetraut hätte: „Sehr verbunden.“

Das Land war erreicht, nur für die Minderzahl der Passagiere zu früh, man stieg aus, und es ereignete sich dabei zu männiglichem Erstaunen, daß der Oberamtmann Mathilden die Hand bot, freilich, als sie eben ausgeglitten war und gefallen wäre. Dann aber schritt er, unbekümmert um die Gesellschaft, dem Hause zu, Emma ließ es mit großer Verlegenheit geschehen, daß Eduard sie nach Hause begleitete, nur weil sie zu schüchtern war, es abzulehnen, Minna eilte, so schnell sie konnte dem Hause zu und suchte durch doppelte Geschäftigkeit ihre lange Versäumniß gut zu machen, wobei sie von Friederike, die im vollsten Feuer stand, etwas schnöde zurückgewiesen wurde.

Der Waldgang.

Das improvisirte Gastmahl machte der Frau Amtmännin und Friederike alle Ehre, auch die Unterhaltung war lebendig und der neue Gast wurde mit der gemüthlichen Höflichkeit des Hauses in den Kreis aufgenommen; nur der Amtmann brachte ihn dadurch etwas außer Fassung, daß er ihn

beharrlich „Herr Haberstock“ anredete, und sich, da er in Welsburg bekannt war, in ausführliche Erörterungen über die Familie Haberstock mit ihm einließ.

Der Oberamtmann war nichts weniger als ein Polizeispion und froh, wenn man ihn außeramtlich mit Amtsgeschäften in Ruhe ließ; bei dieser Namensveränderung wandte er aber doch ein aufmerksames Ohr hinüber und fragte: „Haberstock?“

„Allerdings, Herr Kameralis Studiosus Haberstock aus Welsburg,“ stellte der Amtmann förmlich vor, und fügte halblaut gegen den Oberamtmann entschuldigend bei: „Der Name Nordstern ist nur so eine Art von Cerevisname oder Unnamen, wie sich die jungen Leute als zum Spaß geben.“ — „Hab' nichts dagegen,“ sagte der Oberamtmann; selbst Minna nahm den Namenwechsel nicht zu hoch auf, ihr war er ein Nordstern und ein Südstern, ein Morgen- und Abendstern geworden, ein Stern, der allenthalben an ihrem Himmel stand.

Die Tafel war aufgehoben, der Kaffee unter der Linde getrunken, der Oberamtmann hatte auf dem Sopha der Visitenstube ein ruhigeres Schläfchen gemacht, als auf dem trügerischen Element, und sich dann mit dem Amtmann auf's Rathhaus begeben. Die Jugend trat den Waldspaziergang an, zu dem sich diesmal auf eifriges Zureden der Mutter auch Friederike bewegen ließ, nicht ohne ein umfangreiches Strickzeug: leinene Socken mit zweierlei Garn, in die Tasche zu stecken.

„Zum Wald, zum Wald! da steht mein Sinn“

wurde nun angestimmt, und die grüne Dämmerung, mit ihren lockenden Pfaden, mit ihrem Wehen und Rauschen, mit den fernen, blauen Bergen, die sich zwischen die hohen Eichen stehlen, mit all ihrem vielbesprochenen und vielbesungenen und doch so unergründlichen Zauber, nahm sie auf.

Sie suchten die letzten Maiblumen und die ersten Erdbeeren, sie banden Kränze von jungem Eichenlaub und entdeckten heimliche und unheimliche Plätzchen und Verstecke; nur die arme Mathilde ließ heute das Gefühl der beleidigten Würde ihres Geschlechts nicht zum reinen Genuß der Gegenwart kommen. „Nun bitte ich dich, wie war's denn möglich, nach einem solchen Dejeuner noch so zu essen, wie dieser Oberamtmann, und immer wieder zuerst genommen!“ — „Aber so gönne ihm doch, wenn's ihm schmeckt!“

„Nein, und die Umstände, die ihr mit ihm macht! Ein Oberamtmann ist ja gar nichts so Großes! Mein Vater war doch Medizinalrath, das ist immerhin noch mehr, und es ist uns noch nie eingefallen, darauf Ansprüche zu begründen.“ — „Ich weiß aber wirklich nicht, was du auf den armen Oberamtmann hast, er ist ein harmloser Mann und guter Beamter, und du hast ihm dazu noch heute das Leben gerettet! Und als du diesen Mittag den Tisch verlassen, sah er dir noch nach und sagte zu der Mutter: ‚artiges Frauenzimmer!‘ das ist vom Oberamtmann schon unerhört.“ — „In der That! ihr seid doch recht bescheiden!“ sagte Mathilde mit einigem Erröthen. „Nun freilich, was das Essen betrifft, so hat der Nordstern für einen Dichter auch einen recht gesunden Appetit gezeigt.“

„Das habe ich nicht bemerkt, bin auch nicht gewöhnt, unsern Gästen die Bissen in den Mund zu zählen,“ sagte Minna höchlich piquirt. — „Nun, nun, Minchen, sei zufrieden, wir wollen darüber nicht unsern ersten Streit bekommen, schau, da geht dein Nordstern auf!“

Während Minna und Arwed sich Kränze von Eichenlaub flochten, saß Friederike auf einer Steinbank und strickte so eifrig, als bedürfte heute noch jemand besagter leinener Socken, um seine Heimath zu erreichen. Der gute Wilhelm leistete ihr

Gesellschaft. „Hättest du denn nicht Lust, Rikchen, auch ein wenig tiefer in den Wald zu gehen?" fragte er sie. „Ach nein, es kommt mir unnöthig vor, wir sind ja durch den Wald heraufgekommen und hier ist mir's schön genug."

„Gewiß, aber vielleicht finden wir noch einige Maiblumen." — „O, man wird von den Bettelkindern so mit Sträußen überlaufen, ich wüßte nicht wohin mit neuen!"

„Sieh, wie hübsch!" rief Wilhelm, als Arwed und Minna mit Eichlaubkränzen den grünen Pfad herabkamen, auch Emma erschien hoch erröthet mit einem Kranz um ihren Strohhut und Eduard trug nach Jägerart einen Zweig an der Mütze, Mathilde hatte mit Otto ein nothgedrungenes Bündniß geschlossen und sarkastische Bemerkungen über die anwesenden Paare und den abwesenden Oberamtmann ausgetauscht, auch sie hatte einen Kranz um ihre blonden Haare nicht verschmäht. „Nun müssen wir uns doch auch bekränzen," meinte Wilhelm, eifrig Eichenlaub pflückend. „Ich danke, um den Kopf thue ich keinen Kranz," sagte Friederike trocken, „die Leute halten uns ja für Narren, wenn wir so heimgehen."

„Immerhin!" rief Arwed, eine Stunde glücklicher Narrheit ist ein ganzes, langes, vernünftiges Leben werth!"

Friederike ließ sich denn doch noch bewegen, ein Sträußchen anzustecken, packte dann eifrigst ihr Strickzeug zusammen und erklärte, sie müsse heim, die Andern könnten thun was sie wollten.

Die Paare setzten sich in Bewegung, die Guitarre hatte Arwed daheim gelassen, deklamirte aber dafür ein Waldlied, eigene Dichtung, mit dem Refrain:

O du grüne Nacht, du heimliche Nacht,
O du süße, du herrliche Waldespracht!
Ich trage mein tiefes, unendliches Leid
In deine stillheilige Einsamkeit.

Mathilde, die heute recht bösartig sein konnte, unterbrach ihn nach einer Strophe: „Aber, Herr Nordstern, worin besteht denn eigentlich Ihr tiefes Leid? Sie haben uns ja erst diesen Morgen gesungen:

„Die Erd' ist eine Schaale
Von grünem Edelstein,
Draus schlürf' ich froh das Leben,
Den glüh'nden Feuerwein!"

Ein zorniger Blick traf sie, dessen man Minna's sanfte Augen nicht fähig gehalten hätte, Arwed aber ließ sich nicht niederschlagen und erwiederte der Spötterin aus dem Stegreif:

„Was ist des Dichters Freude?
Nur eine schimmernde Thräne,
Was ist des Dichters Leide?
Ach nur ein seliges Sehnen."

„Hat einen Buchstaben zu viel," flüsterte die boshafte Mathilde, der Minna beinahe die Freundschaft aufgekündigt hätte.

Man näherte sich indeß dem Amthause. Die Bauern, die dem kleinen Zug begegneten, sahen etwas verwundert auf die bekränzten Paare, ein kleines Mädchen fragte zu Minna's tiefem Erröthen: „Mutter, ist dehs a Hauzig?" * weßhalb Friederike darauf bestand, daß sie die Kränze ablegen müßten. Vergeblich! Otto raubte ihr ihr Strickzeug, spießte es auf seinen Stock und trug es im Triumphe voran, als Zeichen, wie er sagte, daß auch solide Leute nachkommen. Beleidigt darüber, machte sie sich trotz alles Widerstands von der Gesellschaft los, und stand bereits, Cottelets klopfend, in der

* Hochzeit.

Küche, als die andern singend zum Hause einzogen, nur der gutmüthige Wilhelm war ihr nachgeeilt und hatte ihr ihr Strickzeug ausgeliefert.

Der Hausball war natürlich unstatthaft, und der inhaltreiche Tag endete mit einem Souper en famille ohne weiteres Ereigniß, als daß der Oberamtmann Mathilden eine Platte mit Waffeln angeboten, Notabene, nachdem er sich selbst zuvor genommen hatte, und daß er einigemal, namentlich mit Wilhelm, etliche Worte mehr gesprochen hatte, als seine gewöhnliche Phrase: „hab' nichts dagegen."

Das Ständchen.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht. Minna war darauf bestanden, Friederiken in der Küche zu helfen, bis sie beide zusammen zu Bette gehen konnten. Friederike war mit der Mahnung: „Lösch gleich das Licht!" alsbald in gesunden Schlaf gesunken, Minna aber war noch so wach! sie öffnete das Fenster und sah in die helle Mondnacht hinaus, — da legte sich leise Mathildens Hand auf ihre Schultern, die aus ihrem Stübchen daneben herübergekommen war. „Bist du böse, Minchen?" fragte sie gutmüthig. „Ich? o nein, warum denn?" — „Nun, weil ich deinen Nordstern so angegriffen." — „Ach gewiß nicht, aber es that mir doch weh, daß du . . ." in Minna's Augen glänzten Thränen. „Aber Kind, Kind!" sagte Mathilde, lächelnd mit dem Finger drohend, „du wirst doch nicht so thöricht sein und auf einem Regenbogen deinen Weg durch's Leben machen wollen!"

„O geh," sagte Minna, jetzt in Thränen ausbrechend, „wer denkt denn an so etwas! er ist mir ja fremd und ganz, ganz gleichgültig, — aber es thut mir nur weh, daß auch

du das Schöne und Ideale herabziehen willst ..." — „Ganz, ganz gleichgültig, Minchen?" fragte Mathilde.

Minna konnte nicht antworten, drunten aus der nächtlichen Stille tönte der leise Klang einer Guitarre, eine schöne männliche Stimme begann in etwas gedämpftem Ton zu singen:

O gib vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör.
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr!

Beim ersten Klang waren die Mädchen unwillkührlich an's Fenster geeilt, da lehnte im Schatten eine schlanke, edle Gestalt mit der Guitarre im Arm. Minna zog sich leise zurück, sie kniete nieder an dem Stuhl am Fenster, um nicht gesehen zu werden, und barg ihr Gesicht in die Hände, aber Mathilde konnte sehen, wie ihre Brust sich hob und senkte in heftiger Bewegung, wie sie die glänzenden Augen hie und da erhob, um besser zu lauschen; es war ja das erstemal!

„Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer . . ."

begann der Sänger wieder, da streckte ein Stockwerk weiter unten der Herr Amtmann seinen Kopf in der weißen Nachtmütze aus dem Fenster: „darf keine Musik da drunten gemacht werden! schickt sich nicht."

Plötzlich erstarb der Ton, und man hörte nur das leise Geräusch eines sachte Abziehenden. Mathilde lachte herzlich über die Unterbrechung, Minna erhob langsam ihr glühendes Gesicht und sagte leise: „aber du solltest nicht lachen, du mußt dich morgen entschuldigen." — „Ich! warum?" — „Nun, es hat doch dir gegolten," sagte Minna noch verlegner. „Mir! o du dummes Kind, wie magst du so lügen!

und weißt doch so gewiß, wem es galt! Steck immerhin den Kopf in den Busch, man sieht dich doch!“ — „Ach nein, aber es wäre mir doch gar zu unangenehm, wenn es ja sonst jemand gehört hätte! und der Papa! meinst du, Arweb habe es wohl übel genommen?“ — „Ach nein, deinen Vater kennt ja jedermann.“ — „Vielleicht hat er auch nur zufällig da unten noch gesungen,“ meinte Minna. „Ganz zufällig,“ lachte Mathilde und küßte ihre heißen Wangen: „gute Nacht, Minchen!

Schlummre süß,
Träume dir dein Paradies!“

Mathilde hatte ihr Licht schon gelöscht und war am Einschlafen, da flüsterte ihr noch eine leise, leise Stimme in's Ohr: „meinst du, es habe mir gegolten?“ und sie fühlte Thränen an ihrer Wange; ehe sie sich aber aufrichten konnte, war Minna hinübergeschlüpft, um schlummerlos seligere Träume zu träumen, als der süßeste Schlaf bringen kann.

So schloß ein Tag, — ein sonnenheller Tag. Wie manchen Baum sehn wir in voller Blüthe; der Herbst muß zeigen, ob die Blüthe eine gesunde war.

Nach drei Jahren.

Mathilde an Minna.

Liebste Minna!

Ihr habt immer behauptet, ich komme nie in Verlegenheit, und ihr habt mir damit sehr Unrecht gethan, denn gerade jetzt bin ich in der allergrößten Verlegenheit, wie ich Dir eine Neuigkeit mittheilen soll, die Du doch erfahren mußt.

Nun, ich sehe aber auch gar nicht ein, warum mich's verlegen machen soll, habe ich doch auch ein Recht, zu thun was ich will, so gut wie andre Leute. Also, jetzt sag' ich's gerade heraus und Du brauchst dich gar nicht zu wundern, hörst Du's! Seit gestern Abend bin ich Braut mit dem Regierungsrath Fürst, nun ja, mit Eurem Herrn Oberamtmann vor drei Jahren. So, jetzt weißt Du's, und am Ende überrascht Dich's nicht einmal.

Wie es eigentlich gekommen, das ist schwer zu sagen, ich weiß es selbst nicht so recht. Du weißt ja, daß er als Regierungsrath hieher befördert wurde und daß der Zufall es fügte, daß er sich in demselben Haus einmiethete, wo wir wohnten. Er wußte natürlich nichts davon; als ich ihm aber einige Tage nach seiner Ankunft im Hausgang begegnete, erkannte er mich zu meiner Verwunderung und sagte mit einer kurzen Verbeugung: „Fräulein Berg? schon 'mal das Vergnügen ..." Du weißt, das ist schon viel von ihm.

Er machte der Mutter einen Anstandsbesuch, und da er sehr solid lebt und viel zu Hause ist, so kam er noch manchesmal, meist nach Tisch zum Kaffee. Du weißt, er spricht nie viel, und ich kann nicht ertragen, wenn nichts gesprochen wird, so habe ich denn vielleicht manchmal unnöthig viel geredet. Das erstemal rauchte er nicht bei uns, sah aber so unbehaglich aus, daß ich das nächstemal fast froh war, als er seine Pfeife herauszog und die Mutter fragte: „genirt nicht?" Es war zwar unartig, daß er mich nicht auch gefragt, aber, was wollt' ich machen? es freute mich doch zu sehen, wie es ihm nun behaglich wurde, und man sagt mir, daß der Tabakrauch gut für meine Blumenstöcke sei.

Nun, daß ich's kurz mache, wie ich einmal heimkam, sagte mir die Mutter, daß der Regierungsrath bei ihr um mich geworben (ich wäre gar zu gern dabei gewesen, da muß

er doch mehr als drei Worte gesprochen haben!), und morgen wolle er kommen und meine Antwort holen. Ich fiel wie aus den Wolken. Die Mutter wünschte, daß ich Ja sage, denn er ist sehr geschickt (und auch gescheidt und gebildet, ich versichere Dich, obgleich er so wenig spricht), aber sie ließ mir ganz freie Wahl. Nun, zuerst wollt ich gar nicht, dann wollt' ich mich besinnen, aber lange, recht lange; das Warten würde ihm gar nichts schaden. Dann beschloß ich endlich, ihn doch am nächsten Tage kommen zu lassen, aber nur um ihm all meine Bedenken wegen seiner Schweigsamkeit, seines Mangels an chevalereskem Benehmen, überhaupt meinen Zweifel, ob er ächte wahre Liebe für mich empfinde, auseinander zu setzen; das Jawort, wenn ich mich je dazu entschlöße, wollt' ich ihm noch recht sauer machen!

Wie er nun am nächsten Tag die Treppe herauf kam, versteckte ich mich, und war erst auf Zureden der Mutter zu bewegen, herein zu gehen. Da saß er: mit der Pfeife, die legte er aber bei Seite, das war schon viel von ihm, nicht wahr? Ich erwartete mit klopfendem Herzen, er werde nun seine Werbung bei mir selbst anbringen, und ich gestehe, ich war recht begierig, wie er das machen würde. Er aber sprach kein Wort, er sah mich nur an, als ob er von mir eine Erklärung erwarte, und als ich schwieg, fragte er endlich: „Mutter gesprochen?“ Nun konnte ich's doch nicht ignoriren, ich sagte also, daß ich durch die Mutter von seinem ehrenvollen Antrag wisse, daß ich aber fürchte, unsre Naturen stimmen nicht zusammen . . . „Gerade,“ warf er ein. — „Daß ich fürchte, es sei nicht tiefe innige Liebe, die ihn zu mir führe“ . . . „was sonst?“ fragte er: das machte mich etwas verlegen und — „daß ich fürchte, er verstehe und achte die tieferen Herzensbedürfnisse, die zarteren Rechte und Ansprüche meines Geschlechtes nicht genug,“ . . . ich verwickelte mich wirklich ein

wenig; es brachte mich so aus der Fassung, daß er auch kein einziges Wort erwiderte. Als ich still blieb, stand er langsam auf und fragte: „also nein?“ Ich versichere Dich, Minna, er sah dabei recht traurig aus, da dauerte er mich doch, und ich sagte etwas vorschnell in meinem Mitleid: „nun, das nicht gerade.“ — „Ja?“ fragte er und bot mir die Hand hin. „Nun, verachte mich nicht, Minchen, ich gab ihm die meinige, und eh ich wußte wie? stand ich als seine Braut vor der Mutter. Es ärgert mich jetzt noch, daß ich's ihm nicht ein Bischen schwerer gemacht, und daß er mich eigentlich erschwiegen hat, nicht errungen; aber ich kann nichts mehr ändern, es ist geschehen, und ich versichere Dich, er fühlt sich sehr glücklich, wenn man's ihm auch kaum anmerkt. Ich fürchte, daß ich ihn noch ein wenig verwöhne, aber das gibt sich mit der Zeit; als Braut muß man doch sachte thun mit Reformen. Die Pfeife bin ich nun schon gewohnt, ich kann mir Ludwig gar nicht mehr ohne sie denken. Denke, er spricht schon von Hochzeit; richte nur den Brautjungfernstaat.

Deine Herzensangelegenheit, meine arme liebe Minna, habe ich nicht vergessen. Ludwig muß mir versprechen, für Deinen Arwed ein kleines Amt aufzufinden, das er ohne das leidige Examen erlangen kann, da Dein Vater nun eben darauf besteht, Deine Zukunft auf festern Boden als die Schwingen eines Pegasus zu gründen. Ludwig, der sich's selbst mit seinen Studien sauer werden ließ, denkt zwar etwas streng und reell, und ich weiß noch nicht, wie ich's ihm beibringe, aber ich sorge gewiß dafür. Da ich nun einmal meine goldne Freiheit verscherzt, kann ich nichts Besseres thun, als mich in der Gefangenschaft glücklich fühlen, und dann darfst Du, meine Liebe, auch nicht unglücklich sein.

Und nun lebe wohl, beklage mich nicht zu sehr, ich

schicke mich ordentlich in mein Loos; um nicht zu viel auf einmal zu sagen, unterschreibe ich mich inzwischen

Deine
zufriedene Mathilde.

Noch eins! Bitte Friederike, mir eine Sammlung erprobter Kochrezepte, hauptsächlich zur Bereitung von Braten und Ragouts zu schicken, Ludwig ißt alle Sonntag Abende mit uns, da möcht' ich doch einige Abwechslung in unser gewöhnlich so einfaches Souper bringen.

Sechs Jahre später.

Minna an Mathilde.

Endlich am Ziele! Endlich darf ich Dich, wenn auch nicht mehr als Brautjungfer, so doch als ehrbare Brautfrau, als meine liebe theilnehmende Gefährtin zu meiner Hochzeit einladen. Wir wollen sie am zwölften Juni feiern, acht Jahre nach jenem sonnigen Tage, wo wir uns zum erstenmal gesehen. Acht Jahre! ach sie dünken mir nicht lauter einzelne Tage, wie dem Erzvater Jakob seine sieben, es sind lange schwere Jahre darunter.

Ich bin so müde von dem sauren Wege, den wir zu durchlaufen hatten, daß ich mich noch nicht recht des Zieles freuen kann, und ich muß mir die schönen ersten Zeiten recht lebendig zurückrufen, um meines Glücks wieder froh zu werden. Jene Wasserfahrt, weißt Du's, Liebe, und das erste Ständchen? O, es kamen noch schöne Stunden nach diesen: im Walde, im Garten, selige Ueberraschungen, wo er oft rasch angesprengt kam auf seinem schäumenden Roß, wo er mich

suchte auf meinen lieben einsamen Gängen, und wo in der Laube zum erstenmal unsre Herzen Worte fanden; — Du weißt ja längst schon alles. Es war so einzig schön bis zu dem Augenblick, wo ich mich dem Vater entdeckte und dieser von Arwed ernste Rechenschaft forderte: worauf er die Zukunft seines Kindes gründen wolle. Ach, wir hatten so glückselig im Augenblick gelebt, und Sorge für die Zukunft ist so gar nicht unsre Sache!

Und dann kamen die langen, trüben Zeiten, der schmerzliche Kampf zwischen Liebe und Pflicht, o es ist ein schweres Gefühl, zu lieben ohne Elternsegen, das erste Leid, den ersten Zwiespalt in eine bis dahin so friedliche und frohe Heimath zu bringen! Und wie peinlich war mir wieder die Sorge, mit diesen Forderungen an eine solide Existenz ein Bleigewicht an Arweds hochstrebende Talente zu hängen, so oft mich auch der Vater versicherte: wenn etwas Rechtes in ihm ist, so muß es herauskommen dir zu Liebe. Dann der Zweifel an dem Geliebten selbst, an dem Ernst seiner Liebe, die geheime Furcht, mit der ich seine Worte, seine Blicke beobachtete, ob sich kein leiser Ueberdruß darin zeige! O Mathilde, Arwed muß mir unendlich viel Liebe und Treue erweisen, er muß mich auf den Händen tragen durchs Leben, um mir alles zu vergüten, was ich für ihn gelitten!

Vor zwei Jahren, am Sterbebett der Mutter, bot ich den Eltern an, meiner Liebe zu entsagen; die gute, ach, die zu gute Mutter nahm mein Opfer nicht an. „Du sollst nicht in der Bewegung des Augenblicks deine Wünsche hingeben," sagte sie, „bitte Arwed, daß er dir Vater und Mutter sein soll, und versprich du mir, daß du glücklich mit ihm sein willst, meinen Segen sollst du haben, liebes Kind, von hier und von dort." Die gute Mutter! kann man auch versprechen, daß man glücklich sein wolle?

Doch warum mich quälen mit dem, was nun vorüber ist? wir sind ja im Hafen, und wir werden so glücklich sein! Gewiß, gewiß, Arwed wird mir alles, alles ersetzen! eine selige Stunde für jede Thräne hat er mir verheißen. Es ist ein bescheidenes Loos, das uns gefallen, aber

ein Herz nur ach! und eine Hütte!

mehr haben wir ja nie gewünscht. Die Bedienstung, um die sich Arwed mir zu liebe bemühte, und die uns die Güte Deines Mannes verschafft, reicht gewiß für alles Nöthige, und einmal bahnt sich Arweds Talent sicher noch den Weg; hat er doch die Herausgabe seiner Gedichte erlangt, wenn auch zunächst noch mit Opfern; und eine Rezension von seinem Freund Woldemar ist recht günstig. Er dichtet, Dir im Vertrauen gesagt, an einem großen Epos: Otto der Thatenlose; das muß unser Glück begründen, wenn es vollendet ist.

Wir haben eine allerliebste Wohnung in einem Garten gemiethet, etwas theuer und entlegen, aber die Heimath muß uns ja Alles sein, darum richte ich mich auch in der Einrichtung ganz nach Arweds Wünschen. Eine schöne harmonische Umgebung ist für einen Dichter Bedürfniß, daran kann ich nicht sparen, nachher wollen wir denn schon recht einfach leben. Eine kleine Reise wollen wir uns auch nicht versagen, ich bin so lange nur in Gedanken gereist, und Arwed möchte mir gerne die schönen Stellen zeigen, wo er zuerst erfaßt wurde vom Hauch der Poesie. Nur wenige Wochen in die Schweiz, eh wir uns einspinnen in unsre Hütte und Arwed auf die Kanzlei muß; — trostloser Gedanke!

Wilhelm, dem guten Vetter Wilhelm, haben wir zunächst für des Vaters Nachgiebigkeit zu danken. Es ist ein treues Herz, so oft wir auch über seine Philisterhaftigkeit gelacht haben. Es hätte ihn nur ein Wort von seiner Liebe,

die ich so wohl errathen, bei dem Vater gekostet, so hätte es mir schlimmes Spiel gemacht, denn des Vaters Wünsche waren unschwer zu errathen; aber die gute Seele hätte lieber dem Vater weis gemacht, er verabscheue mich, nur um mir nichts zu erschweren. Ich glaube, er ist aus purer Güte noch im Stand und wirbt um Friederike, die, soweit ihr Herz nicht im Küchendampf aufgegangen ist, ein sichtliches Interesse an ihm nimmt.

Was diese mir in den letzten Jahren mit ihrem nüchternen Gutachten, ihrer Geringschätzung Arweds, zu Leide gethan hat, das vergütet sie jetzt durch ihre umsichtige Fürsorge für Aussteuer, Hochzeit u. dgl., wiewohl es lauter Wettrennen mit Hindernissen sind.

Also komm gewiß, wenn es Dein gestrenger Herr erlaubt; ihn selbst einzuladen hätte ich nicht den Muth, da unsre Hochzeit nicht zu den Weltereignissen gehört, die ihn bewegen könnten, einen Tag Urlaub zu nehmen.

Komm', meine Liebe, und bringe mir die Erinnerung der alten Tage mit und mein junges hoffnungsreiches Herz. O zweifle nicht, daß ich mich glücklich, überglücklich fühle! Aber Liebste, wenn ich nimmer leben sollte bis Deine Lina erwachsen ist, so sag' ihr als Vermächtniß ihrer Pathe: sie soll nie, nie ein Glück erzwingen wollen gegen der Eltern Willen. Lebe wohl, zum letztenmal

Deine
Minna Reinfeld.

Etwas später.

Friederike an Eduard.

Lieber Eduard!

Obgleich Du ja bald zu Minens Hochzeit hieher kommst, so meint der Vater doch, ich solle Dir vorher noch mittheilen, daß ich seit gestern mit unserm Vetter Wilhelm, der, wie Du weißt, Pfarrer in Waldburg ist, versprochen bin. Ich bin recht glücklich, einen so rechtschaffenen Mann zu bekommen, auch der Vater ist sehr vergnügt darüber. Die nahe Verwandtschaft hat uns einiges Bedenken gemacht, aber Du weißt, daß Wilhelms Mutter ja nur eine Halbschwester von unsrem Vater war. Auch ist in Wallburg Wassermangel, was ich gar nicht leicht nehme, aber Wilhelm meint, man werde einen Brunnen im Pfarrhof graben können; ich denke, die Kosten übernimmt die Herrschaft.

Mit der Hochzeit eilt es natürlich nicht, ich sehe noch gar nicht hinaus, wie wir mit den Sachen der Mine fertig werden, da alles auf mir allein liegt. Du könntest vielleicht einen Kalbsschlegel zur Hochzeit bestellen, ein Schwein schlachten wir selbst.

Mine ist für gar nichts, ich weiß nicht, was die für eine Hausfrau geben soll, sie schreibt die schönsten Briefe in einer Stube so voll Grust, daß ein Reiter sammt dem Pferd darin verloren gehn könnte; ich muß allein für alles sorgen.

Nun behüte Dich Gott; Wilhelm grüßt Dich recht schön als seinen neuen Schwager; schicke Deine Waschkiste nimmer vor der Hochzeit, ich halte die große Wäsche nachher.

Wir grüßen Dich Alle

Deine treue Schwester
Friederike.

N. S.

Die verwittwete Frau Pfarrer Müllerin kann dem Vater die Haushaltung führen, wenn ich nimmer daheim bin.

II.

Am Mittag.

Wenn der letzten Sterne bleicher Schimmer
Deiner Jugend schwindend Bild erhellt,
Blickst du schmerzlich scheidend auf die Trümmer
Deiner schönen, früh zerstörten Welt:
Ach, wo seid ihr, lieb gewordne Träume?
Klagend schallt der Ruf in öde Räume.

Andre Pflichten gibt es, als beklagen,
Wie die Rose deines Glücks verblüht;
Weißt du nicht, daß nach den Rosentagen
Erst der segensreiche Herbst erglüht?
Nicht die Blüth', die Frucht ist Ziel des Lebens,
Dahin alle Kräfte deines Strebens!

Nach Feuchtersleben.

Eine Rundreise.

Abermals sind acht Jahre vergangen, seit der Zeit, wo diese Briefe geschrieben wurden, und wir werfen zuerst einen Blick in das Pfarrhaus zu Wallburg, wo Wilhelm, der Pfarrer, eben ihm Begriff ist, eine kleine Reise anzutreten. Sein gutes, treuherziges Gesicht hat sich wenig verändert in der langen Zeit seit jener Wasserfahrt, es ist noch so gut

hineinzusehen wie damals, und einen ernsten Ausdruck hat es immer gehabt.

Wilhelm ist reisefertig und schreitet mit verhaltner Ungeduld in der Stube auf und ab; endlich ruft er in die Küche: „aber, liebes Kind, bekomme ich den Kaffee nimmer? du weißt, ich möchte gern noch in der Kühle fortkommen."

Frau Friederike erschien in einem reinlichen, wenn auch durchaus nicht kleidsamen Morgenhabit; „du mußt in der That noch warten," sagte sie in etwas ärgerlichem Ton, „so ist's, wenn man nicht nach allem selbst sieht, da hat das dumme Ding, die Röse, gestern den Kaffeesatz nicht abgekocht, nun muß ich das zuvor thun, eh ich den Kaffee machen kann."

„Aber hättest du denn nicht dies Einemal reines Wasser nehmen können und etwas mehr Kaffee?" — „Ach, das verstehst du nicht, Ordnung muß sein, und man braucht, weiß Gott, Kaffee genug das ganze Jahr, seit auch die Wäscherinnen noch Mittagskaffee verlangen; das ginge mir ab, noch puren Kaffee zu kochen, warum nicht gar auch ohne Cichorie!"

Wilhelm faßte sich in Geduld und begann wieder: „hör Liebe, ich weiß nicht, wie ich Minna antreffe, ihren Briefen nach ist sie oft leidend, aber ich glaube, ein Landaufenthalt würde ihr gewiß gut thun, ich denke, ich lade sie auf einige Wochen ein."

„O, wo denkst du hin, das wäre ja entsetzlich ungeschickt." — „Es ist deine einzige Schwester," sagte Wilhelm mit verstärkter Stimme, „der wir eine Erholung bieten können, und die in acht Jahren ein einzigmal bei uns war, sollte unser Haus keinen Raum mehr für sie haben?" — „Nun, so mach doch nicht gleich so einen Lärm! sie kann ja meinetwegen wohl kommen. So lang du fort bist, lasse ich das Haus putzen, dann will ich Lichter ziehen und Seife machen, und darnach die große Wäsche halten, dann muß ich das große Geschäft

mit den Betten vornehmen, — nach dem, nun ja, da könnte sie kommen, es kommt dann freilich ganz ungeschickt in die Erndte, und lieber wäre mir's, sie käme ohne Kinder, denn du wirst sehen, die sind im Stande und steigen mir mit den Füßen auf den Sopha!" — „Nun, wir wollen's wagen," lächelte Wilhelm, „eine so gute Hausfrau wie du findet immer Mittel und Wege." — „Ja, es ist wahr," sagte Friederike geschmeichelt, „ich habe darin schon etwas geleistet, wenn ich nur an den Unfug mit Gästen denke, früher bei uns daheim; kein Wunder, daß sich mit der Mutter Tod die große Einbuße herausstellte." — „Es sind viele Herzen froh geworden bei dem Unfug," sagte Wilhelm mit weichem Ton, „und der Segen Gottes über einem gastlichen Hause besteht nicht in Geld allein. — „Ja, aber ohne die unnöthige Gastlichkeit hätte Mine nicht die dumme Heirath gemacht," warf Friederike ein. Darauf wußte Wilhelm nichts zu erwiedern.

Bis die Frau nach dem verspäteten Kaffee sah, ging er in die Kinderstube hinüber, die zwei Kleinsten lagen noch im Schlaf, er erquickte sein Herz an den köstlichen Bildern. Das älteste Töchterchen, nach der Großmutter Dorothee genannt, war schon auf und streckte ihm die Aermchen entgegen: „bist du doch noch da, Vater? ich hatte so Angst, du gehest ohne Abschied!" — „Nein, mein Herzchen," sagte er und drückte das Köpfchen an sich und sah ihr in die tiefen blauen Augen, „zieh dich nur an, mein Kind, du darfst mich begleiten." Während sie eilig sich wusch, sah er sich um im Zimmer, da war alles in guter Ordnung, die Betten der Kinder so rein, die Kleidchen hübsch beisammen; „ein gutes Weib ist sie doch," dachte er, wieder versöhnt, „und deine Seele soll nicht darben," fügte er in Gedanken hinzu, wenn er seines Kindes Augen begegnete, die nun eilig ihr Kleidchen überwarf und ihm hinüber folgte.

„Aber wie unnöthig, Dorchen, daß du schon auf bist,“ schalt die Mutter, „ich kann dich unmöglich jetzt flechten, warum bleibst du doch nicht drüben.“ — „Laß diesmal gut sein, Mutter,“ bat Wilhelm, „begleite du mich ein Stück Wegs mit den Kindern.“ — „Begleiten, ich, was fällt dir ein, ich weiß ja gar nicht wo anfangen vor Geschäft, ich noch spazieren gehen! und Dorle kann auch nicht, sie macht ihr Kleid abscheulich in dem nassen Gras.“

„Auch begleiten!“ schrie der kleine Karl und sprang halbgekleidet herüber. „Um Gotteswillen!“ rief die Mutter, „springt der Bube strumpfig herüber! zerreißt ihr mir nicht ohne das schon Strümpfe genug? Gleich wieder in's Bett!“

Mit Mühe erkämpfte der Vater die Erlaubniß zur Begleitung für die Kleinen. Während er seinen Kaffee trank, von dem für das kleine Volk reichliche Bissen abfielen, zählte die Frau noch unendliche Schwierigkeiten auf, die sich vor seine beabsichtigte Reise thürmten. „Wie's geht mit Kasualien, das weiß ich gar nicht, der Vikar von Seeberg kann höchstens die Predigt übernehmen, mit dem Braunberger ist's gar nichts. Und die alte Sailerin und des Schneiders Aehne sollen Beide ganz elend sein, du könntest noch ihre Lebensläufe schreiben und mir dalassen, damit kommt ein Fremder doch nicht zu Stande.“ — „Gar zu fürsorglich,“ sagte lächelnd Wilhelm, indem er seine Reisetasche überwarf und die bedenkliche Frau herzlich zum Abschied umarmte; „wir wollen die Leute doch nicht begraben, eh sie gestorben sind. Behüt' dich Gott, liebes Weib! das Haus gut zu hüten darf ich dich nicht erst bitten, schaff dich nicht so ab, daß du mir hübsch gesund bleibst.“ — „Ja, du hast gut reden,“ sagte sie, indem doch etwas wie Bewegung durch den nüchternen, trocknen Ausdruck ihres Gesichts ging. „Komm gesund wieder, aber nicht gar

zu bald, vor Mittwoch bin ich nicht fertig mit Putzen; und gib nicht so viel unnöthiges Geld aus, und laß nirgends schwarze Wäsche zurück, vier paar Socken hast du bei dir und zwei reine Hemden, außer denen auf dem Leib, und drei Sacktücher." — „Und herzliche Grüße an die Deinigen, nicht wahr?"

„Natürlich, das versteht sich von selbst. Bring mir aber keine Gäste mit, eh ich's vorher weiß."

Noch ein guter, herzlicher Ehmannskuß und Wilhelm zog seiner Wege, froh und recht erstaunt, daß er doch endlich in der That fortgekommen war. Die Kinder trippelten fröhlich nebenher, Dorchen hatte das Brüderchen angekleidet. Sie wollten ganz bei Papa bleiben, und es brauchte lange Unterhandlungen und vielfache Zugeständnisse und Versprechungen, bis sie sich bewegen ließen, umzukehren. Karl ließ sich mit einem Endchen von der Wurst bestechen, die der Vater als Reiseproviant bei sich hatte, die kleine Dorothee aber, ein gar weichherziges Kind, hing in Thränen zerflossen an seinem Halse, und er sah sie noch, als er sich umwandte, schluchzend an dem grünen Rain sitzen, wo er die Kinder verlassen, bis sie sich endlich erhob und sorgsam ihre und Karls Kleidchen abstäubte, das vom Sitzen etwas schmutzig geworden. „Sie hat der Mutter Pünktlichkeit, und ein warmes, weiches, offenes Herz dabei," sagte sich der Vater mit stiller Freude.

Und wie er so weiter schritt in der thauigen Frische, und die duftige Ferne vor ihm lag, da erschien ihm auch die Heimath, von der er geschieden, in rosigerem Licht, und der leichte Morgenwind nahm manches weg, was im Alltagsleben seine Seele oft drückte. „Und ein gutes Weib ist sie doch," wiederholte er sich in Gedanken, „eine treue, sorgsame Mutter, eine emsige Hausfrau. Daß sie über der Sorge und Mühe des Werktages nie zum Sabbathfrieden in ihrem Her-

zen kam, daß sie ihre Seele nie geöffnet hat für die schöne reiche Gotteswelt, — das ist ja ihr Unglück, um das man sie beklagen muß, und sie tragen mit doppelter Liebe. Und wer weiß," fügte er getröstet hinzu, „welchen Einfluß später die Kinder auf sie haben, wie oft hat eine Mutter durch die Kinder schätzen und lieben lernen, was sie ihr Lebenlang gering geachtet? Es freut sie jetzt schon, wenn sie's gleich nicht merken läßt, wenn die Dorothee so hübsch und ausdrucksvoll die Gedichte hersagt, die sie bei mir gelernt; — ja, ja, wir können noch allerlei erleben."

Immer heiterer ward er beim Weiterschreiten, so leichtfertig sogar, daß er bei der Erinnerung an einen Betrug fröhlich auflachte. „Es war freilich nicht recht," fuhr er schmunzelnd in seinem stillen Selbstgespräch fort, „daß ich ihr die zwei Louisdor von der fremden Dame auf dem Schloß unterschlagen habe, das gute Weib freut sich über so etwas viel mehr als ich, und war sehr verwundert, daß das Kleidchen für Marie die ganze Belohnung sein sollte für eine so vornehme Trauung. Das Geld wäre nun lange in der Sparkasse, aber sie wird aufschauen, wenn sie von der Residenz aus einen Sammthut erhält, noch schöner als der der Pfarrerin von Seeberg; freilich wird sie schelten, aber ich weiß doch, daß sie's heimlich freut, nicht wegen des Putzes, den sie ja so selten braucht, aber es thut ihr wohl, zeigen zu können, daß ihr Mann sie in Ehren hält."

In solchen Selbstgesprächen, die ihm das Leben wieder leicht machten und die Heimath lieb, und in freundlichen Unterredungen mit Vorübergehenden, mochte es nun ein altes Weib oder ein kleiner Junge, ein Bauer, oder ein Handelsjude sein, hatte Wilhelm gegen Abend das erste Ziel der Rundreise erreicht, die er nach unendlichen Schwierigkeiten endlich durchgesetzt: das Haus seines Schwiegervaters.

Das Amthaus.

Es war nicht das alte Amthaus mehr, und obgleich es Wilhelm schon manchmal besucht hatte, seit er sein Weib daraus heimgeführt, so konnte er sich doch nie ohne Schmerz in die veränderte Umgebung finden. Das stattliche alte Wohnhaus, mit seiner weiten Flur und den zierlich verschnörkelten Verzierungen über Portal und Fenstern war nicht mehr da, nicht mehr der Sitz unter der Linde und der hübsche Blumengarten, aus dem der Weg in den grasigen Baumgarten an den Fluß führte. Der gereiste Sohn hatte das alte Haus abgebrochen, und eine neue stattliche Brauerei mit Wohngelaß errichtet. Um das Haus hörte man nun das Klopfen der Küfer, das Getöse der Brauknechte. Die Linde hatte der alte Herr noch gerettet, aber der Sitz war weg, es lagen nur Faßdauben und Arbeitsgeräth darunter; der Grasgarten, dessen Obstbäume für abgängig erklärt worden waren, war in einen Hopfengarten umgewandelt, die alte trauliche Laube war zerfallen und diente nur noch zur Aufbewahrung von Hacken, Rechen und Gießkannen, und zu dem neuerbauten Gartenhaus, mit grünem Ziegeldach, konnten die Freunde des alten Hauses kein Herz fassen.

Den alten Herrn traf Wilhelm auf der Bank des kleinen Gemüsegärtchens hinter dem Hause, das allein so ziemlich noch seine alte Gestalt bewahrt hatte. Er war sehr gealtert und sah gar müde aus, ein herzliches Lächeln aber flog über sein Gesicht, als er den werthen Gast begrüßte. „Du freust mich, so oft du kommst,“ rief er ihm entgegen, „dein Gesicht ist noch aus der guten alten Zeit: wenn ich dich sehe, so meine ich allemal, meine Alte müsse nachkommen.“ — „Wie geht's, Papa?“ — „Schlecht, schlecht, das heißt

mit mir, bin ein alter Mann, tauge zu nichts mehr, wollte, ich wäre bei meiner Alten." — „Aber Sie haben gewiß nicht zu klagen über Ihre Kinder?" — „Behüte, nein! thät mich versündigen, wenn ich's wollt, respektiren mich und versorgen mich, aber sie brauchen mich nicht, und da sitzt's, Wilhelm, da sitzt's. Die Frau Söhnerin, Respekt vor ihr, sie ist eine fleißige Frau und eine gescheidte, und mein Karl darf's weder hören noch fühlen, daß das Anwesen da mit ihrem Geld gebaut ist, aber die ausländischen Bräuche, Wilhelm, und das fremdländische Geschwätz, das bringt mich noch unter den Boden. Und die Freunde, die in's Haus kommen, sind Geschäftsfreunde, und der Tisch ist gedeckt für Geschäftsleute, und am Sonntag fahren die jungen Leute hinaus, statt daß da sonst mein Haus offen war für gute Freunde. Ich will nicht klagen, aber ich bin ein alter Mann und tauge nichts mehr." — „Wenn Sie vielleicht länger im Besitz des Hauses und im Amt geblieben wären?" — „Ging nicht mehr. Habe zwar im Frieden gehaust mit der Frau Pfarrerin nach meiner Alten Tod und Rikchens Wegzug, aber du weißt ja, ich habe lieber vergnügte Gesichter als blanke Thaler gesehen und war wohl gar zu sorglos. Da stand ich denn vor meinen Kindern als schlechter Haushalter und das hat mich darniedergeschlagen für immer. Dann kam der Karl heim mit der neuen Weisheit und der jungen reichen Braut, so dacht' ich ist das Beste, du ziehst dich zurück. Will nicht klagen, aber 's ist nicht das alte Leben mehr."

„Wir haben hier keine bleibende Statt, aber die zukünftige suchen wir," sagte Wilhelm mit sanftem Ernst. — „Hast Recht, Junge, und das ist der Fleck, wo ich noch viel zu lernen habe, habe darum auch verstehen lernen, warum der Herr mich alten Storren noch so allein dastehen läßt. Will's Gott, so ist's noch nicht zu spät. . . . . . Wie gehts

Riekchen, warum kommt sie nicht mit dir?" — „Sie ist gar zu geschäftig, sie findet keine Zeit," sagte Wilhelm etwas verlegen. „Keine Zeit für ihren alten Vater; so ist's seit acht Jahren. Weiß Gott, wo das Mädchen das wuhlige Wesen her hat; meine Alte war doch auch fleißig wie Wenige, aber es ward auch Andern noch wohl daneben und ihr selbst mit. Ich glaube, wir haben selbst gar zu viel Werth auf des Mädchens frühe Häuslichkeit gelegt, besonders ich, weil mir die Mine allzeit zu überschwenglich war." — „Wie geht es Minna?" fragte Wilhelm fast schüchtern. „Ach, da frag' mich lieber gar nicht! ich höre meist nur von ihnen, wenn sie in Geldverlegenheiten sind, das ist freilich, leider Gottes, oft genug, daneben wenig Frieden und wenig Liebe. Ja, Wilhelm, dazumal hatte der Alte Recht gehabt. Nun, geschehen ist geschehen.

„Eduard und Emma, die sind mir ein Labsal, so oft ich an sie denke; der Leichtfuß hat Glück gehabt, daß er ein so liebes Weib gefunden, wenn sie auch nicht viel hat. Da kann man sehen, was es ist um ein Gericht Kraut mit Liebe; das ist ein Haus, in dem die Sonne nicht untergeht."

Da kam eben Karl, der neue Herr des Guts, herbei, um den Schwager zu begrüßen. Wilhelm verbrachte den Abend und die Nacht in der alten Heimath so viel fröhlicher Herzen, aber daheim fühlte er sich nicht mehr da. Die Visitenstube der Frau Schwägerin, Salon genannt, war so schön aufgeputzt, so ungebraucht und so wenig einladend, wie die seiner Frau daheim, nur daß hier ein großer Reichthum von Silbergeschirr zur Schau stand; desto mehr Spuren rücksichtslosen Gebrauchs zeigten die andern Zimmer, — er flüchtete sich in die Stube des alten Herrn, da stand noch das gute alte zusammengesessene Sopha mit Kattunüberzug und der runde eichene Tisch, der je nach Bedürfniß in's Unendliche verlängert

werden konnte; er dachte der alten Tage, wo sie in lustigem Pfänderspiel darum gesessen waren, und ein anmuthiges Gesichtchen, das ihm einst das Lieblichste auf Erden geschienen, blickte wieder zu ihm herüber aus den braunen aufgelösten Locken. Es war vorüber; er faßte sich ein männlich Herz und dachte des Segens der Gegenwart.

Der Haushalt einer würdevollen Frau.

Am andern Morgen zog er weiter. „Nun, wohin geht denn die Reise?" fragte der alte Herr, der ihn ein Stück Wegs begleitete. Nach S., ich will zunächst bei der Frau Oberregierungsräthin einsprechen, und dann unsere Minna besuchen." — „Geh mit Gott, mein guter Wilhelm, es wird ihr wohl thun."

Er traf Mathilde, die Frau Oberregierungsräthin in einem recht ansehnlichen gut eingerichteten Logis, wenn es auch etwas von der Heimathlosigkeit der meisten Stadtwohnungen hatte. Sie empfing den alten Jugendfreund mit herzlicher Freude und stellte ihm mit mütterlichem Stolz ihr aufblühendes Töchterlein Lina vor; die Söhne waren im Gymnasium. „Und wie geht's denn Ihnen, lieber Wilhelm, gut, recht gut? was macht unser Rikchen? immer geschäftig, immer rastlos?" — „Ja wohl," erwiderte Wilhelm heiter, „sie ist ein emsiges Hausmütterchen und fast immer gesund, und wir haben drei prächtige Kinder." — Es gibt Leute, die wir um keinen Preis der Welt einen Schatten in unsrem häuslichen Glück ahnen ließen. „Nun, das freut mich, wir wollen recht von den alten Zeiten plaudern. Lina, sorge für ein Glas Wein." — „Von dem rothen?" fragte Lina flüsternd. „Nein, nein, den muß man für den Vater allein aufheben, laß lieber holen."

„Linchen, Liebe," rief sie der abgehenden Tochter nach, „rüste doch zuvor des Vaters Sachen, der Herr Pfarrer nimmt's nicht übel. Sie wissen," sagte sie entschuldigend zu diesem, „Geschäftsmänner lieben alles zu bestimmten Stunden, mein Mann nimmt gegen vier Uhr ein kleines Gouté ein, das rüste ich gewöhnlich, eh er kommt." Innerlich lächelnd bemerkte Wilhelm, mit welcher Aengstlichkeit sie den Zurüstungen des Töchterleins zusah, die den Tisch deckte: kalten Braten, huilière, Brodkörbchen und Salzfaß nebst einem Kouvert auflegte, wie sorgsam sie nachhalf, bis alles in Ordnung war. „Nun aber sorge auch für unsern lieben Gast, Sie entschuldigen gewiß," sagte sie nochmals zu diesem, „mein Mann ist immer so sehr beschäftigt, da ist es ihm Bedürfniß, sich etwas zu erfrischen." Der Gast wurde auch versorgt, und saß wieder in traulichem Gespräch bei der Hausfrau, als die Hausklingel tönte. „Geschwind, Linchen," rief sie halblaut mit einiger Aengstlichkeit, „sieh nach, ob das Gangfenster nicht offen ist, du weißt, das ärgert den Vater, und stelle deinen Strickrahmen ins Kabinet, du weißt, der Vater liebt solche Arbeiten nicht, und die Scheuerfrau soll lieber etwas beiseite gehen, bis der Vater fort ist, weißt ja, daß er sie nicht recht leiden kann, und doch mußte ich diesmal eine nehmen." Der gebietende Herr trat ein, noch eh alle Befehle hatten ausgeführt werden können. Er war in seiner Art so wohl erhalten, wie seine Frau, nur noch etwas gerundeter als bei jener Wasserfahrt. Den Gast, den ihm seine Frau vorstellte, begrüßte er sehr höflich, wenn auch etwas steif; „eine Meldung hier?" fragte er. „Nein, Herr Oberregierungsrath, wir sind vor der Hand noch zufrieden, meine Frau würde einen Umzug sehr schwer nehmen; meine Reise hat nur den Zweck, Verwandte und alte Bekannte zu besuchen." — „Schön, schön," sagte der Hausherr, wirklich

freundlich, nun er sah, daß seine Protektion und Verwendung nicht beansprucht wurde, „haben ganz Recht." Wilhelm mußte sich zu ihm setzen, der Hausherr wurde in seiner Weise ganz kordial und ließ sich von dem Pfarrer unterhalten. Er hätte gewiß seine Oberregierungsrathswürde gern vergessen, wenn ihm dies nur möglich gewesen wäre, ja er schenkte ihm zuletzt von seinem eigenen rothen Wein ein und bot ihm von seinem Braten an, statt der Wurst, die ihm Lina vorgesetzt hatte, über welchen Edelmuth sich die Mutter und Lina gerührte und verwunderte Blicke zuwarfen.

Das Gouté war beendigt und an dem Oberregierungsrath zeigten sich einige Zeichen von Unbehagen, er stand auf und ging etlichemale aus und ein. „Lieber Wilhelm," sagte Mathilde etwas verlegen, „Sie nehmen gewiß den Abend mit mir vorlieb, mein Mann hat seinen Clubb, eine geschlossene Gesellschaft, — wo er gewohnt ist, seine Abende zuzubringen, er würde wohl sehr gern ..." — „Bitte, liebe Frau Mathilde, machen Sie nicht so viele Umstände mit einem alten Bekannten," sagte lächelnd Wilhelm, „es versteht sich von selbst, daß Ihr Gemahl seine Tagesordnung nicht ändert, ich wollte mich ohnhin empfehlen, um Minna noch aufzusuchen und einige kleine Geschäfte zu besorgen." — „Ach die arme Minna! die können Sie heut nimmer aufsuchen, sie wohnen jetzt in Hasenthal, eine halbe Stunde von hier, und Sie thun besser, sie erst Morgen zu besuchen, auf Gäste sind Haberstocks kaum eingerichtet. Bleiben Sie bei uns; ich habe so viel in unserem lieben Amthause gelernt, daß ich der Residenzsitte zum Trotze ein hübsches Gastzimmerchen eingerichtet habe, und Fürst hat da gar nichts dawider."

Wilhelm nahm die Einladung an, eben ertönte aus der Nebenstube ein etwas gebieterischer Ruf: „Frau!" Mathilde flog zu ihrem Gebieter, um Hut, Stock, Handschuh, alle er-

denklichen Utensilien zum Ausgang herbeizuholen. Der Oberregierungsrath wiederholte sogar die Einladung seiner Frau und empfahl sich.

Wilhelm verlebte den Abend recht behaglich im Kreis der kleinen Familie, die sich nach und nach einfand, und in der er nur den Vater vermißte. „Ich darf nicht erst fragen, ob Sie in angenehmen Verhältnissen hier leben,“ sagte er zu Mathilden, als sie zusammen ausgingen, um die Geschenke für Friederike und die Kinder zu kaufen. „Sie haben natürlich auch ansprechenden Umgang?“

„O ja, das heißt, ich gehe überhaupt nicht viel aus, Fürst liebt mich anzutreffen, wenn er nach Hause kommt, und wenn er auswärts ist, so ist es ihm auch lieb, wenn er mich zu Hause weiß.“

„Lesen Sie noch gern?“ — „O ja, doch ist mein Mann kein besonderer Freund davon, er sieht lieber, wenn ich mich häuslich beschäftige.“ Sie bemerkte Wilhelms unterdrücktes Lächeln und sagte, plötzlich roth werdend: „o, ich weiß, Sie denken an damals und an meinen Mädchenübermuth; nun ja, die Zeiten sind anders und ich könnte kaum sagen, wie es so gekommen; ich glaube, mein Mann hat mich mit lauter Stillschweigen erzogen. Aber er ist ein so braver Mann, ein so vorzüglicher und rechtlicher Beamter und ein so guter Vater, da kann ich ja wohl des lieben Friedens wegen seinen kleinen Eigenheiten nachgeben . . .“

„Ei,“ sprach Wilhelm lächelnd, „warum sich so viel Mühe geben, zu entschuldigen, daß Sie eine gehorsame Frau sind? Mag sein, daß Sie den Herrn Gemahl etwas verwöhnen, aber das ist ein liebenswürdiger Fehler von Seiten der Frau.“ — „Und Sie denken gewiß nicht, daß ich mich herabwürdige?“ fragte sie mit einiger Aengstlichkeit. — „Gewiß nicht, ich habe im Selbstvergessen nie eine Herabwürdigung gefunden, nur eins, liebe Frau Mathilde, wenn Sie

einem Pfarrer ein Bischen Predigen zu gute halten wollen..." „Und das wäre?" — „Sind Sie in Ihrer Nachgiebigkeit immer auch ganz wahr? Wollen Sie nicht, vielleicht aus Liebe zum Frieden, nur den Schein des Gehorsams retten?" Mathilde wurde dunkelroth. „Sehen Sie," begann sie zögernd, „es gibt solche Eigenheiten, in denen sich die Männer durchaus nicht vernünftig berichten lassen, da ist dann ein Bischen Frauenlist gewiß nicht Unwahrheit." Wilhelm schüttelte den Kopf: „ich habe nie etwas auf die unschuldige List gehalten; es kann sein, daß durch solche unschuldige List hie und da ein Verhältniß ungestörter bleibt, edler aber bleibt es gewiß bei Wahrheit und Klarheit auch im Kleinsten."

Mathilde ließ das Gespräch fallen, das sie sehr nachdenklich machte.

Die Hausfrau war am andern Morgen schon früh wach; auch noch eine löbliche Reminiscenz an's alte Amthaus. „Lina," hörte sie Wilhelm sagen, „schick doch den Kleinen mit der Geldschachtel zum Vater, ich habe keinen Heller mehr." — „Aber, Mama, warum hast du's ihm nicht selbst gesagt, eh er in sein Zimmer ging?" — „Du weißt ja, wie verdrießlich er wird, wenn man Geld fordert! ich kann unmöglich schon wieder verlangen."

„Aber so sag' ihm doch, Mama, wozu wir's gebraucht haben, es ist ja natürlich, daß keins mehr da ist."

„Weißt wohl, daß mir der Vater keine Rechnung durchsieht, er bruttelt nur in's Allgemeine; mach' nur und schick den Alfred hinauf, über den wird er nicht ärgerlich." — „Mama, wenn ich einmal heirathe, so mußt du mir einen großen Sack voll Geld mitgeben, daß ich meinem Mann keines fordern darf, sonst heirathe ich gar nicht."

„Einfältiges Kind!" sagte lachend die Mutter, „das ist vom Vater nicht schlimm gemeint." „O tempora" lächelte

Wilhelm für sich. Die Kasse mußte aber gefüllt worden sein, denn der Frühstückstisch war sehr anständig besetzt, auch war der Herr Oberregierungsrath in guter Laune und verabschiedete sich ganz herzlich von Wilhelm, bemerkte sogar nach seinem Abschied gegen seine Frau: „recht vernünftiger Mann, habe gar nichts gegen einen ordentlichen Pfarrer, im Gegentheil."

Und Wilhelm schritt dem weitern Ziel seiner Reise, dem Aufenthalt Minnas zu, den ihm Mathilde bezeichnete.

Eine Dichterehe.

Es war zum erstenmal in all der langen Zeit, daß Wilhelm Minna in ihrem eigenen Hause aufsuchte. Sie hatten sich bisweilen bei dem Vater getroffen und zu einer weitern Reise war er bei den unendlichen Schwierigkeiten, die seine Frau bei jedem Gedanken daran aufthürmte, noch nie gekommen. In tiefen Gedanken schritt er dem freundlich gelegenen Dörfchen zu, wohin sich Minnas Gatte mit seiner Familie zurückgezogen hatte, um wohlfeiler zu wohnen.

„Ein Herz nur, ach, und eine Hütte!"

dachte er, als er durch ein Gärtchen, dessen übergraste Beete wenig Spuren einer pflegenden Hand zeigten, in das Häuschen gieng, das nun die Heimath seiner alten Liebe war. Das Zimmer, in das er zuerst eintrat, war leer, ein hübsches Zimmer an sich, die Fenster giengen in's Grüne, die Sonne schien hell herein und man hörte die Vöglein singen, aber trotz verschiedener Gegenstände, die ursprünglich einer zierlichen und eleganten Einrichtung angehörten, sah es ziemlich heruntergekommen aus. Der Ueberzug der Meubel, der einst in buntem Blumenflor geprangt, war verblichen und zerschlissen,

hie und da mit Stecknadeln zusammengeheftet, eine Blumenlampe mit einem längst verdorrten, kümmerlichen Pflänzchen hing an der Decke, Lithophanien an zersprungenen Fensterscheiben, an dem gestickten Ofenschirm hing schmutzige Wäsche, — Wilhelm fand nirgends einen Punkt, auf dem das Auge ausruhen konnte. — Da ging eine Seitenthür auf, und eine Frau in höchst nachläßiger Morgenkleidung trat ein und blieb verwundert vor ihm stehen. Es war Minna. „Grüß dich Gott, liebe Minna!" sagte er herzlich. „Du bist's, Wilhelm?" es zog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht, „ach, ich bin noch gar nicht recht angekleidet, die Kinder kosten mich so viel Zeit; — und du willst uns einmal besuchen? grüß dich Gott." Es lag etwas Gedrücktes in ihrem Ton. Auch Wilhelm fühlte sich gedrückt und verlegen, er fragte nach ihren Kindern. „Wo die Großen sich herumtreiben, weiß ich wirklich nicht, da ist mein Kleines," und aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre sie eilig hinter sich schloß, brachte sie ein hübsches, kleines Mädchen, dessen Schmutz man aber nicht ansah, daß seine Toilette heute schon Zeit gekostet; es kostete Wilhelm einige Ueberwindung, es zu küssen. „Und ihr lebt jetzt hier, ganz auf dem Lande?" fragte er, immer noch verlegen, welche Saite er anschlagen dürfe. „Das heißt, ich lebe hier," sagte Minna, „Arweb hat, wie du weißt, ein kleines Amt bei der Bibliothek, das ihn einige Stunden in der Stadt hält, die übrige Zeit bringt er dort zu seiner Erholung zu."

„Ich las kürzlich, daß sein Epos bald erscheinen wird." — „O, das läßt er immer von Zeit zu Zeit durch einen seiner Freunde ankündigen; ob es je fertig wird, weiß Gott: an Stoff zu dem Thatenlosen sollte es nicht fehlen." Wilhelm that das Herz weh, eine Frau in diesem Tone von ihrem Gatten sprechen zu hören. Minna verschwand, um sich umzukleiden und Wilhelm für eine Erfrischung zu sorgen, was

sehr geraume Zeit brauchte; inzwischen kamen die zwei ältern Kinder, ein Knabe und Mädchen in ziemlich verwahrlostem Zustand, um sich Brod zu holen. „Mußt du nicht in die Schule, mein Junge?" fragte den siebenjährigen Knaben sein Pathchen, Wilhelm. „Ja, Wilhelm, 's ist zehn Uhr!" schrie das kleine Mädchen. „Und was willst du denn einmal werden, kleiner Bursch?" — „Ein Schuster," sagte die wiedereintretende Mutter, „denn er lernt nichts und kann nichts als Schuhe zerreißen." — „Ein Dichter!" rief der Kleine. „Lieber ein Kesselflicker," sagte halblaut die Mutter. Wilhelm sah sie traurig an.

„Rikchen wollte natürlich nicht mitkommen," sagte Minna, nachdem die Kleinen abgezogen waren; „wenn sie einmal den Entschluß faßt, so muß ich dich auch um Vorankündigung bitten, um putzen und scheuern zu lassen, die fiele sonst in Ohnmacht in meinem kleinen Wesen." — „Könnte sein," dachte Wilhelm bei sich und sagte lächelnd: „Ja, ja, sie ist die alte sorgsame Martha, und mir unbegreiflich, was sie immer noch zu putzen und räumen findet, wo längst alles rein ist." — „Ach, um so sauber zu halten, da gehört Zeit dazu und Raum und ein zufriedenes Herz!" — „Vielleicht auch umgekehrt," sagte Wilhelm leichthin, „es gehört eine gewisse Harmonie der äußern Umgebung dazu, um das Herz zufrieden zu erhalten." Minna wurde roth und schwieg. Wilhelm sprach von dem Vater, von Mathilde und dem ergötzlichen Wechsel ihrer stolzen Ansichten über Frauenwürde.

„Ach, die hat gut sich unterordnen," warf Minna ein, „ihr Mann ist ein rechter Mann, wenn sie ihn auch ganz unnöthiger Weise zum Pascha verwöhnt hat, das sind ja im Ganzen Kleinigkeiten, sie hat doch Grund, zufrieden zu sein." Wilhelm schwieg wieder, das Gespräch wollte nicht fließen, — es lag eine Wolke zwischen den Beiden, die ihnen immer

drückender wurde. Endlich brach Minna das Schweigen: „Wilhelm, dir, gerade dir wollt' ich am tiefsten verhüllen, was ich nun dir zuerst sagen muß: Wilhelm, ich bin eine unglückliche Frau;“ und sie brach in ein leidenschaftliches Weinen aus. „Sag' mir nicht, daß es mein eigner Wille gewesen sei!“ fuhr sie heftig auf, als er sprechen wollte, „du machst mich wahnsinnig, wenn du das thust. O mein Gott, wie hat Er mich getäuscht! ich glaubte einen Stern zu wählen, der für alle Zeiten hoch über dem Wechsel des Alltagsleben stehen werde, jetzt — ist's ein Lichtlein, das kümmerlich ringen muß über dem Sumpf zu bleiben. Wie habe ich gelitten um seinetwillen! meine schöne Jugend, mein freundliches Vaterhaus hat mir diese unselige Liebe getrübt und verdüstert, und wie hat er's vergolten! Sag nichts zu seiner Entschuldigung,“ fiel sie wieder Wilhelm in die Rede, „du kannst ja gar nicht alles wissen. Ach, wie habe ich ihn geliebt, wie willig war ich, jedes Loos mit ihm zu theilen. Da hatte er zuerst das Amt; das war nöthig, uns zu ernähren. Hätte er nicht schon mir zu lieb die kleine Last gern auf sich nehmen sollen? Statt dessen mußte ich Tag für Tag seine Klagen hören über dies lästige Joch, das seinen Geist hemme und niederdrücke; zu seiner Erfrischung und Belebung hielt er allerlei Genüsse für nöthig, Conzerte, Theater, kleine Reisen. Zuerst theilten wir sie; als die Mittel nimmer zureichten, da war ich gut zum Daheimsitzen, er, natürlich er mußte doch noch etwas thun für seinen Geist; — die Früchte dieser kostbaren Aussaat lassen noch auf sich warten. Während er mir am Ende den harmlosesten geselligen Genuß, selbst die unschuldige Freude der Lektüre mißgönnte, machte er die fabelhaftesten Ansprüche an Bedienung, an häuslichen Komfort und würdigte mich zur Magd herab, er wurde immer fremder in seinem eigenen Hause; . . .“

„Und du hast das Deine gethan, ihm seine Heimath lieb zu machen?" fragte Wilhelm.

„Ich hätte das gewiß," erwiderte Minna erröthend, „wenn er gewesen wäre, wie er sollte! So konnte ich freilich nicht immer wie ein Engel sein, wenn er nur nach Hause kam, um zu tadeln, und Lust und Muth vergeht einem, alles zierlich zu halten, wenn doch nicht viel Freude dabei ist. Zuletzt kam er auf den großen Entschluß, alle Fesseln von sich zu werfen; ‚die Muse will freie Diener!' rief er, ‚dann erst reicht sie ihren vollen Kranz.' Ja, das war eine Freiheit! Mit seinen Geisteskindern bei Verlegern hausiren gehn, wie ein Krämer mit verlegner Waare, Poesien zu arbeiten auf Bestellung, wie ein Handwerker, sich tagelang abmühen um glückliche Gedanken, und dabei Noth und Sorge —

„Und statt daß er mich getröstet hätte und mich beklagt um das Geschick, in das er mich geführt, statt daß er mir mit zehnfacher Liebe vergütet hätte, was ich zu tragen hatte, mußte ich noch seine üble Laune tragen, sollte ich noch das Rad halten, das bergab rollte!

„Nun hat ihm Mathildens Mann wieder das Bibliothekämtchen verschafft, — aber uns ist nicht mehr zu helfen." Sie schwieg erschöpft und stützte ihr Gesicht in die Hände.

„Aber, liebe Minna," begann nun Wilhelm, „du sagst, Arwed habe dich getäuscht; hast du nicht dich selbst getäuscht? Er hat sich nicht anders gegeben, als er war, als praktischer Mann ist er keinem von uns je erschienen. Hast du ihn geliebt, sein innerstes Wesen, ihn selbst ganz und gar, oder nur seine jugendliche Erscheinung, das aufblühende Talent, das du wie er und alle seine Freunde vielleicht für bedeutender hieltest, als es war? Bist du ihm vorangegangen in Hingebung und Aufopferung? Hast du ihn aufgerichtet in Liebe und Treue, wenn seinem verwöhnten Sinn

die Last eines prosaischen Berufs schwer wurde? Hast du ihm Entbehrungen leicht gemacht, indem du selbst sie freudig auf dich nahmest? Hast du ihm die bescheidne Heimath freundlich gemacht und traulich? — O, liebe Minna, es ist ein schlimmes Rechnen, wenn man nur der eignen Opfer denkt, und nicht der eignen Schuld!"

Ins Innerste getroffen, senkte Minna das Haupt. „Du verlangst viel," sagte sie endlich finster, „und verwechselst die Rollen: das schwache Weib willst du zur Stütze des Mannes machen, der ihr Halt sein sollte." — „Wo die reichste Liebe, da ist die größte Kraft," sagte Wilhelm zuversichtlich, „und ist es von der Frau zu viel verlangt, wenn wir die reichste Liebeskraft von ihr erwarten?"

Minna schüttelte traurig den Kopf: „du kannst recht haben, aber bei uns ist es zu spät, und von Arwed ist gar nichts zu erwarten, Wilhelm, — er glaubt nichts, er ist kein Christ." — „Und du glaubst?" fragte Wilhelm bedeutsam. „Ich, o was hätte denn ich in diesem elenden Leben, wenn ich nicht die Hoffnung auf ein besseres hätte! Die glänzenden Worte von einem Hauch des ewigen Geistes durch die ganze Schöpfung, der Glaube ‚der sterbenden Blume,' den mir Arwed in den Tagen unsres Liebesfrühlings gepredigt, haben mich nicht lange getäuscht, — in der Zeit des Jammers und der Sorge nahm ich meine Zuflucht zu dem Gott meiner Mutter, ich gehe in die Kirche, ich lese in meiner Bibel, ich bete mit meinen Kindern; — Arwed hat dazu nur ein mitleidiges Lächeln!"

„Du glaubst?" wiederholte Wilhelm langsam und nachdrücklich, „und was hast du gethan, deinem Gatten deinen Glauben lieb und ehrwürdig zu machen? Hast du ihm gezeigt, welch ein seliger Glaube das sein müsse, der dich geduldig mache im Leid, sanft gegen Unrecht, freudig in Ent-

behrung, treu im Kleinen? Hast du ihn die edelste Frucht des Glaubens ahnen lassen, den sanften und stillen Sinn, der köstlich ist vor Gott? Liebe Minna, wenn er solchen Glauben bei dir gesehen hat, und hat ihn verworfen, dann, aber dann erst wollen wir die Hoffnung aufgeben."

Minna schwieg lange in schmerzlichem Weinen. „O, Wilhelm," sagte sie endlich, „wen habe ich verworfen in kindischem Uebermuth? o, wenn es anders gekommen wäre!" Und sie sah ihn an mit den schönen, blauen Augen, die einst seiner Jugend Morgenstern gewesen, und ein Abglanz des alten Frühlings flog über die frühgewelkte Gestalt. Aber Wilhelms Herz blieb fest und sein Auge ruhte mit ernster brüderlicher Liebe auf dem ihren. „Liebe Minna, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen." — „Ja, alles was Gott schickt," sagte sie wieder mit Bitterkeit, „mein Schicksal ist eigne Wahl," ich muß liegen, wie ich mir gebettet." — „Dein Weg kann dir zum Himmelsweg werden, und ob du ihn auch eingeschlagen in eigner Bethörung, er wird es, wenn du das rechte Licht darauf suchest," sagte Wilhelm mit Nachdruck; „deine Ehe hat Gottes Segen geweiht, deines Mannes Seele wird Gott von dir fordern, wenn du nicht gethan, was an dir ist, sie zu ihm zu führen. O, liebe Minna," und er faßte fest ihre Hände in den seinen, „du bist noch jung, du bist reich begabt, ein langes Leben liegt vor dir, vielleicht kein glückliches, aber ein geheiligtes, ein friedevolles, wenn du willst, gewiß, gewiß. Und du hast Kinder. Willst du in ihre jungen Seelen das Gift der Lieblosigkeit, der Muthlosigkeit, eines thatlosen Verzagens träufeln? Willst du sie nicht erziehen, wenn auch durch Sorge und Entbehrung, zu einem frommen, frischen Leben?"

„Ach, Wilhelm, wenn du mir immer nahe wärest, mich

aufzurichten und zu halten! sieh, Niemand, so lange ich lebe, hat mir die Stütze eines starken, lebendigen Glaubens geboten."

„Die stärkste, mächtigste Stütze ist dir nahe, jeden Augenblick: ein immer offenes Herz, das dir nicht nur dein Halt und Aufrichtung, das dir Kraft und Leben selbst ist, Kraft auch für's Kleinste, liebe Minna!"

„O, du weißt nicht, wie oft man an diese Pforte vergeblich pochen kann! ich bin wohl noch nicht würdig dazu."

„Unwürdigkeit schließt nicht aus, nur Unredlichkeit. Wenn wir so oft verlangen nach menschlichem Rath, nach menschlicher Leitung, liebes Herz, so ist's manchmal nur, weil Menschen uns beurtheilen, wie wir uns zeigen, und weil wir fühlen, daß Gott uns sieht wie wir sind."

„Und doch muß ich das Weib glücklich preisen, die dem Gatten nur folgen darf; sicher, dann den rechten Pfad zu gehen. — Wilhelm, weiß Friederike, was sie an dir hat?" frug Minna ihn plötzlich mit der Rücksichtslosigkeit des Unglücks. „Ich weiß nicht," sagte lächelnd Wilhelm; „wenn sie mich nicht verwöhnt durch zu große Verehrung, so ist das um so besser für mich."

„Du aber hast nicht gewählt wie ich, vermessen, nach eignem Sinn, du hast aus Güte und Edelmuth ein Wesen gewählt, das unter dir steht, — bist du nun glücklich?"

„Ich weiß nicht," sagte Wilhelm zögernd, „ob meine Wahl so edel war, wie du meinst, ob sie nach Gottes Willen war. Ich hatte eine liebe Hoffnung begraben. Ich sah, wie dich dein poetischer Sinn zu einer raschen, unbedachten Wahl getrieben; ich wollte es mit der Prosa versuchen, hielt vielleicht häusliche Fertigkeiten für häusliche Tugenden, und vergaß über der fleißigen Hand nach der lebendigen Seele zu forschen. Wo eine Wahl nach Gottes Willen ist, da gibt er die tiefe, rechte Herzensfreudigkeit dazu, und wo diese sich

nicht findet, da ist die Wahl eigenmächtig, sei es nun Neigung, oder Berechnung, oder Ueberlegung, was sie bestimmt hat. — Das aber war Einmal gesprochen und nicht wieder," sagte Wilhelm sich aufraffend mit großem Ernst. „Es ist nicht an uns, zu grübeln, wie wir auf unsern Pfad gekommen sind, sondern zu suchen, daß er uns zum Himmelspfad werde, und das können wir finden mit Gottes Hilfe. Wir sind Beide reich gesegnet, liebe Minna, mit lieben Kindern; und um das Herz, dem wir Liebe und Treue geschworen bis zum Grabe, müssen wir ringen und werben, bis es uns und dem Herrn zu eigen gehört. Noch so jung, eine so hohe Aufgabe vor dir, und schon so müde! Hast du vergessen, daß du deiner sterbenden Mutter versprochen, glücklich zu sein?"

„Du spottest meiner! läßt sich das versprechen?" — „Versprechen leichter als halten: hast du es je versucht?" Minna schlug die Augen nieder und schwieg.

„Wir wollen's noch einmal versuchen, liebes Herz," sagte Wilhelm in heitrem Ton, „jedes auf seinem Weg und jedes in seiner Weise, und wenn wir uns wieder begegnen, wollen wir seh'n, wer's am besten gelernt hat."

Es war nahe an Mittag und Minna fiel ein, daß ihr Mann zu Tische komme, auch hatte sie seit lange nicht für einen Gast zu sorgen gehabt, seit den ersten Zeiten ihrer Ehe, wo ihr Haus jungen Künstlern, Literaten und Schauspielern offen gewesen war. Sie eilte geschäftig in die Küche und das Diner schien wirklich höchst umständlicher Berathung zu bedürfen.

Wilhelm unterhielt sich mit der kleinen Antonie, die übrigens ein scheues, wenig aufgewecktes Kind schien. „Freu'st du dich, bis der Vater heimkommt?" fragte er sie. Die Kleine schüttelte den Kopf: „er bringt mir nichts mit," sagte sie, „und er ist auch oft bös und zankt." — „Aber die Mutter

zankt nicht?" — „Nein, die Mutter liest," sagte sie kurz und bündig, „sieh, da schiebt sie die Bücher hin." Und sie zeigte Wilhelm hinter die Kissen des Sopha versteckt ein Buch, einen sehr zerlesenen Roman aus einer Leihbibliothek. „Geschwind, versteck's wieder, der Vater kommt!" rief die Kleine so hastig, daß Wilhelm instinktmäßig die Lektüre schnell versteckte und roth und verlegen, als hätte er selbst etwas Verbotnes gethan, dem eintretenden Arweb entgegen ging.

Es war nun freilich nicht mehr der jugendlich schöne Nordstern, wie er damals am grünen Ufer aufgegangen war, doch war seine äußere Erscheinung vortheilhafter als die Minna's, seine Kleidung war neben einer gewissen poetischen Nonchalance gewählt und sorgfältig, seine ganze Haltung hatte noch den Stempel natürlicher Noblesse, der ihn immer ausgezeichnet, aber seine Gestalt war abgemagert, seine eingefallenen Wangen zeigten eine gefährliche Röthe und sein Auge einen stechenden Glanz.

Er begrüßte den unerwarteten Gast zuerst etwas kühl und verlegen, aber Wilhelms offner Herzlichkeit konnte Niemand lang widerstehen, auch that dieser sein Möglichstes, den Wirth in lebhaftem Gespräch zu erhalten, um dessen ungeduldige Blicke von der Küchenthür abzulenken und Minna Zeit zu ihren Anstalten zu gönnen.

Endlich wurde servirt, es brauchte gar lange, bis das Essen in Gang kam, da Minna wohl zehnmal aufspringen mußte, um wieder ein vergeßnes Tischgeräth zu holen und zu suchen und sich alle Augenblicke in äußerster Rathlosigkeit fragte: „wo hab ich nur den Schlüssel zum Weißzeugkasten?" „Eduard, sitzst du nicht auf der Serviette? — Christine, seh Sie doch, ob nicht ein Kinderlöffel im Bettchen geblieben ist?" Arweb schien dabei wie auf Kohlen zu sitzen und seine nervöse Gereiztheit gab sich mit halben Worten oder Geberden

kund, was das Mittagessen nicht gerade zu einem Göttermahl machte, obwohl Minna's Küche zeigte, daß auch sie eine Tochter des alten gastlichen Amthauses sei. Sie nahm aber heute die unfreundlichen Mienen und knurrigen Seitenbemerkungen ihres Mannes mit so viel Sanftmuth auf, daß dieser allmählich entwaffnet wurde und sie in der Stille mit einiger Verwunderung zu betrachten schien.

Nach Tisch lud Arwed den Gast zu einem Spaziergang auf die nahgelegene Höhe ein; Minna zog vor, daheim zu bleiben; sie hätte so gern ihrem alten Freund, dem Gatten ihrer überpünktlichen Schwester, ihre Wohnung etwas freundlicher und mehr geordnet gezeigt, als er sie am Morgen getroffen.

Wilhelm fühlte, daß auch Arwed das Herz voll hatte, und es war ihm etwas bange auf seine Ergießung. Es ist eine schöne Sache um eine Vertrauen erweckende Natur, aber es hat sein Beschwerliches, der Vertraute von Jedermann zu sein. Arwed begann mit seinen vereitelten Hoffnungen, seinen fehlgeschlagenen Planen; er war natürlich ein Märtyrer der Gesellschaft, ein Opfer eines herzlosen Zeitalters. „Und alles wäre vielleicht anders geworden in einer andern Häuslichkeit!“ brach er dann endlich aus: „unbeengt von dem Druck häuslicher Unbequemlichkeiten, von den Sorgen und Chikanen des Alltagslebens hätte mein Geist sich freier entfaltet. Wie anders dacht' ich mir dies einst so anmuthige Geschöpf als Frau: meine lebende Muse, das Licht meiner trüben Stunden, der freundliche Genius, der die Steinchen kleinlicher Mühseligkeit aus meinem Pfade räume, daß ich frei und sicher zum höchsten Ziele voranschreiten könnte! Statt dessen ein schwaches selbstsüchtiges Wesen, die mir das kleinste Opfer, das sie mir je gebracht, zehnfach fühlbar macht, die in der Zeit des Mißgeschicks, wo sie mir Trost und Erheiterung sein sollte,

wehrlos klagend am Wege liegen bleibt, bei jeder kleinen Erholung, die ich mir gönne, ängstlich darnach hascht, auch sich ihren Theil Genuß zu sichern, eine nachläßige, zerstreute Hausfrau, die mich nöthigt, an die erbärmlichsten Details zu denken, wenn ich nicht darüber stolpern will, eine Mutter, die über einem interessanten Roman Haus und Kinder vergißt, die ihre gerühmte Frömmigkeit mit nichts als mit Kirchengehen bethätigt, wenn sie anders so fertig wird, daß ihr der Kirchgang möglich ist: — o, meine jungen Träume!"

Es ist unbeschreiblich traurig, zwei Herzen, die Eins sein sollten gegen eine Welt, sich in solchen Klagen spalten zu hören: und Wilhelms Lage war hier schwieriger. Verschiedene Geschlechter üben leichter Einfluß auf einander; wo es einen Tadel gilt oder eine Ermahnung, da muß Mann gegen Mann, oder Frau gegen Frau unendlich vorsichtig sein, um nicht zu verletzen.

Mit einer Bußpredigt, die bei Minna weichen Boden fand, wäre er hier schlecht angekommen. Er rief nur Arweds männliche Kraft auf, seinen Schutz, sein Mitleid für das verwöhnte Kind einer sonnigen Heimath, das für ihn die Freuden dieser Heimath und seinen ungetrübten Frühling hingegeben; er rief ihm den Tag zurück, an dem er Minna's Herz im Sturm genommen, schilderte ihm die begeisterte Liebe, mit der sie an seinem Bilde gehangen, und wußte so in seiner Seele eine Ahnung seiner eignen Verpflichtung zu wecken, dies schwache Wesen zu schützen und zu stützen, eine Pflicht, die ihm seither, wie es schien, noch gar wenig zu Sinne gekommen war. Es ist eine gar leidige Sache in der Ehe, wenn Jedes sich hinsetzt, erwartungsvoll, daß es das Andere nun glücklich machen soll: es kann auf diese Weise gar leicht dazu kommen, daß Beide allein und unbeglückt sitzen bleiben.

Mit noch größerer Schonung wies er ihn auf mehr

Eifer und Freude für seinen prosaischen Lebensberuf hin: „wer weiß, die Muse ist eine launige Frau, die sich entzieht, wo man zu feurig um sie wirbt, und sich naht, wo man sie nicht zu suchen scheint; vielleicht, wenn du dich fester ansiedeln, dich behaglicher fühlen würdest im nüchternen Geschäftsleben, die Poesie käme ungesucht."

„Du magst wohl Recht haben," entgegnete Arwed sanfter als Wilhelm gehofft, „ich glaube, es ist nicht so schwer, sich in der Philisterei zurecht zu finden, wenn man sich nur die andern Gedanken ein wenig aus dem Kopf schlagen kann. O, es kommen mir oft ganz leidige Gedanken, bei Nacht, wenn mich der verwünschte Husten nicht schlafen läßt, Gedanken, ob ich nicht besser gethan, hinter dem Aktentisch zu bleiben und meine Gedichte im Pult zu lassen. O, ein verfehltes Leben!" Nach einer Weile fuhr er heitrer fort: „wenn ich mich recht ernstlich hinter die langweilige Geschichte mache, habe ich vielleicht Aussicht auf Vorrücken, eine sichrere Verbesserung, als wenn mein Thatenloser gedruckt wird; und das wäre so nöthig! O, das Geld, dieser verwünschte, schadenfrohe Dämon, den ich mein Leben lang mit äußerster Verachtung behandelt, wie bitter hat er sich gerächt!" — „Das ist so seine Art," lächelte Wilhelm, „er will herrschen oder beherrscht sein."

Während Wilhelm Arwed erheiterte durch Reminiszenzen aus der Jugendzeit und die anmuthige Lage des Dörfchens bewunderte, erreichten sie das Haus wieder. Minna und ihr Dienstmädchen hatten mit namenloser Anstrengung die zerfallene Laube des Hausgärtchens geräumt und ein Tischchen dort arrangirt, auf dem sie den Kaffee servirte. Diese Anordnung erheiterte Arwed noch mehr; wenige Ehen sind so verknöchert, daß nicht Mahnungen aus der Frühlingszeit ihrer Liebe wieder einen Funken wärmeren Gefühls hervorlockten. Ein Frühlingstag, wie lange nicht mehr, ging über dem freudlosen

Hause auf, und es waren nicht nur vertrocknete Blüthen der Vergangenheit, die in der Beiden Herzen auflebten, es waren auch Keime einer bessern Saat für die Zukunft.

Wilhelm wollte noch vor Abend zur Stadt zurück, um von dort leichter nach Eduards Wohnort zu kommen, der die letzte Station seiner Reise war. Arweb rüstete sich, ihn zu begleiten; Minna näherte sich dem Gatten, eben als Wilhelm mit den Kindern beschäftigt war, etwas schüchtern und verlegen und gab ihm das Buch, das sie hinter dem Sophakissen vorgezogen hatte: „wolltest du das nicht gleich der Leihbibliothek zurückgeben?“ fragte sie leise, „ich will keine Fortsetzung.“ — „Und du hast wieder angefangen mit der verwünschten Leihbibliothek?“ fragte der Dichter Arweb Nordstern indignirt. „Ich will aber aufhören,“ sagte sie mit gesenkten Blicken, „darum habe ich dir das Buch gegeben.“ Demuth und Offenheit sind unwiderstehliche Waffen für ein Gemüth, in dem noch ein edler Funken lebt; Wilhelm war ungeheuer eifrig, die Bildchen zu betrachten, die ihm die Kinder zeigten, um die kleine Versöhnungsscene nicht zu sehen, die über dem beschmutzten Leihbibliotheksroman geschlossen wurde.

Er sah Minna noch einen Augenblick an. „Trage Sorge für deinen Mann, liebe Minna,“ flüsterte er, „was du ihm erweisen kannst an Liebe und Treue, das thue bald, du weißt nicht, wie lange du Zeit findest.“ Erschreckt sah ihn Minna an und blickte auf ihren eben eintretenden Gatten; nie zuvor war ihr sein gesunknes Aussehen aufgefallen, es war so allmählich gekommen! ach, und sie hatte ihn so lange nicht mehr mit den scharfsehenden Augen besorgter Liebe betrachtet!

Wilhelm fühlte, daß ihr ein Stich in die Seele ging, aber er hatte ihr das Weh nicht ersparen können.

Wehmüthig und doch nicht ohne Hoffnung auf bessere Tage schied er von ihr.

Ein glückliches Pfarrhaus.

„'S Letzt ist's Best'!“ lautete ein schwäbisches Sprüchwort, das nicht allenthalben anwendbar ist. Auf Wilhelms Reise aber paßte es gut: das Pfarrhaus in Bergzimmern, mit dem er seine Familienreise schloß, mußte ihm den freundlichsten Eindruck zurücklassen, wie Kindern, denen man den ökonomischen Rath gibt: „iß zuerst dein Brod und nachher den Kuchen, so meinst du, du habest lauter Kuchen gegessen.“ Ein schönes Pfarrhaus war es eben nicht, und die Einrichtung war mehr als einfach, aber Blumen und Sonnenschein genug, und das geschäftige, glückselige Pfarrfrauchen, die immer noch so oft erröthete, wie vor sechzehn Jahren, war Blume und Sonnenschein zugleich, wenn auch längst keine Frühlingsblume mehr.

Es war eine alte und doch wieder eine nagelneue Liebe, die Eduard vor drei Jahren, als er endlich zu Amt und Brod gekommen war, zu der stillen Emma geführt. In Emma's Herzen war sein Bild seit jenem Morgen unverdrängt geblieben, aber es war eine so gar stille Liebe, die sie nicht sich selbst und nicht einmal Gott bekannte. Von Eduard können wir nun nicht dasselbe rühmen; bei jener Wasserfahrt war die schüchterne kindische Emma nur ein Gegenstand seiner Protektion und er hatte sie höchstens einmal mit dem Gedanken beehrt, das könne später ein nettes Mädchen geben. Gar manche liebliche Gestalt, manch blonde und braune Schönheit war indeß seinem beweglichen Herzen gefährlich geworden, und doch kehrte allmählich immer wieder ihr sanftes Bild in seiner stillen Jungfräulichkeit, eine verschloßne Knospe, in seinen Träumen wieder, und als am Ende all die glänzendern Erscheinungen vorübergezogen waren, da fand er, daß

dies jungfräuliche Bild geblieben. Als aber Emma's Mutter, nach ihres Gatten Tode seines Vaters Haushalt übernahm, kam diese zu entfernten Verwandten, und Eduard dachte ihrer selten mehr.

Als er aber nun endlich und endlich dem Schwabenalter nahe, zum Ziele gekommen war, und die Pfarre in Bergzimmern dringend einer Frau Pfarrerin bedurfte, da fiel ihm unter allen Töchtern des Landes eben doch wieder die schüchterne Emma ein, die nun in der alten Heimath mit ihrer Mutter lebte, vom Leben vergessen, wie sie dachte, in anspruchsloser Heiterkeit. Und er fand sie wieder, nicht mehr in erster Jugend, aber in unverwelkter Lieblichkeit, fast unberührt von der Zeit; und die verschloßne Knospe öffnete sich ihm, und er fand, daß sie sein Bild gehegt hatte, fast ohne es zu wissen, daß sie aber in der langen, langen Zeit der Einsamkeit nicht ein krankhaftes Schmachten und Sehnen genährt hatte, sondern sich geschmückt wie die Blume des Thales, auf die nur der blaue Himmel niederschaut, in keuscher Lieblichkeit mit sanftem und stillem Geiste.

Emma war's wie ein Traum, als Eduard der stattliche, junge Pfarrherr um sie warb, und ihre erste Antwort war der schüchterne Einwurf: „ich bin eben zu alt.“ Daß sie jung geblieben sei in ihrer mädchenhaften Anmuth, in der frischen Gesundheit eines reinen Herzens, das wollte sie nicht glauben, aber sie fühlte es allmählich an dem Gefühl jungen Glückes, das ihre Seele überströmte.

Noch jetzt hätte die Pfarrfrau von Bergzimmern, die doch schon die dreißig überschritten hatte, sich für ein Mädchen geben können, wenn man sie jemals ohne eins ihrer zwei Kinder gesehen hätte, den kleinen Martin an der Schürze, das niedliche Julchen auf den Armen. Das waren ein paar wunderbare Kinder! Der Martin, obgleich erst zwei Jahr

alt, sagte schon so erstaunliche Dinge, er nannte zum Beispiel den Mond einen lieben Gottskopf, oder nahm des Papa's Pfeife in den Mund und sagte: „ich Papa," daß seine Mutter immer den Vater und verstohlen den Gast ansehen mußte, ob sie auch gehört. Seine Reden und Thaten gaben noch lange Gesprächsstoff, nachdem er zu Bette gebracht war. Und die Emma! Gewiß und wahrhaftig sie hatte schon mit vierzehn Tagen gelächelt, die Wartefrau konnte es bezeugen, und die Art, wie sie jetzt schon mit ihren Händchen krabselte und wie sie nach Farben sah und wie sie der Mutter Stimme kannte, die war weit über ihr Alter und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, den kühnsten Erwartungen.

Viel zu thun hatte Frau Emma, erstaunlich viel, sie entschuldigte sich immer deßhalb und meinte, sie verstehe wohl noch nicht es einzurichten; aber hell und freundlich und ordentlich wie ihre Zimmer war ihre ganze Erscheinung, und sie war so glückselig und dankbar für ihr ganzes Dasein, daß niemand je den Eindruck bekam, daß ihr etwas sauer geschehe. Ein recht gesprächiges Pfarrfrauchen war aus dem stillen Mädchen geworden, und niemand hätte geglaubt, daß sie bei ihrer Schüchternheit ein so gutes, sicheres Hausregiment führen könnte.

Wilhelm sonnte und labte sich recht an diesem fröhlichen Hausstand, er ergötzte sich an der immer neuen Ueberraschung Eduards über die Vorzüge seiner Frau, an dem bescheidnen Selbstgefühl, mit dem er diese Vorzüge als sein besondres Verdienst wegen seiner guten Wahl in Anspruch nahm; er bewunderte gehörig die seltenen Talente der Kleinen und empfahl sich durch einen Hampelmann, eine Trompete und eine Kinderklapper, die fast den Rest seiner Reisekasse erschöpften, vollständig in die Gunst der Mutter und der Kinder, und schritt dann getrost und fröhlich seiner Heimath zu.

„Und ich will glücklich sein, mein Haus soll mir freundlich werden, und meine Kinder sollen sich ihrer Heimath freuen lernen," war der Endbeschluß, den er nach Hause zurücktrug; keine Liebe, keine Geduld und Treue soll mir zu viel sein, die Blumen zu pflegen, die unter Küchengewächs zu ersticken drohen."

Und seine Arbeit war nicht vergeblich. Was der Vater allein nicht vermochte, das gelang allmählich dem jungen, frischen Lebenshauch, der mit den Kindern das allzunüchterne Haus durchströmte, und der mit fröhlichen Klängen das knarrende Räderwerk eines übergeordneten Haushalts übertönte.

Die Schule des Lebens.

Es ist ein alter pädagogischer Streit, ob das Lernen gleich Anfangs als ernste Arbeit, oder ob es zuerst nur spielend betrieben werden soll. Ich denke, die Schule des Lebens könnte uns einen Wink darüber geben. Selten fängt sie frühe schon mit ernsten Lektionen an, für den aber, der die ersten leichtern Lektionen nicht verstehen will, ist das Muß nachher um so bittrer.

Minna war sich sehr spät erst bewußt worden, daß es Ernst sei mit der Schule des Lebens, und darum wurde ihr die verspätete Lehrzeit auch eine sehr schwere. Es ist so leicht, einen raschen Entschluß zu gänzlicher Besserung und Lebensänderung zu fassen, so unendlich schwer, ihn durchzuführen, namentlich wenn die Besserung am Kleinsten beginnen muß, und wenn die äußern Verhältnisse dieselben bleiben.

Dazu kommt die eigenthümlich falsche Scheu, die sich einer sichtbaren Besserung schämt, weil darin zugleich eine

Demüthigung, ein Eingestehen der frühern Schuld oder Versäumniß liegt.

Wenn nicht Wilhelms letzte Hindeutung auf ihres Mannes untergrabene Gesundheit einen Stachel in ihre Seele geworfen hätte, den sie nicht wieder los wurde, sie wäre vielleicht nach einigen Versuchen wieder muthlos ins alte Gleis zurückgekehrt und darin versunken. Aber der Gedanke „vielleicht zum letztenmal," der sie nun bei allem begleitete, was auf ihren Gatten Bezug hatte, hielt sie aufrecht und trieb sie immer wieder zur einzigen Quelle der Kraft, wenn sie ihre Schwachheit fühlte.

Zunächst also galt es die Aufgabe, den Mann für die Heimath zu gewinnen, ihm das eigne Haus lieb zu machen. Mit tiefer Beschämung empfand sie den Vorwurf der Unordentlichkeit aus Wilhelms Worten, den bittersten, wenn er der Frau von einem Manne gemacht wird. Sie war sich doch bewußt, daß sie immer Sinn für's Schöne, Freude am Zierlichen gehabt, warum doch war's ihr nie gelungen, was sie so hübsch zu ordnen verstand, auch geordnet zu erhalten? — Bei näherem Nachdenken kam sie darauf, daß es ihre Zerstreutheit vor Allem war, die sie die häuslichen Kleinigkeiten achtlos verwahrlosen ließ, die eine stete, stille Aufmerksamkeit forderten.

Die Romane, das Nippen und Schlürfen an unterhaltender Lektüre, das so leicht zum Berauschen wird, trugen wohl die erste Schuld. Der Leihbibliothek hatte sie entsagt und blieb standhaft dabei, sie setzte sich Stunden fest, wo sie sich überhaupt das Lesen noch gestattete. Aber gar oft wenn ihr beim Ordnen des Zimmers eins ihrer alten Bücher in die Hand fiel, fing sie an zu blättern und blätterte, bis viele kostbare Viertelstunden verstrichen, und ihre Sinne und ihre Gedanken weit weg von der kleinen Alltagspflicht geflogen waren.

Zu dem kam die gereizte Laune ihres Mannes, die oft eben ausbrach, wenn sie gewiß glaubte, alles auf's Beste gethan zu haben, die ihr allen Muth wieder nahm, und ihr die bittern Thränen in die Augen trieb. — Sie verzagte an sich, an aller Möglichkeit, daß es bei ihnen je besser werden könne, — bis ihr endlich der Gedanke kam, ihren Gatten selbst zum Vertrauten und Gehilfen bei dem Werk der Aenderung zu machen.

Ach, aber sie waren eines freundlichen, vertrauten Verkehrs so entwöhnt, daß sich lange nicht die rechte Stunde zu einem offenen, herzlichen Wort finden wollte.

Da kam Arweds Geburtstag. Gesegnet seien diese häuslichen Feste, die in das vertrocknetste Herz und Haus doch je und je wieder ein frisches Brünnlein der Freude und Liebe leiten! Minna hatte in all diesen Jahren auch des Gatten Geburtstag begangen, aber die schönen Handarbeiten, die sie aus eigner Liebhaberei dazu verfertigt, waren in den letzten Jahren kühl aufgenommen worden und der Dichter Arwed hatte einige Worte über verdorbene Zeit und hinaus geworfenes Geld fallen lassen. So dachte sie sich diesmal eine andre Ueberraschung aus, die sehr begünstigt wurde durch eine kleine Reise, die er in Geschäften der Bibliothek unternehmen mußte.

Arweds Zimmer war ein jahrelanger Zankapfel gewesen, bis zuletzt der Streit ohne Friedensschluß bei Seite gelegt worden war. Er hatte großen Werth auf die hübsche Einrichtung dieses Zimmers, auf seine Bewahrung vor häuslichem Gerümpel gelegt. In der ersten Zeit war das sonnige Oberstübchen auch wirklich das zierlichste und ordentlichste im Hause geblieben.

Es war auch noch hübsch gewesen, als Minna mit dem ersten Kinde sich manchmal beim Vater oben zum Besuche

einfand, und den Kleinen auf dem Boden spielen ließ. Als aber der Kinder dreie wurden, die die Mutter, wenn sie nichts mit ihnen anzufangen wußte, in des Vaters Stube sperrte, wo sie die Prachtbände seiner Bibliothek herumwarfen, mit den andern Büchern Häuser bauten, und Manuskripte zerrissen, da verbat sich Arweb ernstlich solches kindliche Zutrauen. Je launischer aber in spätern Tagen seine Muse wurde, je unergiebiger die Stunden seiner Einsamkeit, desto kürzer und seltener war er zu Hause zu finden, und desto mehr wurde das Heiligthum der Dichterstube zum Abstellquartier mißbraucht für alles, was unten der Frau im Wege stand.

Nun aber wurde oben gelüftet und gescheuert, Minna opferte ein Paar werthe Ohrgehänge aus ihrer Mädchenzeit um neue, freundliche Tapeten zu erschwingen, mit Epheugewinden und wohlfeilen Topfpflanzen wurde es hübscher, als es je zuvor war, hergestellt, und die kleine Antonie zeigte einen, für die Mutter überraschenden Ordnungssinn, wie sie mit ihren kleinen Händchen mitangriff.

Arweb kam am Abend vor dem Geburtstag spät nach Hause, etwas frischer und heiterer als sonst; die kleine Reise hatte ihm gut gethan. Seinen Geburtstag wollte er aber eigentlich lieber vergessen, es ist so ein Jahrstag auch stets ein Mahntag an unbezahlte Schulden, an unerfüllte Vorsätze, an getäuschte Erwartungen; er war sonst gewöhnt, wegen der letztern Gott und Welt in seinen Gedanken anzuklagen, diesmal aber ließ der Ankläger in der eignen Brust sich lauter hören als sonst.

Minna war früher als er aufgestanden, — eine ungewöhnliche Erscheinung; im Wohnzimmer, das frisch gelüftet und aufgeräumt war, fand er das Frühstück mit mehr Komfort als gewöhnlich angeordnet, — er suchte Frau und Kinder, die fröhlichen Stimmen leiteten ihn nach oben. Er öffnete

die Thür, — durch die hellen Fenster zwischen weißen Gardinen fiel der Schein der Morgensonne, die Schatten der hohen Bäume des Grasgartens spielten auf den hellen Wänden, leichte Epheuranken schlangen sich um die Fenster, — es war ihm, als ob sein Dichterfrühling ihn noch einmal begrüßte, obschon die Bäume draußen bereits an den Herbst mahnten. — Und die Kinder standen in festlichem Schmuck, Wilhelm deklamirte ihm mit militärischem Anstand ein Gedicht —

Ach, er erkannt' es wieder,
Sein eignes erstes Lied!

und hinter den Kindern stand sein Weib, die Liebe seiner Jugend: keine Klage auf den Lippen, keinen stillen Vorwurf im Blick, nur einen Strahl der alten Liebe, und eine tiefe innerliche Wehmuth; — o, es liegt eine wunderbare Heilkraft in der Luft des eignen Hauses, wenn ein Hauch von oben darein weht! so einfache Mittel können genügen, um tiefe und schlimme Schäden zu heilen.

Ein Vorwurf, der ihn früher mit tiefer Bitterkeit erfüllt, wenn er ihn aus seines Weibes Worten durchzufühlen geglaubt, der Vorwurf, wie wenig er bis jetzt seine Pflicht als Haupt und Stütze seines Hauses erfüllt, wie er ein schlechter Hausvater gewesen, wie er nach dem Schatten des Ruhms gehascht, statt in Treue und Selbstverläugnung sein Haus zu gründen, trat jetzt klar und unabweisbar vor seine Seele, und mit den Worten der alten Liebe strömten auch die einer heftigen, rückhaltlosen Selbstanklage über seine Lippen.

Es ist so schwer, demüthig und selbstlos zu sein, wo uns Egoismus und Selbstsucht entgegen tritt, es wird so leicht, gegenüber der Liebe und Demuth. Auch Minna fand nun Worte für ihre Reue; all ihre Vorsätze, das ganze Gefühl ihrer Schwachheit legte sie in sein Herz nieder und bat ihn,

ihr zu helfen, wo sie wieder wanke, und zum erstenmal hörte sie auch aus seinem Munde die Hinweisung auf eine Kraft, die in unserer Schwachheit mächtig ist. — Sie verlebten den Tag in einem Gefühl des Friedens und der Seligkeit, der alle bangen Ahnungen Minna's zur Ruhe wiegte. Nur wenn Arwed sich in Plänen und Entwürfen für die Zukunft erging, die sich nun ganz anders gestalten sollte, wenn gleich er sie nimmer auf die Schwingen des Pegasus bauen wollte, — dann ward ihr wieder bange um's Herz und sie blickte mit stiller Sorge in seine glänzenden Augen.

Arwed war es Ernst mit dem Bessermachen, und er bestätigte dies dadurch, daß er nicht verschmähte, am Kleinen und bescheiden anzufangen, um das Loos seiner Familie zu verbessern. Er vertraute seine Lage dem Oberbibliothekar, der sie freilich längst gekannt, und erhielt mit seiner Hilfe Lehrstunden in deutscher Sprache und Literatur in angesehenen Familien. Was er zuerst als mühsame Pflicht übernommen, weckte eine Lust und Freude an der Sache in ihm, die er nie geahnt; bald wurden seine Stunden gesucht, sie wurden Mode, und die interessante Persönlichkeit des Dichters, vereint mit seiner blühenden Darstellungsgabe, machten ihn zu einer Art von Löwen des Tages, ein Erfolg, der sein häusliches Glück, seine männliche Tüchtigkeit wieder von andrer Seite hätte bedenklicher gefährden können als zuvor Sorge und Noth, wenn nicht eben der gute Geist des eignen Hauses und die Erinnerung an frühere Täuschungen mächtiger entgegengewirkt hätte.

Minna's Aufgabe wurde ihr schwerer. Bei ihr bedurfte es nicht einer entschiednen That, nur eines täglichen, stündlichen Kampfes mit eingewurzelten Gewohnheiten, kleiner Opfer, die niemand bemerkte und niemand anerkannte, eben weil sie sich eigentlich von selbst verstanden.

Es wäre für eine gewissenhafte und aufmerksame Hausfrau leicht gewesen, ein hübsch eingerichtetes Hauswesen in guter Ordnung zu erhalten, für die reuige Frau, war es unendlich schwer, das herabgekommene mit spärlichen Mitteln wieder aufzubringen.

Aber Arwed hatte in seiner eignen Reue, in seiner Selbstverläugnung den guten Willen seines Weibes und seine Pflicht, ihr zu helfen, verstehen lernen. Er sparte nicht den freundlichen Dank für's Kleine, das gute Wort, das der Frau so wohl thut, und das selbst bei guten Männern oft eine so seltne Waare ist, weil sie eben meinen, das verstehe sich alles von selbst, und nicht begreifen, daß auch die vernünftigste Frau immer noch ein Bischen Kind bleibt. So richtete sie sich auf an seiner Liebe, und das Gute ist ja, Gott sei Dank, in keinem Haus und in keinem Herzen eine exotische Pflanze, die künstlich von außen ernährt werden müßte, sie hat heimathlichen Grund und Boden in unsrer eignen Seele, und Himmelsluft und Himmelslicht zu ihrem Wachsthum bleibt nicht aus.

Arwed rückte in seinem Amte vor; dies und seine Lektionen, aus denen bald Vorlesungen wurden, bestimmten die Beiden den Landaufenthalt zu verlassen, aber sie widerstanden glücklich den Gefahren des Residenzlebens. Arwed wollte keine geselligen Genüsse, die seine Frau nicht theilen konnte, und bald war ihm seine eigne Stube, die nun wirklich ein unentweihtes Heiligthum blieb, wieder doppelt lieb. Wilhelm hatte richtig prophezeit; nun er nimmer bedrängt war von äußerer Noth, nimmer gespalten von widerstrebenden Gefühlen und Bestrebungen, nimmer geärgert durch eine unerquickliche Häuslichkeit, stellte sich die Muse ungesucht wieder ein, und wenn er auch keine kühnen Hoffnungen mehr auf ihre Gaben baute, so sagte er sich doch oft im Stillen mit stolzer Freude: ‚und es war doch kein Traum.‘

Auch seine Gesundheit schien zu erstarken und Minna wiegte sich in frohen Hoffnungen einer schönen Zukunft, — aber es sollte nicht so sein. Zwei Jahre fast ungetrübten Glückes war ihnen gegönnt; bald nach dem zweiten Jahrestag jenes segensreichen Geburtstags fingen Husten und Brustbeschwerden bei Arwed an, sich stärker zu regen. Minna pflegte ihn unermüdet mit höchster Treue; er war gar nicht bekümmert über seine Krankheit, er hoffte auf den Frühling, — auf eine Badekur im Sommer, — auf eine Traubenkur im Herbst. Minna hatte bald die Hoffnung aufgegeben, sie nahm jeden Tag seines Besitzes als ein Gnadengeschenk, sie suchte jeden so reich zu machen an Liebe und Treue, als sie konnte, — in die Zukunft blickte sie nicht.

Arwed hatte Lektionen und Vorlesungen aufgeben müssen, bald konnte er auch sein Bibliothekamt nimmer versehen; es hatte noch nicht gereicht, in den kurzen Tagen des Wohlergehens einen Nothpfennig zu sammeln, so drohte die Noth auf's Neue hereinzubrechen. Jetzt erst lernte Minna, was aufopfernde Liebe vermag, und sie dankte Gott tausendmal für die guten Tage, in denen ihre neugewonnene Kraft hatte erstarken können, eh sie so schwere Proben zu bestehen hatte. Jetzt lernte sie klaglos entbehren, um die Bedürfnisse und Wünsche des Kranken zu befriedigen, heiter sein, wo ihr Herz blutete, arbeiten um Erwerb, wo ihre Kraft nimmer für das Röthigste zu reichen schien, — aber sie erfuhr auch den vollen Segen solcher Hingebung, einen Frieden mitten im tiefsten Leid, wie ihn kein Glück der Erde gibt, einen Vorschmack der Zeit, wo kein Leid und keine Trennung mehr ist.

Freilich kamen auch unsäglich schwere Stunden, wo der Kranke von einem Nichts gereizt und verstimmt wurde, wo all ihre Opfer vergeblich und ihre Liebe unverstanden schienen,

— aber sie hielt aus, und verlor nicht den Glauben an die Sonne, auch wo sie tagelang umwölkt war.

Für die armen Kinder war der Wechsel, der freilich allmählich kam, ein gar trauriger. Sie hatten sich so fröhlich gesonnt in dem wieder aufgegangnen Glück der Heimath, sie hatten so kurz erst erfahren, wie ein andres es ist um eine treue Mutter, als um eine solche, die nur eben ihre Kinder ankleidet und füttert und dann laufen läßt, für die das beste Kind das ist, das ihr am wenigsten in den Weg kommt, sie hatten, wenn auch unbewußt, doch mit innigem Wohlgefühl empfunden, welch' kräftigenden, belebenden Einfluß das Vaterauge, die Vatersorge auf eine Kinderseele hat, und nun legten sich allmählig wieder so trübe Schatten auf die neugewonnene Heimath!

Aber es war doch besser als zuvor. Sie hatten, jung wie sie waren, in der kurzen Zeit gelernt, sich als lebendige Glieder des Hauses, nicht als zufällige Anwüchse zu fühlen, so waren sie auch jetzt nicht störend, und die frühe Schule des Leides wurde ihnen zum Segen.

Wilhelm war entschieden des Vaters Liebling, es kamen selten so schlimme Tage, wo er nicht in der Krankenstube willkommen gewesen wäre. Wenn er des Vaters Lieder deklamirte, wenn er seine selbstgebildeten kindlichen Reime vortrug, in die sich hie und da ein Funken höherer Poesie einstahl, den er da und dort aufgehascht, da sah Arweb mit seinem alten sanguinischen Sinn schon auf des Sohnes Stirn den Lorbeer, den er nicht errungen. Merkwürdig war, daß der Junge ein eben so großer Liebling seines prosaischen Großvaters und Onkel Karls war, bei denen er alle Ferien zubrachte, und daß diese versicherten, er gebe einmal einen kapitalen Landwirth, er sei nicht vom Vieh und vom Acker wegzubringen. Antonie, das älteste Töchterlein, glitt nur leise

durch die Krankenstube, glücklich, wo sie etwas ordnen, dem Vater etwas bringen und helfen durfte; das kleine Klärchen, das war wie der klare Sonnenstrahl an einem trüben Herbsttag, nicht kräftig genug, die welkenden Pflanzen wieder zu beleben, aber lieblich genug, um auch den hinsterbenden wohlzuthun und ihnen noch für Augenblicke den Glanz der frischen Blüthe zu geben. Alle aber lernten in diesen Tagen frühe, unbewußt, der Liebe ein Opfer zu bringen und die Sternlein zu finden auch in der dunkelsten Nacht.

Der alte Amtmann hatte sich noch der bessern Tage seines Kindes freuen dürfen, er hatte ihre Sorge getheilt, als sie mit dem kranken Mann einige Wochen in der alten Heimath zugebracht, aber er starb, eh sie das tiefste Weh erfahren, und als Minna im Spätherbst ihres Arwebs müde Augen zudrückte, da stand sie allein mit ihren drei Kindern, mit dem kleinen Theil, der ihr noch am Vatererbe zukam, verwaist, verwittwet, und doch getrost.

Sie war wunderbar gefaßt und stark, sie hatte an des Gatten Krankenbett ein unvergängliches Kleinod gefunden. Nicht nur die alte Liebe war ihnen neugeboren worden, schöner und reicher als in ihren Frühlingstagen, sie hatten ihre Herzen vereinen lernen im Quell aller Liebe, und ihr Scheiden war keine Trennung.

Muthig nahm sie den Kampf mit dem Leben auf. Es war kein leichter, obwohl sie die Liebe ihrer Geschwister treulich unterstützte, und die Kraft, die sie im Gefühle ihres tiefsten Leides getragen, drohte oft ihr zu sinken in den ruhigen Zeiten, wo das Leben mit seinen Forderungen den gewaltigen Schmerz mehr zurückdrängte. Aber Gott hat ihr durchgeholfen.

III.

Abendsonnenschein.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er spät vom frühen Jahre
Bringt den milden Wiederglanz,
Weil er flicht für greise Haare
Einen Jugendliederkranz.

Mir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er bringt zu Markt als Waare,
Frucht, die flücht'ge Blüthe war,
Daß man für den Winter spare,
Was der Sommer heiß gebar.
Rückert.

Die Zeit ging vorüber auch über diesen Häusern und Herzen, sie pflückte Rosen und sie nahm Dornen. Das Gewicht des Lebens würde uns erdrücken, wenn wir immer nur Schritt für Schritt gehen, nur Augenblick um Augenblick tragen und erwägen müßten, wenn es nicht Höhepunkte gäbe, auf denen auch der mühsamste Weg mit Ruhe überblickt werden kann, wo der Anblick seiner Krümmungen und Abhänge selbst zum Genuß wird, im Gefühl, daß sie überwunden sind und daß sie ja doch zum Ziele geführt haben.

Ein solcher Höhepunkt war denn auch ein fröhliches Familienfest, das auf der Stätte des alten Amthauses zu Feldheim gefeiert wurde.

Der alte Herr hatte sich lange schon zur letzten Ruhe gelegt, auch die Frau Karls, des Gutsbesitzers, war gestorben. Der kinderlose Wittwer hatte Minna gebeten, sich seines Haushalts anzunehmen, und ihr so die alte Heimath geöffnet.

Nur schüchtern hatte Minna diese Aufgabe übernommen,

obgleich sie der materiellen Mühen und Arbeiten des Haushalts enthoben war; sie war mißtrauisch in ihr Talent als Haushälterin und nach ihren Lebenserfahrungen zog es sie mehr zu Ruhe und Stille, als zur Leitung eines so großen geräuschvollen Hauswesens. Aber sie hatte gelernt, keine Pflicht mehr für unmöglich zu halten. Ein Juwel, wenn auch ein höchst ungeschliffener, war eine alte Hausmagd, die, als Erbstück des alten Amthauses, in ihr noch die Tochter desselben respektirte, und das häusliche Talent ihres erwachsenden Töchterleins erleichterte ihr, was ihr so schwer geschienen, und sie war dem Hause des Bruders eine sorgsamere und umsichtigere Verwalterin geworden, als zu Anfang ihrem eigenen. Brauerei und Landwirthschaft stand in blühendem Gedeihen; aber wie sich sein zeitlicher Besitz überreichlich gemehrt, war allmälich in Karl, dem nüchternen Mann der Arbeit und des Erwerbs, das Bedürfniß nach Verwandtenliebe, nach Familienfreude und häuslichem Glück erwacht; er freute sich seiner Neffen und Nichten wie eigner Kinder und ließ sie gern gewähren, so daß der neue Bau versprach, etwas von der Gemüthlichkeit des alten Amthauses wieder zu gewinnen.

Er wollte nun, da er sich mehr nach Ruhe sehnte, sein Geschäft theilen und heute in feierlichem Akt die Gutsverwaltung seinem Lieblingsneffen Wilhelm, dem ältesten Sohn Minna's übergeben, der zugleich seine Verlobung mit dem jüngsten Töchterlein Onkel Wilhelms und der Tante Friederike feierte. Als zweites Brautpaar schmückte die Familientafel Antonie, Minna's Tochter, mit einem Sohne des ehemaligen Herrn Oberregierungsraths, jetzt Staatsraths von Fürst.

Antonie hatte den langen Saal des Hauses, der sonst nur zum Hopfentrocknen benützt worden, mit Blumen und Laubgewinden zur schönsten Festhalle geschmückt, mit Jubel wurden auf dem Hofe die Ankommenden empfangen, und bald gruppirte

sich an zwei ansehnlichen Tafeln die Familie, die einst in einem so kleinen Schiffchen Raum gefunden.

Zu oberst an der Tafel thronte, wie billig, der Herr Staatsrath, jetzt ein alter Herr, im Gehen etwas beschwerlich keuchend, aber sitzend gar ansehnlich, mit den zwei Ordenskreuzen auf seinem stattlichen Bauch. Er sah äußerst wohlwollend und behäbig drein, was allgemeine Bewunderung und Rührung erregte. Auch erzählte Frau Mathilde, eine recht wohl erhaltene Matrone, ihrem Tischnachbar, dem Onkel Karl, wie ihr Mann, seit er pensionirt sei und Enkel habe, so viel für seine Familie lebe und nun erst die gemüthlichen Seiten seines Wesens offenbare, die man ihm gar nicht ansehe.

Dem Staatsrath zur Rechten, sehr geschmeichelt durch diesen Ehrenplatz, saß Frau Friederike, in einer etwas hoch aufgedonnerten Staatshaube, mit der sie Wilhelm bei der Konfirmation ihres jüngsten Kindes überrascht hatte, und die sie sich durch keine Einwendung ihrer Töchter hatte absprechen lassen, „sie war noch so schön erhalten, und hatte einmal so viel gekostet!“ Mit herzlichem Vergnügen blickte sie auf das junge Paar und vertraute Otto, der bei ihr saß, flüsternd an: wie sie nie geglaubt hätte, daß ein so tüchtiger, brauchbarer Mensch, wie der Wilhelm, von so unpraktischen Eltern herkommen könnte. „Und wenn man sieht, wie gut er den Landbau versteht und die Leute in Ordnung hält, so dächte kein Mensch, daß er daneben die schönsten Verse macht,“ fügte sie mit einigem Wohlgefallen hinzu, „ganz im Geheim, meine Marie hat mir's anvertraut, ich glaube, das einfältige Dinglein freut sich darüber noch mehr als über das Glück, das er durch Karls Gut macht. Aber ich muß der Mine nachsagen, daß sie sich, in spätern Jahren erst, noch über Verhoffen gut gemacht hat; und ihre Kinder sind alle brav: die

Antonie gibt eine ganze Frau, und Staatsraths werden nicht bereuen, daß sie die Heirath zugegeben haben."

Otto hörte diesem Erguß mit großem Vergnügen zu; er war neugebackner Medizinalrath, seine hübsche Frau, Lina, die älteste Tochter Mathildens, hatte er vor zwölf Jahren schon heimgeführt, und Mathilde war sehr erfreut, einen Tochtermann in derselben Würde zu sehen, die ihr Papa selig bekleidet hatte.

Eduard und Emma hatte man zusammen sitzen lassen müssen. Emma hätte man fast jetzt noch für die ältere Schwester ihrer Kinder halten können, sie erröthete über und über, als der Herr Staatsrath sie höchstselbst an jene Wasserfahrt erinnerte, wo sie aus Schüchternheit fast in's Wasser gefallen war.

Minna saß neben Wilhelm und ließ ihre Augen, die schon viel geweint, ausruhen auf den vielen fröhlichen Gesichtern, den alten Freunden und Genossen ihrer jungen Tage, auf den jugendlichen Gestalten, denen die Zukunft angehörte. Sie war frühe gealtert, und ihre eingesunknen Züge trugen kaum mehr eine Spur der früheren Lieblichkeit, aber es lag ein Friede darüber, wie ihn ihre jüngste, fröhlichste Zeit nicht gekannt.

Vertraulich, wie mit einem Bruder, erging sie sich mit Wilhelm in Erinnerung an die Vergangenheit, an den heitern Mädchenfrühling und an die Tage des Irrthums und des schweren Leides, die ihm gefolgt waren. „Gott segne dich, Wilhelm, für jenen Besuch vor sechzehn Jahren und für all deine Worte; mit jenem Tag brach der kurze Sonnenschein unsrer Ehe an. Du hast meinem armen Arwed nie gehuldigt und geschmeichelt wie Andre, die den Dichter nachher verhöhnten, aber du hast das Edle und Gute in ihm gekannt und geweckt, als sein eigen Weib nimmer daran

glaubte. Ach, daß jene Zeit des Friedens und der Liebe, wo wir miteinander und für einander gearbeitet und getragen haben, so kurz war! es war alles zu spät."

„Nicht zu spät," tröstete sie Wilhelm, „du hast den Kampf des Lebens ritterlich aufgenommen, Arweb hat dich gesegnet mit seinem letzten Hauch und du hast deine Kinder gewonnen für ein gesundes, thätiges Leben."

„Ja, Gott sei Dank," lächelte Minna unter Thränen, „wie hätte ich je geglaubt, noch als so reiche und glückliche Mutter hier einzuziehen. Und auch bei Euch hat sich alles so freundlich gefügt, unser Rikchen wird ja ganz poetisch im Glück ihrer Kinder. Meine Antonie hat wahrhaftig etwas vom wirthschaftlichen Geiste der Tante geerbt, sie meistert selbst hie und da ihre Mama ein wenig und gibt ein kapitales Hausmütterchen. Und unsre Kinder sind nun Eines."

Aber drüben an der Jugendtafel ging's so geräuschvoll her, daß man sich nicht lange irgend welchen Reminiszenzen und Betrachtungen hingeben konnte. Da war ein buntes Gemisch, und so oft auch Onkel Eduard das junge Volk in genealogische Ordnung bringen wollte, sie waren immer wieder durcheinander. Da war die Familie des Staatsraths: der Assessor, der Bräutigam Antoniens, Lina, die Frau Medizinalräthin, nebst einigen jungen Sprößlingen (ein Sohn des Regierungsraths hatte leider nach Amerika spedirt werden müssen, allwo er sich aber bereits gefaßt und dem Papa ein Kistchen ächte Havannahs zugesandt hatte), Alfred, der damals bei dem Vater Geld holen gemußt, und zwei stattliche Töchter. Die feinste, lieblichste Blume des Kranzes, aber auch die zarteste, war Klärchen, Minna's jüngste Tochter, in der die jugendliche Anmuth der Mutter wieder aufblühte, vergeistigt durch einen Hauch von der Poesie des Vaters, aber sie schien kaum für die Erde geschaffen. Wil-

helms Familie dagegen war stattlich und kräftig nachgewachsen; Dorchen, die älteste Tochter, zeigte gleich große Talente zur guten Hausfrau wie zur fürsorglichen Tante, aber viel mehr Humor als ihre Mama.

Eduards Aeltester hatte leider die glänzenden Hoffnungen nicht erfüllt, die seine frühen Talente erregt hatten: nach verschiednen vergeblichen Versuchen mit Landexamen ꝛc. hatte ihn endlich sein Vater der ehrsamen Buchbinderzunft einverleibt, als solcher versprach er aber ein ganzer Mann zu werden, überraschte auch die ganze Gesellschaft mit allerliebsten kleinen Fabrikaten seiner geschickten Hand und erfreute Alle mit seinem guten, treuherzigen Wesen.

Die beiden Brautpaare wetteiferten in bräutlicher Glückseligkeit. Der Assessor, der einige Anlage zu der Paschamiene des Papa hatte, wollte doch nicht hinter der zärtlichen Aufmerksamkeit Wilhelms des Zweiten zurückbleiben, und sie wurden von der übrigen Jugend vielfach geneckt.

Es wäre wirklich mühsam, Alle persönlich aufzuführen: es war unter andern noch ein Vikar, ein Referendar, etliche Studenten und ein Apothekerlehrling vorhanden, und da diese Jünglinge und Jungfrauen zu großem Theil aus Pietät wieder die Namen ihrer Tanten und Onkel trugen, da ein Wilhelm, Eduard und Otto, eine junge Minna, Emma, Mathilde und Frieda unter ihnen war, so gab das ein so fröhliches Durcheinander, so drollige Verwechslungen zwischen Jungen und Alten, daß man nimmer wußte, wo einem der Kopf stand, und zuletzt nur noch der Staatsrath wie ein ‚Meerfels unbewegt‘ in dem lustigen Getriebe sitzen blieb.

Onkel Karl rief zur Ordnung und hielt eine Rede, die in ihrer Art recht schön war, nur blieb er etlichemale darin stecken, und Onkel Wilhelm mußte mit seiner ernstesten Pfarrmiene die kichernde Jugend im Zaum halten. Dann aber

ließ Onkel Karl zu Friederikens gelindem Entsetzen Champagner springen zum ersten Toast: das alte Amthaus! hoch! Nun aber brach ein frohes Getümmel los, gegen das der frühere Lärm nur Aeolsharfenlaut gewesen. Mit der Familie des Staatsraths, die theilweise den andern noch etwas fern gestanden, wurde allgemeines Schmollis getrunken, Eduards Buchbinder stieß klingend an mit den sehr eleganten jüngsten Töchtern Mathildens, und Friederike fiel nicht in Ohnmacht, als ihr Jüngster, der Mediziner, dem Staatsrath mit gefülltem Champagnerkelch ein Schmollis anbot, in das dieser gutwillig einging und auf die übliche Formel: „Sei mein Freund und leih' mir ein Dubel!“ einen wirklichen Sechsbätzner herauszog.

Der Staatsrath brachte der Wasserfahrt ein Hoch aus, und ein Toast folgte dem andern, niemand wußte mehr, was und wen er leben ließ, und die Dienerschaft blieb mit offenen Mäulern unter der Thüre stehen, zweifelhaft, ob nicht sämmtliche Herrschaften toll geworden.

Endlich legte sich das Getümmel ein wenig, auch den Wildesten that Stille wohl und die ernstere Miene, mit der Onkel Wilhelm sich erhob und um Gehör bat, wenn er nach den fröhlichen Sprüchen seine Gefühle in die Worte eines Liedes zusammenfasse, begegnete keinem Kichern mehr. So schloß er denn die heitre Tafel mit den alten Liedesworten:

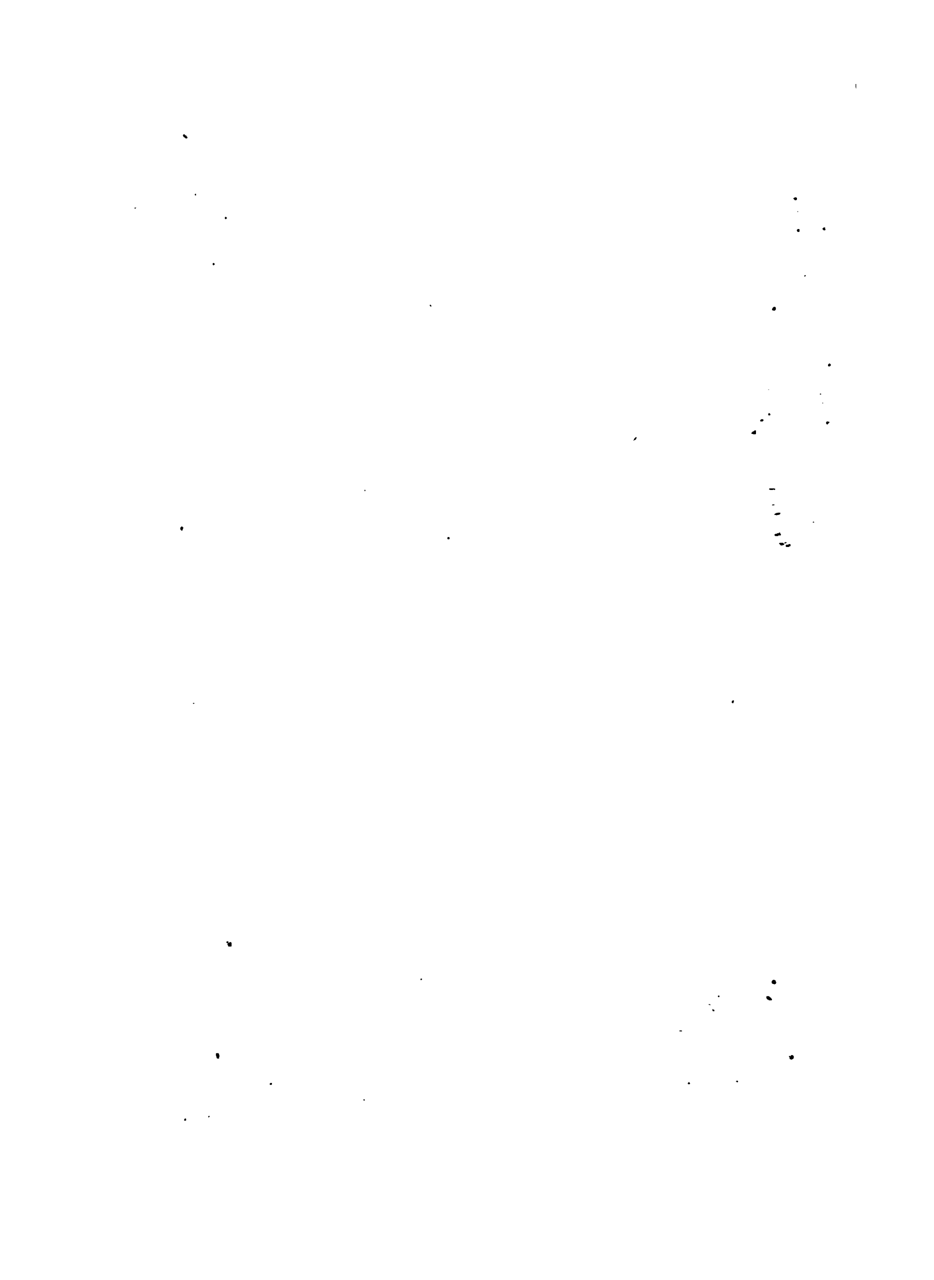
Oft denkt der Mensch in seinem Muth,
Dies oder jenes sei ihm gut,
Und ist doch weit gefehlet;
Oft sieht er auch für schädlich an
Was ihm dein Rath erwählet.

Gott aber geht gerade fort
Auf seinen weisen Wegen,
Er geht und bringt uns an den Ort,
Da Wind und Sturm sich legen.
Hernachmals, wenn das Werk geschehn,
Kann erst der Mensch mit Augen sehn,
Was der so ihn regieret,
In seinem Rath geführet.

Die Gläser hatten ausgeklungen, die Thräne im Auge der Aeltern und Ernstern paßte besser als Champagnerschaum zu diesem Toast; die Tafel war aufgehoben und Jung und Alt zog paarweise in fröhlichem Zuge in den Garten.



Die Verschmähte.



„Die Liebe sucht nicht das Ihre." Kor. 13.

Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
So wollt' ich mich anstatt des Kranzes schmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
Mit sanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken.
Rückert.

Die kleine Luise.

Wenn junge Fräulein aus der Stadt, die das Pfarrleben nur aus Voß's Luise und aus ihren eigenen Illusionen kannten, hie und da einen Nachmittagsspaziergang in das Pfarrhaus zu W. machten, wenn sie in der Gartenlaube Kaffee tranken und frische Butter genoßen, so fühlten sie sich so recht durchdrungen vom Frieden des Landlebens und priesen Luise, das Pfarrtöchterlein glücklich, daß sie immer an diesem freundlichen Aufenthalt, dem Staub und Gezänk der Städte fern, verweilen durfte. Luise sah sie dann wohl etwas verwundert aus ihren freundlichen Augen an, und besann sich, ob wohl diesen jungen Mädchen, die nur für ihre Ausbildung und für ihr Vergnügen lebten, der Tausch auch in die Länge gefallen würde. Sie selbst kam sich dann recht undankbar vor, daß sie dies gepriesene Glück bis jetzt nicht höher geschätzt hatte, und griff noch viel frischer und unverdrossener ihre mannigfaltigen Pflichten an, von denen die Fräuleins wohl gar keine Vorstellung hatten.

Luise war das älteste Kind des Pfarrers und hatte ihre Mutter kaum gekannt. Ihr Vater war so angegriffen worden von dem Tode seiner Frau, daß er es für seine Pflicht hielt, als Hausvater, der sich den Seinen erhalten müsse, soviel als möglich für seine Erholung und Zerstreuung zu thun. Die Aufsicht über den verwaisten Haushalt hatte Jungfer Dore, eine entfernte Verwandte des Pfarrers, übernommen; eine zänkische Person, die Luisen spinnen und stricken lehrte, und der im Uebrigen sie und die zwei kleinen Brüder überall im Wege waren. Die Kinder bemerkten auch oft gar bedenkliche Zustände an ihr, zumal, wenn sie Kellergeschäfte besorgt hatte, sie zogen sich dann scheu in eine Ecke des Zimmers oder des Gartens zurück. Luise machte ihnen Berge von Sand und Nestchen von Heu, oder sie tummelte sich mit ihnen auf dem Rasenplatz des alten Kirchhofes. Die Kinder wurden nicht geplagt, sie hatten nicht Mangel zu leiden, aber der Druck, der auf einer freudlosen Heimath liegt, senkte sich schwer auf ihre junge Seele.

Da kam Tante Jette, eine entfernt wohnende Schwester des Pfarrers, zum Besuch, und entdeckte mit Entsetzen die unordentliche Wirthschaft der Jungfer Dore. „Christian," sagte sie dem Pfarrer mit Entschiedenheit, „es hilft alles nichts, du mußt wieder heirathen, dein Haus und deine Kinder gehn zu Grund." — „Ich glaube es selbst," sagte dieser ergeben, „ich habe lange schon gemerkt, daß es nicht recht im Hause zugeht, und aus lauter Verdruß und Mitleid mit den armen Kindern mochte ich gar nicht mehr daheim bleiben. Wenn du mir ein taugliches Frauenzimmer weißt . . ."

Zunächst wurde Jungfer Dore entlassen, was den Kindern nicht leid that, obgleich sie von der heulenden Zärtlichkeit überrascht waren, mit denen sie sie beim Abschied umarmte. Die Tante blieb vor der Hand da, sie wurden

gründlich gewaschen und bekamen neue Kleider, und bei jeder vorkommenden Unart pflegte die Tante zu seufzen: „aber um Gotteswillen, was wird dazu eine Stiefmutter sagen!"

Eines Tags wurde Haus und Kinder besonders schön geputzt, Gugelhopfen gebacken und der Kaffee viel heller braun, als gewöhnlich geröstet. Die Tante ermahnte die Kinder, sich ordentlich aufzuführen: „es kommen Besuche, da müßt ihr hübsch freundlich und artig sein, und wenn ein Fräulein mit euch redet, so seid nur nicht so dumm schüchtern, ihr dürft auch ein Späßchen machen und zu ihr sagen, „sei du unser Mütterlein," das wird sie freuen, und ich geb' euch dann nachher Kuchen." — „Aber unsere Mutter ist ja todt," meinte Luise; „und Stiefmütter sind bös," sagte der kecke Fritz. — „Schweig, naseweiser Bube," schalt die Tante, „ihr dürft ja froh sein, wenn der Vater wieder eine brave Mutter für euch bringt! Theodor ist gewiß artig und kann ganz nett Mutter sagen zu dem Fräulein, das bin ich gewiß."

Nun, die Besuche kamen. Es war eine Bekannte der Tante, eine wohlhabende Kaufmannswittwe der nahen Stadt und ihre Tochter, eine sehr stattliche, elegante Dame von etwa achtundzwanzig Jahren. Die Mama sah sich recht gehörig in allen Räumen des Hauses um und ließ sich beim Kaffee von der Tante alle Zehent- und sonstigen Verhältnisse der Pfarrei gründlich auseinander setzen, der Pfarrer unterhielt sich mit der Tochter, die trotz der großen Sicherheit ihres Benehmens doch hier etwas verlegen schien und sich zuletzt zu den Kindern wandte, die von Luisen beaufsichtigt an einem Kindertischchen in der Ecke saßen. „Die Kleine hat schöne, blaue Augen," sagte Fräulein Amalie, als sie Luisens stillem, aufmerksamem Blick begegnete, „und sieht verständig aus;" — „und recht gutmüthig," fügte ihre Mama hinzu. „Das sind alle drei," bestätigte die Tante, „das ist

in unsrer Familie.“ Fritz verstand dunkel die bedeutungsvollen Blicke der Tante, und ihrer Ermahnungen zur Zutraulichkeit eingedenk, zeigte er Amalien sein Bilderbuch und fragte: „gelt, das ist schön.“ — „Ja wohl, ihr habt viel schöne Sachen,“ sagte Amalie. „So bleib du eben da, und sei unser Mutterlein,“ stieß Theodor ziemlich apropos heraus und blickte dann triumphirend nach der Tante und nach dem Kuchen. Amalie wurde roth, Tante und Mama stießen sich an: „wie wunderbar,“ meinte die letztere. — „Sichtbar Gottes Finger,“ sagte die Tante.

Nun wurde noch ein Spaziergang durch den Garten gemacht, bei dem die Kinder entbehrlich waren; Theodor rühmte sich sehr seiner Heldenthat und Fritz sah etwas neidisch auf das größere Stück Kuchen, das er zum Lohn dafür erhalten, Luise aber machte sich in ihrem fünfjährigen Köpfchen ihre eignen stillen Gedanken.

Nicht gar lange nach diesem Besuche wurden wieder festliche Anstalten im Pfarrhaus getroffen, nicht nur Gugelhopfen, sogar Biskuit und Zimmtsterne gebacken. Das Fräulein kam wieder, viel schöner geputzt als damals, und der Pfarrer stellte sie den Kindern als seine Braut und ihre künftige Mutter vor. Sie brachte Luisen, die seither noch Trauer um die Mutter getragen hatte, ein Rosakleidchen mit, den Knaben Trommel und Gewehr, und küßte die Kinder; die Tante sagte ihnen, daß es ein großes Glück für sie sei, eine so gute Mutter zu bekommen, und es war Eine Freude und Herrlichkeit.

Als nun bald darauf die Hochzeit gefeiert wurde, als man die alten geweißten Zimmer tapezirte und die neue Mutter mit vielen neuen und schönen Sachen einzog, da ging es der kleinen Luise eigen. Sie mußte viel mehr an die verstorbene Mutter denken als zuvor: wie sie an dem Arbeits-

tischchen am Fenster gesessen, die Kinder auf Schemeln zu ihren Füßen, wie man sie am letzten Tag noch zu ihr gebracht, wo sie so bleich auf ihrem Bett gelegen war, und ihnen nur stumm die Hand gegeben hatte, und wie sie nachher mit dem todten Brüderlein im Arm ganz unter Blumen im Sarge gelegen. Sie konnte darüber mit niemand sprechen, konnte auch nicht sagen, wie es ihr weh that, als man das alte runde Tischchen der Mutter in eine obere Kammer trug und dafür einen eleganten Arbeitstisch mit gedrehten Füßen an's Fenster stellte. Aber sie war ein Kind und freute sich auch wieder wie ein Kind an allem Neuen: an den tapezirten Zimmern, den schönen Möbeln und auch an der neuen Mutter.

Gar zu viel konnten sie nun diese freilich nicht genießen; die junge Frau versicherte den Pfarrer mit angenehmer Heiterkeit, daß sie nicht auf's Land gezogen sei, um daheim einzurosten: da wurden denn kleine Reisen zu Verwandten und zahlreiche Besuche in der Nachbarschaft gemacht und erwidert. Die Kinder hatten gar nichts dagegen, da stets etwas Gutes für sie dabei abfiel, und sie zu Anfang öfters mitgenommen wurden; auch erbaute sich jedermann an der Zärtlichkeit der jungen Stiefmutter für die Kinder, namentlich für Theodor, der gar ein netter Junge war. Mit der Zeit wurde es freilich lästig, die Kinder mitzuschleppen, auch bekam Theodor einen Ausschlag um den Mund, der ihn nicht sehr produzibel machte, so ließ man ihn daheim und die Andern ihm zur Gesellschaft.

So saß denn Luise wieder mit den Brüderlein zusammen, im Grasgarten oder in der Zimmerecke, tröstete den ungeduldigen Theodor, den die Mama nicht mehr gern bei sich hatte, weil ihr sein Aussehen Eckel einflößte, und erzählte den Beiden Geschichtchen, — sie war wie ein kleines Mütterlein mit den Brüdern, noch ehe sie sieben Jahre alt war.

Da kam zu großem Jubel der Kinder ein neues Schwe-

sterchen zum Vorschein. Die Wärterin aus der Stadt, die angekommen war, ließ die kleinen Bursche aber nicht in's Wochenzimmer, nur Luise durfte dableiben, das Schwesterlein wiegen, der Mutter die Fliegen wehren, die kleinen Hemdchen vom Trockenplatz holen, — sie machte sich gar brauchbar, die kleine Luise, aber die Brüder seufzten unaufhörlich nach ihr und kamen in sehr verwilderten Zustand.

Die Mama war wieder auf und pflegte ihrer Erholung, Luise führte das Kind im Wägelchen im Grasgarten, lachte und sang ihm vor, wenn es weinen wollte, und auch die kleinen Zigeuner von Brüdern ließen sich wieder blicken. Die Mama fand es entsetzlich, daß es auf dem Dorf keine Kleinkinderschule gebe, wo man so unmüßige kleine Bursche aufheben könne. Als nun im nächsten Jahr der Abwechslung halber ein neues Brüderlein gekommen war, da fand sie es unumgänglich nöthig, die Buben in einem guten Kosthause unterzubringen, wo sie unter beständiger Aufsicht seien. Der Pfarrer meinte, sie seien doch noch gar zu jung, aber die Frau sagte mit großer Bestimmtheit: „ich habe Mutterpflichten für diese Kinder übernommen und muß für ihr Bestes sorgen, auch wo es Opfer kostet. Du siehst, ich lasse Luise nicht von mir und wollte gern das Aeußerste thun, aber Alles ist mir leider nicht möglich, die armen Kleinen haben doch auch einiges Anrecht an mein Mutterherz." Die Frau blickte mit nassen Augen auf die zwei armen Kleinen, die eben von Luise und dem Kindermädchen geschwaigt und gehätschelt wurden und der Pfarrer willigte seufzend ein.

Die Pfarrerin wurde eine wahre Löwin von Mutterliebe für die zwei Knaben, sie ließ Schneider und Nähterinnen kommen, um ihre allerdings sehr verwahrloste Garderobe herzustellen: gesunde, neue Stücke auf Knie und Ellbogen, die den verblichenen Gewändern wieder ihre Jugendschöne vor

Augen stellten; sie ließ sich nicht nehmen, die Knaben selbst zu der Frau Präzeptorin zu bringen, die sie in Kost nehmen sollte, sie gab dieser geplagten Frau, die achtzehn Kostgänger neben sechs eignen Kindern auf mütterlichem Herzen tragen sollte, die allerumständlichste Anweisung, wie der Charakter und die Garderobe ihrer Kinder zu behandeln sei, sie empfahl sie ihr zehnfach zu bester Aufsicht und Pflege, und wurde über ihre eigene Muttertreue so gerührt, daß sie Thränen vergoß. Dem Pfarrer wurde das Herz gar schwer, als er die armen kleinen Bursche in fremdem Hause zurücklassen mußte, aber seine Frau theilte ihm auf dem Heimwege noch so viele und gründliche Beweise von ihrer mütterlichen Fürsorge für die Knaben mit, daß es seine eigne Schuld war, wenn er nicht gehörig glücklich und dankbar wurde.

Luise war daheim geblieben, mit der Kindsmagd, bei den kleinen Geschwistern; sie lehrte gerade Gabrielchen gehen und hatte unbeschreibliche Freude an ihr, aber das Kissen des kleinen Bruno, in das sie ihr Köpfchen barg, wurde naß von den vielen heißen Thränen, die sie den Brüdern nachweinte.

Es brauchte nicht viele Jahre, bis auch diese Lücke im Pfarrhaus wieder ausgefüllt wurde, das Mittelalter und die Römer- und Griechenzeit mußten Namen für den jungen Nachwuchs liefern: eine Kornelia, Adelgunde und Thorilde, ein Bruno, Arthur und Thuisko füllten allmählich alle Räume des Pfarrhauses, und es gab kaum in den Ferien und bei den jeweiligen Tauffesten mehr Raum für Fritz und Theodor, die sich mit der neuen Bevölkerung gar nicht mehr zurecht fanden, und wenn sie einmal wieder zum Besuch nach Hause kamen, Luisen beim Eintritt am Aermel zupften und leise fragten: „du, ist wieder Eins da?“

Die große Luise.

Luise, die wußte Bescheid unter der neuen Geschwisterschaar, die kleine Luise, die allmählig groß geworden war, sie wußte nicht wie; und die Geschwister alle kannten Luise und riefen Luise und plagten Luise viel mehr als die Mutter, die, „obgleich sie am Liebsten immer daheim geblieben wäre,‘ es doch um ihrer Kinder willen für heilige Pflicht hielt, sich nicht verrosten zu lassen, und darum häufig kleinere Ausflüge und größere Reisen machte.

Der Vater hatte seine Herzensfreude an Luise, und oft traten ihm Thränen in die Augen, wenn er so das kleine Mütterchen unter den Geschwistern sah, wie sie das Kleinste auf dem Arm hielt, dem Größern Steinchen zum Spielen gab, dem Andern erzählte, für die fernen Brüder sorgte und dachte, und Keines vergaß, als sich selbst. Ueber ihre Erziehung war er nicht so ganz beruhigt. Es hatte so schwer gehalten, ihr nur zum regelmäßigen Besuche der Dorfschule zu verhelfen, und seit sie konfirmirt worden, war gar nichts mehr für ihre Ausbildung geschehen. Er hatte einigemal die Absicht, sie in eine auswärtige Bildungsanstalt zu bringen, oder ihr wenigstens Musikunterricht bei dem Dorfschullehrer geben zu lassen, aber seine Frau bewies ihm in einer schönen Rede, wie die häusliche Wirksamkeit Luisens eigenthümliches Element und allein ihrem Charakter angemessen sei; was den Musikunterricht betreffe, so müsse das ein rechter sein oder gar keiner; — es war kein großer Zweifel hier, daß für das letztere entschieden wurde. Man hatte sie zu der alten Nähterin gesetzt, die als stehender Gast im Pfarrhause das Weißzeug der Kinder im Stand halten mußte, und sie war ohne besondere Anleitung allmählich von den

geringsten bis zu den feinsten Nähtereien aufgestiegen; je blöder die Augen der alten Kathrine wurden, und je gröber ihre Stiche, desto feiner und geschickter lernte Luise ihre Nadel führen. Ebenso hatte sie der Schneiderin, die die Mutter aus der Stadt kommen ließ, ihre Geheimnisse abgelernt, und sie betrachtete mit gerechtem Stolz die Schwesterlein, deren zierliche Kleidung ihr Werk war, denen zu lieb sie sogar alle Eitelkeit der Putzladen studirte, — wenn sie je einmal zur Stadt kam, — um die dort gesehenen Herrlichkeiten auf wohlfeile Weise nachzuahmen.

Um aber doch auch für die geistige Bildung der Stieftochter zu sorgen, ordnete die Pfarrerin an, daß Nachts, wenn endlich die Gabrielen, Adelgunden, Thuisko's und so weiter zur Ruhe gebracht waren, bildende Werke vorgelesen wurden. Es war recht schön, aber die gute Luise, die seit ihrem elften Jahr nicht mehr wußte, was ungestörte Nachtruhe sei, war meist so müde, daß sie bald fest eingeschlafen war und selbst bei den klassischen Stellen nicht erwachte.

„Du siehst das gute Kind," sagte die Pfarrerin mitleidig lächelnd, „wie lächerlich wäre es, ihr eine Bildung aufzudrängen, für die sie nicht Sinn und Bedürfniß hat! Ich habe es immer für die erste Mutterpflicht gehalten, jedes Kind nach seiner Individualität zu behandeln. „Luise, meine Liebe!" rief sie mit erhobener Stimme, „ich glaube, du wolltest noch den Buttertaig auf morgen rüsten?" Luise erhob sich eilig und beschämt von ihrem Schläfchen und machte sich emsig an die Arbeit. „Siehst du?" sagte die Mutter leise und triumphirend zu dem Mann, „so etwas erhält sie munter, das ist nach ihrem Sinn!" Die Mama las für sich in dem bildenden Werke, bis sie, erbaut über sich selbst und ihre individuelle Erziehungsweise zur Ruhe ging, während Luise noch bis tief in die Nacht emsig waltete im Hause,

und sich dann neben die kleine, schreiende Thorilde legte, um sie zur Ruhe zu bringen.

Man bewunderte allgemein, wie gut sich die Pfarrerin konservirte, wie sie immer noch Zeit und Frische für den geselligen Verkehr behielt. Auch wurde das gute Verhältniß zu der Stieftochter sehr gerühmt; man hörte hier nichts von Zank und Streit, nichts von unterdrücktem Aerger und Uebelwollen, es ging alles in der größten Freundlichkeit: „liebe Luise, besorge doch den Kaffee; meine Liebe, du wirst dich wohl der Kleinen annehmen müssen ꝛc.,“ und wenn die Pfarrerin eine Landparthie mit ihren Gästen machte, so zog es Luise meist vor, daheim zu bleiben, die Pfarrerin bemerkte dann freundlich gegen ihre Gäste, „man muß sie gewähren lassen, sie ist ganz für den engsten Kreis der Häuslichkeit geschaffen.“

Und recht wohlgefällig nahm sie die Komplimente über die gelungene Erziehung der Stieftochter hin und bemerkte bescheiden: „die Kleine selbst hat es mir wirklich erleichtert und vergilt mir jetzt die Mühe, die es mich gekostet, sie nach ihrer Individualität zu behandeln.“

Und Luise? war sie ein willenloses Opferlamm oder die stille Dulderin eines freudlosen Daseins? Kein's von Beiden. Sie war noch gar nie dazu gekommen, sich ihrer Ansprüche ans Leben bewußt zu werden, sie dachte nur ihrer Pflichten, denen sie nach ihrem demüthigen Sinn so wenig genügte, und bat Gott von einem Tag zum andern um die Kraft, ihr Tagwerk besser vollbringen zu können. Von früher Kindheit an für Andre bemüht, hatte sie fast unbewußt die schwere Kunst gelernt, die Viele durch ein ganzes langes Menschenleben nicht lernen, oder nicht lernen wollen, die Kunst, sich selbst zu vergessen. Der beste Panzer gegen die Stacheln fremder Selbstsucht ist ein selbstloses Gemüth. Was Andre als Last von sich wegschoben und auf

ihre Schultern legten, das übernahm sie freudig als Zeichen ehrenden Vertrauens.

Ihr Leben war nicht freudlos; sie freute sich des Gedeihens der Geschwister, ihrer Zuneigung und Anhänglichkeit, besonders der unbeschreiblichen Liebe der ältern Brüder, denen sie immer das Nächste und Liebste auf Erden blieb, sie freute sich des Gartens, der ausschließlich ihrer Sorge übergeben war, ihrer Nelken und Monatrosen; unbewußt freilich, sie schrieb keine Reflexionen darüber in ihr Tagebuch, aber sie empfand den Segen dieser Freude in der ungebrochenen Kraft und Frische, mit der sie ihr mühevolles Tagewerk vollbrachte.

Bruno und Arthur hatten längst das Alter erreicht, in dem Theodor und Fritz das Elternhaus verlassen hatten, die Mutter aber fand, daß es für ihre Individualität besser wäre, sie zu Hause zu behalten, auch hätte es doch des Pfarrers Kasse kaum aufgewendet, für alle Söhne Kostgelder zu bezahlen. Da nun auch für Gabrielens und Kornelias aufkeimende Fähigkeiten der Unterricht des Dorfschullehrers nimmer zureichend befunden wurde, hielt es die Mutter für das Beste, einen Vikar anzunehmen, der den Unterricht der Kinder gemeinsam mit dem Papa übernehme. „Wir haben zu große Opfer für unsre ältern Kinder gebracht,“ sagte sie mit edler Selbstverläugnung, „ich muß suchen, die Erziehung meiner eignen Kinder weniger kostspielig zu bestreiten, ich habe mich immer bestrebt, meine Mutterpflichten zu erfüllen.“ Und sie schwieg wieder mit stiller Rührung über sich selbst.

Der Vikar.

Herr Lehner der Vikar kam, ein junger Mann von kräftiger Gestalt, der Pfarrerin aber viel zu unkultivirt in Kleidung und Aussehen, und fatal durch die Pfeife, deren Rohr nebst Quästchen unter allen Lebensumständen aus seiner Rocktasche hervorsah, wenn sie nicht in seinem Munde dampfte. Aber er war ein guter Prediger, hatte schöne Sprachkenntnisse, eine gutmüthige Weise, die Kinder an sich zu gewöhnen, und war recht frisch und unverdrossen zu den verschiedenen Leistungen, die ihm aufgetragen wurden.

Er war armer Leute Kind, hatte eine entbehrungsvolle, freudenarme Jugend verlebt, und seine ärmliche Heimath, in der leider auch die Armuth zum Zankapfel geworden, stand in grellem Kontrast zu den erwachenden Bedürfnissen äußern Komforts, die unzertrennlich von erweiterter Geistesbildung sind.

Da war es ihm denn unendlich wohl, aus der schmutzigen Schusterstube, aus den kasernenartigen Räumen des Seminars, in ein hübsches, wohleingerichtetes Pfarrhaus zu kommen; und das bescheidne Vikariatsstübchen, das aus einer alten Rumpelkammer hergestellt und mit alten Inventarstücken verschiedener Zeitalter meublirt war, dünkte ihm der Inbegriff von Behaglichkeit.

Die stattliche, schöngeputzte Frau Pfarrerin imponirte ihm ungemein und er war ein gläubiger und bewundernder Zuhörer, als sie ihn ihre Verdienste als Mutter im Allgemeinen und als Stiefmutter in's Besondere, allmählich errathen ließ. Luise, deren schlichte Gestalt neben der ahnsehnlichen wohlkonservirten Mama kaum bemerkt wurde, die zum Mittagessen immer zu spät mit hochgerötheten Wangen aus der Küche kam, und meist keine Suppe mehr und nur noch erkaltetes Ge-

müse fand, die nach dem Abendessen sogleich wieder verschwand, um die kleinern Geschwister zu Bette zu bringen und den größern Gesellschaft zu leisten, wenn sie sich fürchteten, — beachtete er Anfangs kaum. Er kannte sie aus der Mutter Schilderung, die sich freute, einen neuen Zeugen ihrer Vortrefflichkeit zu haben, und die sich mit der Pfeife versöhnte, die den Vikar zu einem so geduldigen Zuhörer machte, als ‚ein gutes einfaches Geschöpf von höchst bescheidenen Gaben, nur für den engsten Kreis der Häuslichkeit geschaffen‘, und er dachte, sie scheine dazu wirklich recht gut und brauchbar.

Nun traf es sich aber, daß es die Frau Pfarrerin um ihrer nun erwachsenen Kinder willen immer mehr für Pflicht hielt, die geselligen Kreise der Nachbarschaft zu besuchen; es gab kleine, allwöchentliche Pfarrkränze in den Häusern, größere allmonatliche in einem Gasthofe der Umgegend, auf dem Jahrmarkt war es unumgänglich nöthig, Einkäufe für's Haus selbst zu machen, die wichtigern freilich mußte man auf der Weihnachtsmesse der Residenz besorgen; — dann war die Frau Dekanin eine sehr artige Frau und höchst empfindlich, wenn man sie nicht oft besuchte; Doktors endlich, vor denen durfte sie sich nimmer sehen lassen, wenn sie nicht bald auf einen Tag zu ihnen kam, und mit Oberamtmanns konnte es die tödtlichste Feindschaft geben, wenn man nicht Gabriele und Adelgunde zu ihrer Alwina und Rosalie brachte! Die gute Frau Pfarrerin erlag fast unter der Last ihrer geselligen Verpflichtungen, und seufzte schwer, so lang ihr Luise Shawl, Hut und Sonnenschirm herbeitrug; wie gern wäre sie heute daheim geblieben!

Luise genoß dieses Glück des Daheimbleibens reichlich. „Es ist jetzt Schade, wenn heute nicht die Wäsche wäre, so hättest du wohl mit können,“ meinte die Mutter, oder hieß es: „willst du nicht auch mit, Luise? ich fürchte aber, Thuisko,

der arme Schelm, läßt dich nicht fort, er ist so eigen, wenn ihm etwas fehlt, und so an dich gewöhnt."

Luise fand das ganz natürlich und ließ sie beruhigt ziehen, sie hatte genug aufzuräumen nach den Abgehenden, es that ihr wohl, wenn es stiller wurde und wenn sie ihre Geschäfte allein besorgen konnte, ohne die beständigen Anweisungen und Bemerkungen, mit denen die Pfarrerin ihre Hausfrauen- und Mutterwürde retten wollte. Auch war es ihr dann nur möglich, ruhig an Einer Arbeit zu bleiben. Da nun auch der Pfarrer meistens seine Frau begleitete, und dem Vikar als Beweis seines Vertrauens Haus und Amt übergab, traf es sich gar manchmal, daß dieser und Luise mit einigen der Kinder allein zu Hause waren. Er fühlte sich in ihrer Gesellschaft viel behaglicher als in der der Frau Pfarrerin; dort wurde er es allmählich müde, beständig den Zuhörer zu machen, der nur hie und da ein Zeichen der Aufmerksamkeit oder ein Murmeln der Anerkennung von sich geben durfte.

Luise hörte ihm zu, wenn er jezuweilen den Nachmittagskaffee mit ihr trank, oder sich mit seiner Pfeife in die Nähe des runden Nähtischchens setzte, das sie für sich in einer bescheidnen Ecke wieder aufgestellt hatte, und es war wunderbar, wie er ihr alles erzählen konnte: seine verkümmerte Kindheit, das Elend und den Unfrieden seines Vaterhauses, die sparsamen Genüsse seiner Studienjahre, — und wenn dann ihre blauen Augen so mit dem Ausdruck tiefer Theilnahme, innigen Verstehens auf ihm ruhten, so fand er, daß sie wirklich recht schön seien, auch ihr Gesicht angenehm, nur etwas zu blühend. Luise, die in Anwesenheit der Mutter fast stumm war, und der sich erst in der Einsamkeit die Zunge löste, wußte nichts zu klagen, sie fand nur Grund zum Dank in ihrer Vergangenheit, aber sie konnte hier zum erstenmal den dämmernden Erinnerungen von ihrer seligen Mutter Worte

geben. Auch Lehner hatte seine Mutter früh verloren, nur ihr sanftes, blasses Gesicht schwebte ihm in dunkler Erinnerung noch vor. Freilich, wenn er dann seiner zänkischen, neidischen Stiefmutter gedachte, wie vielen Grund fand dagegen Luise, ihr Geschick zu preisen: sie hatte nie Härte von der zweiten Mutter erfahren! Lehner hatte so seine eignen Gedanken darüber, wenn ihm allmälich die Augen aufgingen über die Art, wie die Mama die Individualität der Stieftochter benützte, aber er hütete sich, ihren glücklichen Glauben zu stören.

Sehr ungestört blieben freilich solche Mittheilungen nicht, wenn nicht einmal zufällig das ganze Heer auswärts war. Da zupfte einmal Gabriele am Kleid: „Luise, schneid' auch das Puppenkleid!“ Dann kam Bruno: Luise, stich mir ein Heft ein!“ Arthur verlangte eine Schnur zu seinem Drachen und Thorilde hatte ihr Schnupftuch verloren, die Magd wußte nicht, welches Beet sie umschoren sollte, und ein paar Dorfmädchen baten um Blumen zu einer Hochzeitfeier. „Luise!“ „Jungfer Luise!“ tönte es allenthalben und überall.

Und allenthalben und überall gab sie Antwort und Auskunft und Beistand mit unermüdeter Geduld, mit unzerstörbar guter Laune. Wenn der Vikar, wüthend über die endlosen Störungen, eben im Begriff war, wenigstens unter die unmüßige Kinderschaar mit einem kleinen Donnerwetter zu fahren, so sah Luise ihn gutmüthig lachend an und meinte: „nun wollen wir sehen, was es das nächstemal gibt?“ — „Aber, wie können Sie nur geduldig bleiben bei dieser ewigen Plage?“ — „Ei,“ lächelte sie, „es steht nirgends geschrieben, daß es gerade mein Beruf sei, zu nähen und stillzusitzen, ich muß ja froh sein, daß so viele Leute etwas von mir wollen.“

Und Luisens unübertreffliches Talent, die Liebhabereien und Bedürfnisse von jedermann zu errathen! Nur einmal hatte sie bemerkt, daß er den Schnittlauch auf der Suppe

mit dem Löffel etwas bei Seite geschoben, und von diesem Tage an wurde er nimmer auf die Suppe gestreut, sondern besonders auf einem Tellerchen gegeben. Wie sie seinen Geburtstag errathen, blieb ihm ein Räthsel, aber es konnte nicht Zufall sein, daß gerade an diesem Tage lauter Leibgerichte gekocht waren und die Kinder ihm frische Blumen auf's Zimmer brachten. Er hätte dies nun freilich auf Rechnung eines besonderen Interesses für sich schreiben können, aber er hörte zufällig an einem Sonntag Morgen die Hausmagd verwundert fragen: „aber Jungfer Luise, warum ziehn Sie sich nicht in die Kirche an, ich kann ja heut Nachmittag darein gehen?“ Luise erwiederte freundlich: „nein, Christine, heut ist dein Geburtstag, da gehst du in Ruhe zur Kirche, Nachmittag erlaubt die Mutter, daß du deine Eltern besuchst.“ — „Ach du lieber Gott!“ rief die gerührte Magd, „hab ja selbst kaum gewußt, daß mein Geburtstag ist und hat sein Lebtag noch niemand daran gedacht, woher wissen denn Sie's?“ Da hörte denn der geschmeichelte Vikar, daß Luise solche zarte Aufmerksamkeit nicht nur für ihn allein hatte.

So ferne von Absichtlichkeit und Koketterie auch Luisens einfaches Wesen war, ein aufmerksamer Beobachter hätte doch zugeben müssen, daß sie nun Alles, was sie immer gethan, noch viel williger, heitrer, frischer that als zuvor: ein Geist der stillen Freudigkeit beseelte all ihr Thun und Wirken, der dem Werthe ihrer treuen Pflichterfüllung den Reiz der Liebenswürdigkeit beifügte. Das war nicht Gefallsucht, es war wohl kaum schon ein aufkeimendes wärmeres Gefühl für den Vikar, es war zunächst nur die unbewußte Empfindung, daß zum erstenmal ein theilnehmendes Auge auf ihr ruhte, daß ihre kleinen Opfer, ihre emsige Sorge um Andre verstanden und anerkannt wurden, — es war die Sonnenwärme der Sym-

pathie, die all den Blüthen ihrer stillen Seele mit einemmale Duft und Farbe gab.

Und diese selbstlose Luise, die noch nicht wußte und ahnte, woher ihr diese ungewohnte Freudigkeit kam, ertappte sich doch hie und da auf selbstsüchtigen vermeßnen Gedanken, wie sie sie nie zuvor gehegt: Gedanken an eine eigne Heimath, etwas stiller, einfacher vielleicht als ihr Vaterhaus, eine Heimath, in der sie die Herrin war, und die sie nach ihrem Sinn gestalten durfte; an ein Herz sogar, das ihr eigen gehörte, das sich bekümmerte, wenn sie litt, sich freute, wenn sie froh war; aber sie scheute sich, diesen Träumen Gestalt zu geben, und konnte bisweilen, wenn sie einen Augenblick still gesessen, auffahren und mit einer ihr fremden Hast eine Arbeit vornehmen. Auch schlief sie nicht mehr ein, wenn Abends der Vikar vorlas, und der Vater hatte sie zu seinem unaussprechlichen Erstaunen schon in seinem Zimmer ertappt, wie sie eifrig im Konversationslexikon nachschlug, um einigen Lücken ihres Wissens nachzuhelfen.

Der Vikar, eine reelle Natur, hing nicht so lange unbewußten Eindrücken nach. Gar bald, nachdem sich ihm der Gedanke aufgedrängt: „das gäbe eine gute Frau,“ fragte er sich weiter: „warum nicht meine Frau?“ und die Sache schien ihm mit jedem Tag mehr einleuchtend. Freilich, er hatte noch nicht lange die Universität verlassen, und die Aussichten auf Anstellung lagen in weiter Ferne, aber Luise war ja erst neunzehn und konnten sie nicht einen Patronatsdienst erhalten? Er war von Hause aus arm und Luise nicht reich; aber er hatte ja oft gehört, daß eine häusliche Frau ein Kapital sei, und wer konnte häuslicher sein, als Luise? Auch schien ihm ein Einkommen von dreihundert oder gar fünfhundert Gulden eine gar schöne Sache, und er wußte noch

nicht recht, wie man es nur angreifen sollte, das aufzubrauchen. Luisen allein konnte er ohne Erröthen in sein armes Vaterhaus führen; — kurz, er fand immer mehr, daß Luise die einzig mögliche Frau für ihn auf der Erde sei, und er beschloß, einmal die wichtige Frage bei ihr zu wagen.

Aber das war nicht so leicht gethan; und was konnte er ihr bieten, um ein Jawort zu hoffen? Ein solches Kleinod von einem Mädchen, die brauchte nicht zehn Jahre lang auf einen armen Vikar zu warten, der reiche Pfarrer von Lengsfeld, ein Wittwer mit nur zwei Kindern, hatte sich gegen ihn selbst schon höchst beifällig über „dieses höchst brauchbare, thätige Frauenzimmer" ausgesprochen, sogar der Oberamtsrichter, der zur Indignation der ganzen Umgegend noch ledig war, hatte nach einem längern Besuch im Pfarrhaus geäußert: „er glaube mit einer so anspruchslosen, aufmerksamen Person wäre man am Ende für alte und kranke Tage besser berathen, als mit einer glänzenden Parthie." Wie viel brillantere Aussichten für Luise!

Wenn er nur gewiß gewußt hätte, ob sie ihn ein wenig lieb habe! gut und freundlich und aufmerksam war sie gegen jedermann, er mußte noch ein besonderes Zeichen abwarten.

Verlobung.

Es war ein schwüler Tag im Mai, als er zu einer Krankenkommunion auf das ziemlich entlegene Filial gehen mußte. Luise hatte ihm durch Bruno einen Regenschirm nachgeschickt, da gewiß ein Gewitter komme, aber mit männlichem Muthe hatte er den Schirm verschmäht und zurückgeschickt. Dieser Trotz rächte sich; auf dem Heimweg überraschte ihn das Gewitter und furchtbare Regengüsse durchnäßten ihn,

schaudernd vor Frost und Nässe, in der abgekühlten Abendluft eilte er heimwärts, die Pfarrkutsche begegnete ihm; sollte Luise sie ihm entgegenschicken? Ach nein, Herr und Frau Pfarrerin waren ja in der Stadt bei dem Abschiedsschmaus eines abziehenden Beamten, denen galt die Kutsche, nicht ihm. Endlich erreichte er das Haus, — keine freundliche Seele, die ihn empfangen hätte! Luise hatte wohl genug zu thun gehabt, bis sie Shawl und Tücher in den Wagen gerichtet, und mußte jetzt für die heimkehrenden Eltern sorgen. Etwas verstimmt und verbittert stieg er in sein Stübchen. Da war ihm als ob auf dem dunklen Gang eine Gestalt an ihm vorbei die Treppe hinabschlüpfte, er erkannte sie nicht. Er trat in's Stübchen, dessen Fenster er offen gelassen hatte; sie waren sorgfältig verschlossen, die Bücher weggeräumt, die vom einschlagenden Regen hätten naß werden können, auf dem Tischchen an seinem Bette dampfte einladend ein duftender Thee. Nun, das war ja prächtig. Er eilte, sich unter die Decke zu stecken, das Bett war angenehm durchwärmt: eine Wärmpfanne! Nein, das war gar zu rührend, daran zu denken! Kaum konnte er vor Rührung den Thee trinken, erwärmt an Seele und Leib schlief er unter den angenehmsten Empfindungen ein. Die Bettpfanne leuchtete noch in seinen Träumen als aufgehende Morgensonne seines Glücks.

Er mußte noch gewiß sein, ob er diese zarte Fürsorge auch wirklich Luisen verdanke. Als sie am folgenden Tag endlich zu Tische kam, lenkte er die Rede auf das gestrige Gewitter: „Sie sind auch naß geworden, Herr Vikar?“ fragte der Pfarrer. „So ziemlich,“ entgegnete er; „aber ich habe mich herrlich erholt, ich trank köstlichen Thee und wurde durch die sorglichste Aufmerksamkeit überrascht.“ Er wagte, verstohlen nach Luisen hinzusehen, nein, die Röthe! die konnte nicht vom Küchenfeuer kommen.

Er war so hingenommen von seinen eignen Gedanken, daß er kaum des Pfarrers Erwiderung und eine etwas spitze Zwischenrede der Frau vernahm. Noch im Gehen hörte er aber auf der Treppe, wie die Pfarrerin noch in ziemlich scharfem Tone zu Luisen sagte: „ich muß sagen, meine Liebe, daß ich nicht liebe, daß andre Leute über meinen Thee verfügen, auch halte ich für Pflicht, dich aufmerksam zu machen. . . .“ Auf was? verstand er nimmer, da eben die Kinder aus dem Zimmer kamen, aber Nachmittags beim Kaffee sah er Luise, die er noch nie anders als heiter gesehen, mit rothgeweinten Augen, er fand nicht wie sonst seine Tasse am gewohnten Platz und die Fidibusse dabei, sie schenkte schweigend auf einem Nebentischchen ein und verschwand wieder. „Ist Fräulein Luise unwohl?“ fragte er besorgt. „O nein, sie hängt die Kindswasch auf,“ sagte die Mutter kurz. Das arme Kind, sollte sie seinetwillen noch leiden!

In diesen Gedanken gerieth er statt in seine Stube ganz zufällig in den Grasgarten, wo die besagte Kindswäsche aufgehängt wurde. Thuisko und Thorilde saßen im Gras und spielten mit Waschklammern, riefen daneben Schwester Luise jede Minute wieder von der Arbeit ab; die aber war so vertieft in ihr Geschäft und in ihre Gedanken, daß sie den Vikar nicht bemerkte, bis er dicht bei ihr stand. „So fleißig, Fräulein Luise?“ — „Ein wenig,“ sagte sie, ohne ihn anzublicken. „Ich habe Ihnen noch nicht einmal gedankt.“ — „O ich bitte,“ sagte sie, unfähig ihre Thränen zurückzuhalten, „ich habe ja das Nämliche schon für unsre alte Nachbarin gethan, wenn sie naß nach Hause kam.“ — „Also nicht mir zu lieb,“ sagte er traurig, und faßte ihre Hand. Keine Antwort. „Und dürfte ich nie hoffen, eine so treue Fürsorge für mein ganzes Leben zu genießen?“ Abermals keine Antwort, aber ein halber, schüchterner Blick. „Ach, ich weiß wohl, ich kann Ihnen

so wenig bieten, ich bin arm, ohne Familie, allein.“ Jetzt leuchtete Luisens Auge auf und ihr gesenktes Haupt erhob sich, er war arm, er fühlte sich allein, er bedurfte ihrer.

„Ich bin nicht schön, so einfach erzogen, so wenig gebildet,“ sagte sie leise. „Sie sind das allerbeste Mädchen, das ich je gekannt habe, und ein Segen für einen Mann!“ rief feurig der Vikar; es wurden nicht viel Worte mehr gewechselt, aber Blicke, die mehr sagten, — und vielleicht sogar noch mehr als das. Und die Vögel sangen und der Apfelbaum streute seine Blüthen auf die Beiden, die da standen und sich glückselig in die Augen schauten, und Luise fragte sich wie im Traum, womit denn sie solche Seligkeit verdient habe?

„Und nun zum Vater!“ rief Lehner, der sich in diesem Augenblick zu Allem stark fühlte, „und um seinen Segen gebeten!“ — „Ach nein,“ flüsterte Luise, die plötzlich wieder zu der Wirklichkeit erwachte, „wer sollte die Wäsche aufhängen? ich bitte, gehn Sie, wenn man uns so hier sähe?“ Man hatte sie aber gesehen. Das kleine Volk nemlich, das sie in ihrer Seligkeit ganz vergessen hatten, Thorilde die kleine Schwester, war hinauf geeilt und der kleine Thuisko nach gequaddelt, so schnell seine krummen Beinchen erlaubten, und sie hatten verkündet, daß der Herr Vikar Schwester Luise geküßt habe. Das gab große Bewegung in's Haus, und es war ein Glück, daß bald nach dieser entsetzlichen Kunde der Vikar selbst kam und, da er an dem Kichern und Köpfezusammenstrecken der naseweisen kleinen Kreaturen bald merkte, daß sie seine Unthat verrathen, es für's Beste hielt, seine Werbung schnell vorzubringen, so geschickt oder ungeschickt als er konnte.

Der Pfarrer war nicht so sehr überrascht, desto mehr die Pfarrerin, die in Wahrheit nie an eine mögliche Verheirathung Luisens gedacht hatte, sie schien ihr, wie sie sich

ausdrückte, „so ganz zur liebevollen Gehilfin für ihre jüngern Geschwister geschaffen.“ Unter sothanen Umständen war aber nichts zu thun, als den elterlichen Segen zu ertheilen, was der Vater mit tiefer Rührung, die Mama mit viel mütterlichem Anstand that. Es wurde sogar in den nächsten Tagen eine Art von Verlobungsmahl gehalten, wobei Luise nur schmerzlich Fritz und Theodor vermißte, die man natürlich nicht aus der Lehre und aus dem theologischen Seminar berufen konnte. Wer noch nicht wußte, wie groß die Verdienste der Frau Pfarrerin um ihre Stiefkinder seien, der konnte es an diesem Abend recht gründlich erfahren.

Luise lebte noch wie in einem seligen Traum und wußte nicht, wie sie genug ihr demüthiges und dankbares Herz zeigen sollte für all diese unverdiente Liebe und Güte. Sie war nun für eine Weile der Mittelpunkt des Hauses, ihr brachte man Glückwünsche dar, sie mußte mit Besuche machen, um den Bräutigam den Verwandten zu zeigen! Es war ihr eigentlich recht wohl, als die gewandte Mama die Sachen wieder in's alte Geleis gebracht hatte, als ihr vergönnt war, wieder in den Hintergrund zu treten.

Es blieb alles wie zuvor, sie blieb zu Haus, sie kochte, nähte, flickte, besorgte Haus und Geschwister, und doch wie so viel anders! was für ein goldener Hauch lag auf dieser Alltagswelt, wie fühlte sie bis zum innersten Herzensgrund das Auge, das mit Liebe und Beifall ihren Schritten folgte. Sie meinte gar nicht genug thun zu können, um zu zeigen, daß sie nicht übermüthig sei in ihrem Glück, und um der Heimath, der sie nun doch nicht mehr so ganz eigen gehörte, noch alle ihre Liebe und Treue zuzuwenden. Die Mutter hätte gar nicht nöthig gehabt, so oft ihre Zuversicht auszu-

drücken, daß Luise ihre kindlichen Pflichten nicht versäumen und die Opfer ihrer Eltern nicht mit Undank vergelten werde. Ein halbes Stündchen im Garten verplaudert, ein kleiner Abendspaziergang, ein verstohlener Gruß und Blick beim Begegnen den Tag über, ein Händedruck unter dem Tisch, das waren alle bräutlichen Genüsse, die sie sich gestatten durften, aber für Luisens genügsames Herz war es eine Welt von Seligkeit.

Und die Zukunftspläne, die goldnen Träume, mit denen sie die Nachtstunden kürzte, in denen sie noch feinen Flachs zu ihrer Aussteuer spann! Ein eignes Pfarrhaus mit einem Blumengärtchen vor den Fenstern, wo sie allein, ganz allein für den geliebten Mann leben und sorgen, wo sie frei und ungehemmt als Mutter einer Gemeinde sein schönes Amt theilen durfte, — sie malte sich die Abende, wo sie ihn im traulichen, warmen Stübchen empfangen würde, Schlafrock und Pantoffeln am warmen Ofen bereit, und sein Pfeifchen angezündet, die Gänge an seiner Seite durch's Dorf, die stillen Stunden, wo er ihrer Unwissenheit freundlich nachhelfen würde, — o ein Leben voll Frieden und Freude. Die Einrichtung des Pfarrhauses besprachen sie zusammen; es mußte freilich alles viel einfacher werden als im elterlichen Haus, dem die Stiefmutter einen städtischen Anstrich gegeben hatte, und wo beim Eintritt ungewiß war, ob man in ein Porzellan- und Glaswaarenlager oder in eine Pfarrstube trete, aber doch recht traulich, recht hübsch. Gardinen hielt der Vikar für unnöthig wegen des Rauchens, aber darauf bestand Luise: „das ist so gemüthlich, ich will sie schon oft genug waschen.“ Dafür bildete sich aber der Vikar große Stücke ein auf einen Doktor Luther, den er als künftige Wandverzierung bereits erworben hatte, er hatte noch Plane auf eine Katharina von Bora und eine mater amabilis; er hielt es

für sehr nöthig, etwas in Kunstwerken aufzuwenden, da an Tapeten natürlich nicht zu denken war.

Wann diese rosigen Plane in's Leben treten sollten, das war freilich noch nicht abzusehen, und „die weite Aussicht" war das einzige Bedenken aller Bekannten gegen diese Verbindung, aber die Jugend ist hoffnungsreich, und ein Patronatsdienst blieb stets der letzte Rettungsanker.

So bescheiden auch das Paar seines bräutlichen Glückes genoß, so fanden es die Eltern doch in die Länge nicht passend, daß der Bräutigam Hausgenosse blieb. Die Mutter meinte, Luise könne sich ungestörter auf ihre häuslichen Pflichten vorbereiten, wenn er entfernt sei, und Luise fügte sich willig in die Trennung, war doch das Dorf, wo der Vikar eine andre Stelle bekam, kaum drei Stunden entfernt.

Da kam er denn manch liebes Mal zum Besuch herüber, und es war ein neues Glück für Luise, wenn sie ihn von ihrem Fenster aus weit über's Feld her schreiten sah, oder wenn er sie unvermuthet bei einer häuslichen Arbeit überraschte. Und wenn sie ihn Abends begleiten durfte bis zu dem Weidengebüsch, und sie dann noch still beisammen saßen, alles so ruhig umher und so friedevoll, und von der Zeit sprachen, wo sie nicht mehr Abschied nehmen dürften, gar nicht mehr, — o, das Alles war auch so schön und gut!

Die Mutter hielt es für unnöthig und nicht passend, daß Luise mit Lehner die arme Hütte seines Vaters besuchte: „man könnte ja die Leute herkommen lassen," aber Luise ließ sich nicht davon abhalten.

Eine traurige Heimath! sie meinte dem Geliebten mit zehnfältiger Liebe einbringen zu müssen, was er hier so lange entbehrt, — die keifende Stiefmutter war todt, der Schuster

leidend und elend, ein kümmerlicher Knabe und ein verwahrlostes Mädchen, alles verdorben, vernachläßigt, trübselig.

Luise kam in die düstre Hütte wie der Sonnenschein, aber nicht wie ein greller, der das Elend erst deutlich zeigt, nur wie ein mildes Frühlicht. So natürlich, so einfach gab sie den Geschwistern die Hand, setzte sich zu dem Vater und ließ sich seine Leiden erzählen, so bescheiden ertheilte sie der Schwester guten Rath, wie sie des Vaters Leiden erleichtern könne, und ermuthigte den Bruder, den Betrieb des vernachläßigten Handwerks doch zu versuchen. Lehner selbst erschien seine Heimath und Kindespflicht wieder in ganz anderem Lichte, und hätte er Luise nie geliebt, er hätte sie jetzt lieb gewinnen müssen. Zu den Zukunftsplanen gehörte von nun an auch ein Oberstübchen für den alten Vater: „du wirst sehen," sagte Luise heiter, „er erholt sich bei uns wieder so weit, daß er selbst unsern Hausbedarf verfertigt, damit ersparen wir sehr viel, Schuhe sind auf dem Lande eine große Ausgabe! und Katherine nehmen wir natürlich auch zu uns, dann brauche ich keine Magd, wir arbeiten dann alles zusammen, es soll ihr gewiß nicht schwer werden. Der Christian, der muß natürlich hinaus, um was Rechtes zu lernen, wenn er ein wenig erstarkt ist; ich denke, der arme Junge hält sich gewiß gut, wenn er weiß, daß er eine freundliche Heimath hat, wo man für ihn sorgt."

Daheim wagte Luise zum erstenmal, den Vater um ein kleines Taschengeld zu bitten, und sie fand von nun an immer Mittel und Wege, den kranken Vater oder die Katherine mit einer kleinen Gabe zu erfreuen.

Hoffen und Harren.

Der Pfarrer in der Nähe starb und Lehner kam in eine entlegenere Gegend, die Besuche wurden gar selten, aber dafür kamen Briefe: wieder eine neue und ganz unerhörte Glückseligkeit für Luisen, die noch nie einen Briefwechsel angeknüpft hatte. Ursel, die alte Bötin, mit ihrer ungeheuren Ledertasche war ihr nun die holdseligste Erscheinung von der Welt; es wurde ihr manchmal möglich, in lauen Sommernächten aus dem Haus zu schlüpfen und über den alten Kirchhof hinaus der Ursel entgegen zu gehen, wenn sie von der Stadt kam. Wenn diese dann mit gutmüthigem Brummen: „wurd et so pressiera" den gewünschten Brief fand, mit welchem innern Jubel schob ihn dann Luise in's Täschchen und flog nach Haus und stahl sich in das Stübchen, das sie mit den Kleinen theilte, und küßte diese in ihrer Herzensfreude und las bei dem Sparlicht, das ihr gestattet war, die geliebten Zeilen!

Ihr selbst, die just keine geübte Briefstellerin war, machte es freilich einiges Drangsal, bis sie die Antwort zu Stande gebracht, sie probirte wohl hie und da ein Wort auf der Schiefertafel, bis es orthographisch richtig aussah, oder fragte heimlich Gabriele um Rath, die unter Anleitung eines neu engagirten Hauslehrers gute Fortschritte machte; — aber allmählig lernte sie leichter und freier ihr liebendes Herz im Briefe ausdrücken, und sie war so glücklich, so dankbar für diese neue Freudenquelle.

Die Leinwand war gesponnen und gebleicht, die Mutter hatte auch Luisen auf ihr Bitten von den Leinwandvorräthen der verstorbenen Mutter übergeben, obgleich sie es für höchst vorzeitig hielt, und Luise, die ja so leicht einige Nachtstunden

opfern konnte, seit die kleinen Geschwister ruhig schliefen, sah mit stiller Freude ihren kleinen Vorrath sich mehren, und überraschte den Bräutigam bei seinen seltnen Besuchen immer wieder mit neuem Zuwachs.

Lehner hatte ihr einmal den Magisterzettel mitgebracht, das Verzeichniß sämmtlicher Theologen die auf Anstellung warteten, in Reih und Glied nach den Altersklassen aufgeführt, auf dem strich sie gar pünktlich die Angestellten aus und zählte und zählte, wie viele Namen noch vor dem lieben Namen stünden, der einst der ihrige werden sollte; ach es waren noch viele, gar viele. Luise, die sanfte liebevolle Luise, ertappte sich einst mit Schrecken auf einer gottlosen Regung von Freude, als der Vater bei Lesung der Zeitung ausrief: „was? drei Pfarrer gestorben!" Für minder gottlos hielt sie den dringenden Wunsch, daß einige alte Pfarrherrn ihrer Bekanntschaft sich doch zur Ruhe setzen möchten.

Es verging ein Jahr um's andre, Lehner zog Land auf und ab, wenn irgend wo ein Patronats- oder Gemeindedienst erledigt wurde, — immer vergeblich. Alte Pfarrer, gleichfalls längst Verlobte, ehemalige Hofmeister des Gutsherrn, gewandte, elegante, junge Leute in Glacés, liefen ihm den Rang ab; immer kleinlauter kehrte er von solch vergeblichen Feldzügen zurück, immer aber fand er Luisen troftvoll und hoffnungsreich.

Gabriele und Kornelie, ein paar schnippische, gewandte Backfische, waren in eine Pension gebracht worden, „aus mütterlicher Fürsorge für Luise," wie die Frau Pfarrerin ihren Freunden im Vertrauen sagte, „damit ihre aufblühende Schönheit nicht Luisens verblühendes Aussehen zu sehr hervorhebe. Theodor war Vikar beim Vater und Fritz als Kaufmanns-

kommis auf Reisen, Bruno auf der Universität, Arthur im Gymnasium, — Luise saß noch immer am runden Tischchen und nähte an der Aussteuer, wenn eben nichts für Mama und Schwestern und Brüder zu arbeiten war, und sah auf den Weg, den die alte Bötin heraufkommen mußte. Sie flog ihr nicht mehr nächtlicher Weile entgegen, wäre auch gar manchmal vergeblich gegangen, denn wenn nicht eben eine Meldung im Gang war, so wußte August nicht viel zu schreiben: „weißt, es bleibt ja beim Alten bei uns," meinte er, „du weißt schon lange Alles, was ich dir schreiben könnte." Ach, sie hätte es so gar gern noch einmal gelesen, — doch blieb sie guten Muthes und unverdrossen.

Gabriele und Kornelie kehrten aus der Pension zurück mit feiner Bildung und neuen Stickmustern und machten Furore in der Nachbarstadt, es dauerte nicht lange, so war Gabriele die Braut des jungen praktischen Arztes daselbst mit Anwartschaft auf die Oberamtsarztstelle, Luise half das Haus bekränzen zur Verlobungsfeier und kochte das Festmahl; was von ihren verfertigten Aussteuervorräthen fein und tauglich genug erfunden wurde, das nahm man für Gabriele, die bald Hochzeit feiern sollte: „du hast ja Zeit, Luischen, Neues anzufertigen!" Sie lächelte gutmüthig und fing von Neuem an, doch meinte sie von selbst, die Stiche flögen nimmer so rasch wie das erstemal.

Der Pfarrer starb und Luise mußte das Vaterhaus verlassen; den Apfelbaum, unter dem sie sich verlobt, das Fenster, von dem aus sie so manchmal den Bräutigam kommen gesehen, die Stätte ach! wo sie ein Recht hatte, daheim zu sein.

Luise und ihre Brüder bezogen ein höchst bescheidenes Erbtheil, die Stiefmutter aber war durch Erbschaften von Mut-

ter und Tanten sehr wohlhabend. „Ihren Kindern zu lieb, um ihre Erziehung passend zu vollenden," beschloß sie das Opfer zu bringen, in die Residenz zu ziehen, ‚obgleich sie selbst die Stille des Landlebens weit vorzogen hätte.'

„Du bleibst natürlich vor der Hand bei uns," sagte sie gnädig zu Luise, „wir müssen eben sehen, wie wir's mit dem Raum machen; sind freilich jetzt Mädchen genug." Diese fühlte erst bei diesen gutgemeinten Worten mit tiefem Weh, daß sie kein Heimathrecht mehr habe. Doch faßte sie sich bald wieder und meinte, wenn die Mutter erlaube, wollte sie sich nach einer Stelle umsehen, da nun ja Kornelie und Adelgunde erwachsen zu Haus seien. Großmüthig gab dies die Mutter nicht zu, zumal da bei Gabrielen, die längst Hochzeit gefeiert, ein Wochenbett in Aussicht stand, und ein junger Vetter, ein vielgereister, gewandter Kaufmann, Absichten auf die aufblühende Adelgunde zeigte, wo es dann wieder eine Aussteuer zu fertigen gab.

Lehner war in den Tagen der Trauer der Familie treulich und theilnehmend zur Seite gestanden. Es that ihm sehr weh, daß er Luisen jetzt keine Heimath bieten könne, und er meinte, er dürfe nun doch auch beginnen, sich um Staatsdienste zu melden.

Ach, aber der Magisterzettel zeigte noch lange Reihen von Vormännern, und obgleich Luise sich bereit erklärte, ihm auf die rauhe Alp oder selbst auf's öde Hardfeld zu folgen, so war doch selbst bei den bescheidensten Meldungen keine Idee von Hoffnung.

Theodor war nun auswärts Vikar, der Schwager stand ihm gutmüthig mit seiner Erfahrung bei im neuen Amt, Luise freute sich dessen von Herzen: aber als sie einmal, wie Lehner ihre Anwesenheit nicht bemerkte, diesen zum Bruder arglos sagen hörte: „hör, nimm dich doch in Acht, da so

viel Töchter im Haus sind; zu frühe Brautschaften taugen nichts," da zog sich schmerzlich ihr Herz zusammen und ein leiser Stachel blieb in ihrer Seele.

Lehner wurde als Amtsverweser in eine entferntere Gegend berufen, er meldete sich fanatisch und unaufhörlich, fast um jeden aufgehenden Dienst, so daß er beim Konsistorium fast sprüchwörtlich wurde und es bei Sitzungen ein allgemeines Gelächter gab, so oft der Präsident sein Meldungsgesuch mit den plegmatisch ausgesprochenen Worten bei Seite legte: „wird warten können."

Luise pflegte Gabrielen im Wochenbett, nähte Adelgundens Aussteuer und Brautkleid und begleitete sie zum Altar. Bei Gabrielens Hochzeit war sie noch als weißgekleidete Brautjungfer mitgegangen, bei Adelgunde meinte die Mutter, ein dunkles Kleid sei für sie tauglicher.

Der alte Schuster war gestorben, noch eh er das Ruhestübchen im Hause des Sohnes erlebt; Katherine, deren sich Luise, soweit es ihr immer möglich war, treulich angenommen, war in Diensten, und der Christian auf der Wanderschaft. Lehner schrieb mit neuer Hoffnung: die Schwester eines Oberkonsistorialraths, eine Frau geheime Oberfinanzräthin war mit ihrer Tochter, einem kränklichen Fräulein, in das Dorf gekommen, wo er Amtsverweser war, um Landluft und Kuhausdünstung zu genießen, er wurde oft zu den Damen berufen, um dem Fräulein Trost zuzusprechen, vorzulesen ꝛc. Die Frau geheime Oberfinanzräthin war sehr dankbar, sehr gütig und verbindlich gegen ihn und hatte ihm Vorsprache bei ihrem Bruder zugesichert, die Pfarre Kaltennest war frei mit fünfhundert Gulden festem Gehalt und beweglichem Holzeinkommen, da konnte es nicht fehlen. In Luisens Herzen ging's auf wie Sonnenschein; ‚immerhin nach Kaltennest! ich will es schon warm und heimisch machen.'

Scheiden und Meiden.

Es war Luisens Geburtstag. Man hatte eben nicht große Notiz davon genommen, doch hatte sie die Mutter glücklich gemacht durch das Geschenk einer eisernen Herdschaufel und eines Bügeleisens, die sie zufällig in einer Auktion erstanden; das war ihr lieber als Rosenstöcke, waren es doch Vorboten der nahen eignen Heimath! Sie dankte Gott, daß sie indeß nicht entbehrlich gewesen auf der Welt; Gabriele und Adelgunde stritten sich um ihre treue umsichtige Hilfe bei neuen Aussichten auf Mutterfreude.

Kornelia aber vertraute ihr, daß sie vielleicht bald Braut sein würde: der junge Regimentsquartiermeister gehe nicht umsonst so oft am Fenster vorbei: „da gibt's genug für dich zu thun, Luischen, darfst nicht bälder Frau Pfarrerin werden!“ Auch die auswärtigen Brüder richteten alle Wünsche, die sie wegen moderner Hemden, neuer Kravatten 2c. hatten, direkt an Luise. Ein gichtkranker Onkel der Mutter, der selbst von seiner Haushälterin geplagt, nun seinerseits alle Welt plagte, hatte Luisens unübertreffliches Talent der Verträglichkeit entdeckt, und berief sie gar manchmal zu seinem Beistand; nein, sie war nicht überflüssig, aber sie blickte doch mit geduldiger Sehnsucht, mit inniger Freude nach dem nahen Friedensport, der sich ihr in Kaltennest aufthat.

Es war ihr Geburtstag. Mutter und Schwestern waren auf die Messe gegangen, sie war allein. Sie hatte sich Lehners Briefe geholt, neun Geburtstagsbriefe waren darunter, sie las sie durch vom ersten bis zum letzten, ihre Augen hatten etwas gelitten von den langen Nachtarbeiten; zu sehr feinen Nähtereien oder Buchstaben bediente sie sich verstohlener Weise einer Brille, aber Lehner hatte dies nie gesehen. Der

erste Brief war vier Blätter lang, die spätern wurden allmählich kürzer, der Geburtstagsbrief vom vorigen Jahr enthielt nur Eine Seite, „aber um so herzlicher," meinte Luise. Er lautete:

Liebe Luise!

Ich wünsche Dir von Herzen Glück zu Deinem Geburtstag. Du hast ihn nun schon manchesmal allein gefeiert, ich hoffe, den nächsten begehen wir zusammen. Mit der Meldung um Gabelheim oder Steinberg kann es kaum fehlen. Ich hätte Dir so gern auch eine kleine Freude gemacht, aber man kann hier gar nichts haben, und ich weiß wirklich nicht, was Du brauchen kannst. Ich bin so sehr gedrängt von Amtsgeschäften und muß schließen. Wenn es möglich ist, besuche ich Dich in der Heuvakanz; da dies nicht mehr lange ansteht, so erspare ich Alles auf's Mündliche. In treuer Liebe

Dein

Lehner.

So gar herzlich kam er ihr beim Durchlesen nicht mehr vor, „aber er ist doch gut gemeint," tröstete sie sich, „Worte thun's nicht."

Heute war noch kein Brief gekommen und sie lauschte mit klopfendem Herzen, ob die Hausklingel nicht töne. Sie erhob sinnend den Blick; sie sah auf keinen grünen Weg mehr, der ihr den Liebsten oder seine Grüße brachte, aber über die zahllosen Hausdächer und Kamine sah sie im Geiste hinaus auf ein kleines Gärtchen, — ein solches mußte doch selbst in Kaltennest sein! — auf ein Pfarrhaus, wie klein und bescheiden es immer sein möchte; und sie fühlte sich nicht weniger glücklich, wenn auch ruhiger, als an dem ersten Ge-

burtstag, der ihr die warmen mündlichen Wünsche des Geliebten gebracht.

Die Klingel tönte, sie sprang hinaus, dem Briefträger zu öffnen und — fuhr mit einem Freudenschrei zurück; er war es ja selbst, groß und lang, ganz elegant in schwarzem Meldungsfrack, der unverändert jeder Tyrannei der Mode trotzte; sie führte ihn in's Zimmer, sie bewirthete ihn mit allem, was sie hatte, und fand im Vorbeigehen Gelegenheit, die fatale Brille nebst den Briefen im Nähkörbchen zu verstecken. In ihrer Geschäftigkeit merkte sie nicht, wie auffallend still und kühl Lehner war.

„Und wie steht's mit Kaltennest?“ fragte sie endlich schüchtern, als sie an seiner Seite saß.

„Nichts ist's,“ brach August ärgerlich aus, „der Gukenberger hat's! der uralte Kandidat, der schon wegen dummer Streiche suspendirt und abgesetzt und was alles war. ‚Er habe sich gefaßt,‘ meinte der Herr Präsident, ‚da dürfe man ihm den Weg zur Rückkehr nicht verschließen, und er habe eine arme Mutter.‘ Ueberhaupt waren trotz der Empfehlung die Herrn gar nicht gnädig, sie zeigten mir auf dem Magisterzettel, wie viele noch vor mir stehen, machten mir bemerklich, wie unangenehm man sich durch solche unendliche Zudringlichkeit mache und wie ein unverständig eingegangener Brautstand noch kein Recht auf vorzeitige Bedienstung begründe.“ Lehner ging heftig im Zimmer auf und ab, Luise zerdrückte eine Thräne, sie wagte nicht zu sprechen, aus Furcht, sie werde dann in Weinen ausbrechen.

Die Mutter kam mit den Schwestern, sie begrüßte den Herrn Tochtermann und hörte mit Bedauern den Bericht seines Mißlingens, den er ihr in aller Kürze gab. Lehner war auffallend still und zerstreut, Luisens Geburtstage hatte er noch gar nicht erwähnt; er brach Nachmittags bald auf,

er müsse noch den Abend einige Stunden gehen, um am nächsten Morgen nach Hause zu kommen. Luise schickte sich an, ihn zu begleiten, wie sie immer gethan. Sie gingen schweigsam durch den schönen Schloßgarten. Luise, die sich von seinem Schweigen gedrückt fühlte, wollte ihm scherzend erzählen, wie sie einmal beim Eingang in den Garten geweint, weil sie auf dem Anschlag am Thore fälschlich gelesen: „Vikare und Hunde* dürfen nicht in die Anlagen," das sei ihr doch gar zu hart vorgekommen, — aber sie wagte es nicht, als sie in sein finsteres Gesicht gesehen.

Sie setzten sich auf einer abgelegenen Bank, alles stand wunderschön in Grün und Blüthe, geputzte Kinder suchten Veilchen auf dem Rasen, Vögel zwitscherten und sangen, aber Luise konnte sich nicht freuen wie sonst, es war ihr, als hinge eine schwere Wolke über ihr.

„Liebe Luise," begann Lehner, „ich habe noch mit dir zu reden und ich weiß gewiß, daß wir uns verständigen werden." Er fühlte nicht, wie sie zitterte bei diesem Eingang. „Unsre Hoffnung ist auf's Neue fehlgeschlagen und wieder in ungewisse Ferne gerückt: du trittst heute dein einunddreißigstes Jahr an . . ." — „Das dreißigste," warf sie leise ein. — „Nun ja, das dreißigste legst du zurück und trittst das einunddreißigste an," sagte er etwas ärgerlich, — es war diese Jahresrechnung eine schwache Seite von ihm, — „das thut nichts zur Sache. Es thut mir leid, daß ich dich um so manches schöne Jugendjahr mit vergeblichem Warten gebracht. Mit deinen häuslichen Vorzügen könntest du gewiß jetzt noch eine passende Parthie machen, wenn du nicht an mich gebunden wärest. Auch ich könnte ruhiger meinem Beruf vorstehen und eine endliche Entscheidung abwarten, wenn

* Fiacres und Hunde.

ich nicht immer durch den Gedanken gedrückt wäre, daß du an mich gebunden und zu diesem endlosen Warten, diesen zahllosen Enttäuschungen verurtheilt bist. Da halte ich es als redlicher Mann für Pflicht, dir dein Wort zurückzugeben. Ich überlasse es aber gänzlich deiner Ansicht." Er erschrack vor dem Blick voll unsäglichen Weh's, vor dem todtbleichen Angesicht, das Luise langsam zu ihm erhob. „Wenn es dir wehe thut, Luise, wenn du glaubst, ich habe selbstsüchtige Beweggründe," sprach er hastig, „so lassen wir's immerhin beim Alten, ich meine es nicht bös, ich dachte nur, es sei besser für dich und für mich . . ." Da erhob sich Luisens weibliches Gefühl, sie wollte nicht seine Treue und Liebe als eine Gabe des Mitleids annehmen: „Du hast wohl recht," sagte sie sanft und ruhig; „wenn du glaubst, es sei so besser, so thue es in Gottes Namen; — ich wollte es dir selbst vorschlagen," setzte sie leise und zögernd hinzu; es war vielleicht ihre erste Unwahrheit.

„Siehst du?" rief er wieder lebhafter, „so haben wir Einen Gedanken gehabt; es ist freilich sehr schmerzlich, aber wenn wir ruhiger geworden sind, so werden wir beide einsehen, daß es das Beste war. Wir waren eben gar jung und unbesonnen, als wir den Schritt eingingen." — „Du wirst gehen müssen, es wird spät," sagte Luise nach einer langen, stummen Pause, „leb' wohl, Gott behüte dich und segne dich." — „Ich habe wirklich alle Eile," sagte er hastig, „lebe wohl, liebe Luise, und mißverstehe mich nicht." — „Lebe wohl, August," sagte sie wieder, „Gott sei mit dir."

Er ging, kehrte sich aber noch einmal um: „nicht wahr, du glaubst mir gewiß, daß ich es aus Rücksicht für dein Bestes gethan?" Luise nickte mit sanftem Lächeln. „Und," sagte er nochmals zurückkehrend, „wenn ich dir oder den Brüdern einen Freundschaftsdienst thun kann, nicht wahr,

dann zählst du auf mich?“ — „Gewiß,“ sagte sie wieder und gab ihm die Hand.

Er ging, und sagte im Gehen oft und wiederholt vor sich hin: „es war gewiß das Beste, es ist nur, bis es überwunden ist; so ein langes Herumziehen hätte uns Beide noch unter den Boden gebracht.“

Er ging, und mit ihm ging Luisens Freude und Lebensglück, die Liebe und die Hoffnung langer Jahre. Sie blieb sitzen, wo er sie verlassen, lange, lange unbeweglich; sie weinte nicht, sie schluchzte nicht, ihr mattes Auge sah auf den Weg, auf dem er fortgegangen, und nur leise Thränen floßen nieder auf ihre zusammengelegten Hände. Die Sonne sank nieder zwischen den blühenden Bäumen, die Vögel sangen und zwitscherten, süßer Duft stieg aus Blumen und Gesträuchen, die Kinder hüpften heimwärts, geputzte Damen zogen den Hauptweg hinab, junge Mädchen, die sich etwa ein hochwichtiges Geheimniß zu vertrauen hatten, gingen an der einsamen Bank vorüber und sahen mit verstohlener Neugierde auf das schmerzverzogne Gesicht. Nicht eine Seele ahnte, welch kummerschweres Herz unter diesem goldnen Abendhimmel schlug, welch heißer Kampf hier lautlos gekämpft wurde.

Er war gewonnen. Langsam erhob sich Luise, leise, leise sagte sie vor sich die Worte:

Dein' ewig Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder Schade
Dem sterblichen Geblüt.

Und langsam ging sie ihren Weg zurück durch den stiller gewordnen Garten, und niemand, selbst Gott im Himmel nicht, hat eine Klage von ihr gehört.

Männertreue.

Mehr als ein Jahr dauerte es, bis der nun freie Amtsverweser eine Anstellung fand. Der Pfarrverweser hatte lange Zeit sich und dem Konsistorium Ruhe gegönnt von Meldungen. Er ging gern und viel in Gesellschaft, er fühlte sich wirklich leichter und freier, seit er des ewigen Wechsels von Hoffnung und Enttäuschung enthoben war, er sagte sich oft und viel und bewies auch dem jungen Rektor der Nachbarstadt, seinem vertrauten Freunde, der ihm eigentlich zu der Auflösung des Verhältnisses gerathen hatte, daß diese Lösung wirklich das allerbeste und vernünftigste gewesen sei, aber ein leiser Wurm saß doch in seinem Innern, dessen Nagen er zu Zeiten fühlte. „Nun, wenn ich endlich doch einen Dienst bekomme, so kann ich ja immer noch thun, was ich will," war der letzte Trost mit dem er dies Nagen beschwichtigte. Er hörte, es gehe Luisen gut; sie hatte jetzt drei verheirathete Schwestern, bei denen sie sehr gesucht war, „und daheim hat sie's dann auch angenehmer," tröstete er sich, „wenn nicht so viele Mädchen mehr da sind."

Da wurde die Pfarrei Tannhausen erledigt. Einmal wollte er es doch wieder versuchen, er meldete sich, ohne die Sache näher zu betreiben. „Du Glücksvogel!" verkündete ihm der Rektor, nachdem er die Meldung fast vergessen hatte, „nun hast du noch etwas Gutes abgewartet! Das ist ja eine allerliebste Anfangspfarrei, nicht weit von der Residenz, ein ganz neues Haus, prächtiger Garten, kleine Gemeinde, du könntest dir's nicht schöner malen!"

Also endlich! Lehner hatte selbst nicht geglaubt, daß er sich noch freuen könne, am Ziele zu sein. Er ward allgemein beneidet, und der Oberkonsistorialrath, bei dem er sich

dankend einstellte, meinte gnädig lächelnd: „ja, sehen Sie, wir gewähren lieber auf ruhige Bitten, als auf solch unabläßiges Drängen.“

Und nun wäre es ja Zeit gewesen, noch ‚zu thun, was er wollte,‘ und sein altes Wort zu lösen. Luise lebte nicht mehr in der Residenz, sie war mit der Mutter in die Garnisonsstadt gezogen, wohin Karolinens Regimentsquartiermeister versetzt worden war, und lieh von dort aus je nach Bedürfniß den Schwestern, die nun auch noch durch zwei Schwägerinnen vermehrt worden waren, ihren Beistand. Vor dem Rektor durfte er den Gedanken gar nicht laut werden lassen, seine alte Liebe wieder heimzuführen, der erklärte es ohne weitere Motivirung für: „baren Unsinn;“ nur eine lautlose Stimme in seinem Innern führte doch eine andre Sprache als der Rektor.

Aber neben die verblühte Gestalt seiner alternden Braut mit ihren treuen, blauen Augen, ihrem guten hausbacknen Gesicht und ihrer einfachen Gestalt, stellte sich ein andres, jugendliches Bild, das er je und je schon in wachen Träumen gesehen, ein feines Gesichtchen von zarter Röthe angehaucht, geistvolle, dunkle Augen ausdrucksvoll auf ihn geheftet, eine Gestalt voll unnachahmlicher Grazie in all ihren Worten und Bewegungen: das leidende Fräulein, dem er vorgelesen, Adele, die Tochter der Frau Geheimen Oberfinanzräthin.

„Wie einfältig,“ schalt er sich selbst wieder, „die würde wohl einen vierunddreißigjährigen Pfarrer nehmen! und wie würde die auf's Dorf passen?“ Aber dennoch gedachte er wieder und wieder ihres freundlichen, verbindlichen Wesens und der Vorliebe, die sie immer für's Landleben gezeigt hatte.

„Nun, einen Besuch muß ich jedenfalls dort machen,“ beschloß er, „ich glaube doch, daß ich der Mama zum Theil

meine Anstellung zu danken habe, dann kann ich ja immer noch thun was ich will."

Der alte Meldungsfrack that's freilich nimmer zu diesem Besuch, der Kleiderhändler lieferte einen Löwenfrack von glänzendem Schwarz. Mit einigem Herzklopfen zog er die Klingel des stattlichen Hauses, er traf Mutter und Tochter zu Hause, Adelen blühender als sie damals vom Dorfe geschieden war, das Bad im vorigen Sommer hatte ihr so gut gethan. Man gratulirte ihm und freute sich über sein Glück, und als er von seiner bescheidnen Zukunft sprach, da sprach sich Adele mit so vielem Feuer über den Reiz und die Poesie des Landlebens aus, daß ihm ganz warm um's Herz wurde und seine kühnsten Hoffnungen wuchsen.

Die Frau Räthin lud ihn auf den Abend zum Thee; ganz berauscht von dieser Güte, von der aristokratischen Atmosphäre, die Adelen, das liebliche Wesen umgab, brachte er die Zwischenzeit im Schloßgarten zu, aber vermied die Bank, auf der er damals mit Luisen gesessen, er vermied am Ende seine eignen Gedanken, und trieb sich lieber an den Fenstern der Buch- und Kunstläden herum, bis die Theestunde seiner Meinung nach schlug.

Er kam etwas zu früh, die Mutter war noch ausgegangen, Adele allein saß an dem kleinen, zierlich arrangirten Theetisch. Das Gespräch kam wieder auf ihren Landaufenthalt, auf ihre Neigung zur Einfachheit und Stille überhaupt, es wurde immer lebendiger, immer wärmer, — und eh die Beiden wußten wie? hatte Lehner eine kühne Frage gewagt und eine süße Antwort erhalten, und die Mama traf zu ihrer höchsten Ueberraschung bei der Nachhausekunft eine erkaltete Theemaschine und ein seliges Paar.

Das kam ihr sehr unerwartet, sie hatte den gesetzten Pfarramtsverweser für eine ganz ungefährliche Person ge-

halten und andere Erwartungen für ihre junge schöne Tochter gehegt. Nun aber war es geschehen, Adeles romantische Ideen hatten ihre Plane überflügelt, und sie war nicht von Stein, hielt auch am Ende den Sperling in der Hand für sicherer, als einen Fasan auf dem Dache. Sie ertheilte den mütterlichen Segen in sehr herablassender Weise und mit der Voraussetzung, ‚daß Lehner das Opfer, das ihm ihre Tochter bringe, mit der aufmerksamsten Rücksicht für ihr feinbesaitetes Gemüth und ihre zarte Gesundheit vergelten werde.‘

Die Gemeinde des Amtsverwesers mußte sich bis zu seinem Aufzug meist ohne Hirten behelfen, er hatte gar zu oft Geschäfte in der Residenz, auch sollte das neue Pfarrhaus nach Angabe der Schwiegermama durchaus tapeziert und der Garten neu angelegt werden. Sämmtliche Ersparnisse seiner Amtsverweserzeit wurden dafür und für neue Garderobe aufgewandt: er mußte sich doch in der angesehenen Familie anständig präsentiren. Auch wußte die Schwiegermama immer gar viele Kleinigkeiten, womit er der Kleinen Freude machen würde: Obeurs, Figürchen auf ihren Nipptisch, auch einmal eine Uhr, was für eine pünktliche Pfarrerin unumgänglich nöthig sei. Es war ihm immer wie ein Traum, wenn er die eleganten Anstalten für die künftige Einrichtung sah, wenn er neben seiner schönen Braut auf dem weichen Divan saß, oder wenn er mit ihr ausging und ihren zarten Arm mit reichen Spangen geschmückt in dem seinen hielt und das Rascheln ihres seidnen Kleides hörte; — aber in den Schloßgarten ging er nicht gern spazieren.

Ein einsam Herz.

Zehn Jahre waren vergangen seit jenem Abend, wo Luise allein geblieben war im Schloßgarten, — allein auf der Welt. Sie lebte nicht mehr bei der Stiefmutter, die zu einer ihrer jüngern Töchter gezogen war: ein Legat des alten Onkels sicherte ihr eine bescheidene Unabhängigkeit und sie wohnte nun bei Bruder Theodor, der seit einigen Jahren auch in den Hafen einer Pfarrei eingelaufen war.

Also doch in einem Pfarrhaus! Sie war dankbar dafür, und wenn sie auch die Verwaltung von Haus und Garten der rüstigen jungen Schwägerin überlassen mußte, so hatte sie doch im Dorf ihren stillen Wirkungskreis, und der Bruder nannte sie im Scherz den Herrn Unterpfarrer.

Die Zeit und das Leid waren schonend über ihre Züge hingegangen, die Geduld hatte sich nach den schönen Worten des alten Liedes an ihr bewährt:

Als wie ein schönes Licht,
Davon, wer an ihm hanget,
Mit Gottes Hilf erlanget
Ein fröhlich Angesicht.

Sie war nicht erlegen unter der Wucht ihres Leides, und ehe sie angefangen, das Schicksal und den Geliebten ihrer Jugend anzuklagen um die zerstörte Saat ihrer Freuden und Hoffnungen, hatte sie ernste Rechnung gehalten mit ihrem eignen Herzen. Was war es, das ihr jetzt die Stunden so lang und schwer machte, die Gegenwart freudlos und die Zukunft öde? was sie alle Abend wünschen ließ, einzuschlafen und nimmer aufzuwachen? War sie nicht nach wie vor das Kind des ewigen Vaters, dessen Tagewerk sie zu

vollbringen hatte auf Erden, der ihr einen ewigen Trost gegeben hatte und eine selige Hoffnung? Was hatte ihr indessen die Mühe so leicht gemacht und die Arbeit so süß? War es der Aufblick zum Herrn der Erndte oder der Hinblick auf irdische Liebe und irdisches Glück? Sie erkannte die milde Vaterhand, die sie zu sich ziehen wollte, und haderte nicht mehr über den Weg, der sie zum rechten Ziel führen mußte, sie lernte sagen aus tiefstem Herzen:

Du bist's, der, was wir bauen,
Mild über uns zerbricht,
Daß wir den Himmel schauen, —
Darum so klag ich nicht.

Vor acht Jahren, als die Hochzeit Lehners in der Residenz gefeiert wurde, hatte sie eine Freundin dort besucht und in einer verborgenen Ecke der Kirche der Trauung zugesehen.

Sie sah zum erstenmal wieder ihre erste und einzige Liebe, Lehners kräftige männliche Gestalt, und an ihn gelehnt die schlanke zarte Braut in schneeweißen Gewändern, in silbergesticktem Schleier und Myrthenkranz.

Sie blickte ruhig hin zum Altare mit ihren stillen Augen, die Hände gefaltet. Kein innigeres Gebet um Segen für die Vermählten ist zum Himmel gestiegen, als aus ihrer Seele, und Keines aus der Versammlung ist mit ruhigerem friedevollerem Herzen nach Hause gekehrt, als die einsame Luise.

So war sie denn keine schmerzumfloßne Niobe, sie war die alte heitere Luise, fröhlich, gutmüthig und selbstvergessen, dankbar für all die schönen Tage, die sie Gott hatte erleben lassen, die Hilfe aller Hilfsbedürftigen, die liebe, wenn auch oft mißbrauchte Tante der zwei kleinen guten Neffen.

Luise saß auch einmal wieder an dem runden Nähtischchen der seligen Mutter, das ihr mehr zu erzählen hatte als

alle magnetisirten und klopfenden Tische: von den alten Tagen, wo sie als junges Mädchen dies werthe Erbstück glückselig aus der Rumpelkammer geholt, wo später August mit seinem Pfeifchen neben ihr gesessen, wo sie aufblickend ihn hatte von fern durch die Kornfelder schreiten sehen, — wo sie an diesem Tischchen, in den Stunden stiller Arbeit allmählich hatte erkennen lernen, daß Gott Gedanken des Friedens und nicht des Leides über sie gehabt, — o, es war ein kostbares Tischchen, sammt seinem Fachwerk mit Faden und Bändern und alten Knöpfen von verschiedener Gestalt, und der runden Nadelbüchse von Buchsbaum, die ihr August einmal von dem Jahrmarkt mitgebracht!

Der kleine Gustav Adolph, der älteste Sohn und künftige Stammhalter des Geschlechts, kam die Treppe herauf geklettert, „Tante Uis!" rief er, und brachte ihr, stolz über seine Wichtigkeit, einen Brief. Das war eben nichts seltenes. Luise, obgleich auch jetzt noch nicht stark im Briefschreiben, erhielt zu Zeiten Briefe von allen Seiten, je nachdem irgendwo in der Familie eine Krankheit eingekehrt war, eine Kindtaufe, ein Umzug oder eine Reise der Hausfrau bevorstand, und man wußte unten fast gewiß, daß Tante Luise unmittelbar nach Empfang eines Briefs auf den Boden stieg, um ihren alten Lederkoffer hervorzusuchen und auszustäuben, und der Bruder pflegte sie gewöhnlich mit der Frage zu empfangen: „nun, wo ist's diesmal los?" Warum aber bewegte sie dieser Brief in so ganz andrer Weise? warum stieg ihr das Blut in die Wangen, und klopfte ihr Herz und zitterte ihre Hand so heftig, daß sie ihn kaum öffnen konnte. Gustav Adolph, nachdem er vergeblich auf einen Botenlohn oder wenigstens auf Anerkennung von der zerstreuten Tante gewartet, war wieder hinabgeklettert und hatte sie verklagt: „Tante so bös, nix g'eben, nix g'sagt." Etwas beunruhigt

stieg der Bruder hinauf, um nach dem Inhalt des Briefs zu fragen. Luise hatte sich wieder gefaßt und bereits den Lederkoffer auf den Platz geschafft, der Brief lag offen auf dem Tischchen, und sie gab ihn mit tiefem Erröthen dem Bruder zu lesen, während sie sich zu thun machte. Theodor las:

Liebe Luise!

Meine theure Freundin!

Ich habe kein Recht zu diesem Brief und der Bitte, die er enthält, als den Glauben an Ihre selbstvergeßne Güte, die ich einst so vielfach erfahren.

Sie wissen, daß ich seit acht Jahren verheirathet bin. Meine liebe Frau, immer von zarter Gesundheit, ist seit einem halben Jahre ganz bettlägerig, meine Kinder sind ohne Mutter, mein Haus ohne Aufsicht, meine Frau ohne rechte Pflege. Wir haben es vielfach mit bezahlter Hilfe versucht, es geht nicht; und, liebe Luise, ich muß ganz offen gegen Sie sein, es ist auch fast unmöglich für unsere Verhältnisse. Da wage ich denn die Frage an Sie: könnten, wollten Sie uns in dieser äußersten Noth beistehen? Ich frage nicht, ob Sie vergeben haben, aber ich frage, ob Sie so weit vergessen können. O Luise! Leidenszeiten, wie ich sie schon durchlebt, sind strenge Richter vergangner Tage! Doch, ich will hier nichts als meine Bitte aussprechen, meine Frage wiederholen: können, wollen Sie uns beistehen?

Ich will vom künftigen Sonntag an jeden Abend auf der Post zu K. nachsehen, ob Sie nicht da sind: ich kann nicht erwarten, daß Sie kommen, ich wage kaum, es zu hoffen, aber — ich glaube es.

In inniger Hochachtung

August Lehner.

„Und du willst gehen?" fragte heftig der Bruder, „zu dem, der dich um deine Jugend und dein Lebensglück gebracht, und dem du jetzt gut genug bist zur Krankenwärterin und Haushälterin?" — „Ich will gehen zu denen, die meiner bedürfen," sagte Luise sanft, „du weißt ja, wie ich über das Vergangene denke; und wenn er mir je Leides gethan hat, soll ich Gott nicht danken, der mir vergönnt, ihm Liebes zu thun?" Luise blieb fest, trotz dem Widerspruch des Bruders und den Bedenken der Schwägerin, die sie kopfschüttelnd ziehen lassen mußten, mit dem Schlußresultat: „man kann auch gar zu gut sein."

Wiedersehen.

Der Abend dämmerte bereits, als Luise vor dem Posthause zu K. abstieg, wo der Pfarrer von Hochbronn bereits ihrer harrte — das erste Wiedersehen seit jener Trennung. Lehner war es gar beklommen zu Muthe, aber Luise bot ihm freundlich die Hand und sagte treuherzig: „da bin ich denn, und soll mich freuen, wenn ich Euch von Nutzen sein kann." Nachdem sie für Abladung des Koffers gesorgt und ihre enorme Tasche an den Arm gehängt hatte, machte sie sich mit dem Pfarrer auf den Weg und bemühte sich, seine Befangenheit zu zerstreuen: „Ihr seid nicht mehr in Tannhausen?" — „Ach, nein, nach dem Tode meiner Frau Schwiegermutter hätte es Adele zu sehr angegriffen, noch in der Nähe der Residenz zu sein, auch hielt man die Luft nicht für gut, und — meine Ausgaben nöthigten mich, auf einen einträglichern Dienst zu sehen." — „Was fehlt denn eigentlich Ihrer Frau?" Mit dieser Frage Luisens war ein Gesprächsthema angeschlagen, das reichlich vorhielt bis zum

Pfarrhause. Er erzählte, wie Adele immer nervenschwach gewesen, wie es ihr von den Nerven auf's Herz und vom Herzen wieder in die Glieder und von da auf die Brust gezogen sei, wie die Badereisen in den letzten Jahren ihren Zustand nur immer verschlimmert hätten, und wie sie jetzt so über alle Begriffe angegriffen sei, daß die kleinste Aufregung die heftigsten Krämpfe bringen könne, und dazu die Haushaltung, die Gärten, die Kinder mit ihrer Unruhe und unbrauchbare oder eigenwillige Mägde! „O, es ist oft ein Elend, von dem Sie keinen Begriff haben."

„Nun, das wird mit Gottes Hilfe auch wieder besser, wir müssen nur der armen Frau nicht mit häuslichen Sorgen das Herz schwer machen und selbst guten Muth behalten." — „Ach, wenn ich mich zusammennehme und heiter scheine, so sagt sie, ich sei gleichgültig, und klage ich, so weint sie und wünscht sich den Tod! Aber sie ist bei allem dem die beste Frau von der Welt, nur der angegriffene Zustand . . ."

Sie hatten das Haus erreicht. Es war ein schönes stattliches Haus, das Pfarrhaus zu Hochbronn, so im Mondschein gesehen, der die vernachläßigte Umgebung nicht so erkennen ließ wie das Sonnenlicht, und als der Pfarrer die Klingel zog, um die als Fremde einzuführen in sein Haus, die einst so vertrauensvoll ihre Hand in die seine gelegt hatte zum Gang durch's Leben, da durchzuckte wohl Beide ein seltsames Gefühl. Zum erstenmal wagte er Luisen anzusehen, das helle Mondlicht fiel auf ihre Züge, sie aber blickte ihn an mit einem so klaren, ruhigen Blick, so voll von Frieden und Vergebung, daß dieser Blick ihm die Tiefen eines Herzens zeigt, das über den Stürmen steht und die Welt überwunden hat.

Die Magd kam herab, öffnete das Haus und stellte dem Pfarrer, eh er die Treppe betrat, Stiefelknecht und Pan=

toffeln hin. „Meine Frau greift es so an, das Knarren der Stiefel auf der Treppe zu hören,“ sagte er entschuldigend zu Luise. „Aber die Bauern?“ fragte diese unwillkürlich. „Wer vom Dorf ein Anliegen an mich hat, den empfange ich im Schulhaus,“ sagte er etwas verlegen.

Die Frau durfte heute nimmer beunruhigt werden mit der Kunde von Luisens Ankunft; Luise genoß den Rest angebrannter Suppe, den die Magd noch warm gehalten hatte, und ließ sich ihr Schlafgemach zeigen. Das Gastzimmer schien längst als Rumpelkammer zu dienen, das Gastbett war ordentlich aufgemacht, nur war unter der Matraze ein Depot für schwarze Wäsche angelegt; Luise hatte bis tief in die Nacht zu thun, bis sie nur das Zimmer einigermaßen wohnlich geordnet, und poetische Gemüther mögen ihr verzeihen, daß in dieser ersten Nacht unter dem Dach des Hauses, das ihre Heimath hätte werden sollen, die Prosa der Gegenwart mächtiger wurde in ihr, als die Poesie der Vergangenheit, und daß ihre Gedanken beim Einschlafen sich mehr um künftige Hausreformen drehten, als um begrabne Träume.

Ein Wirkungskreis.

Am nächsten Morgen ging sie zeitig in die Küche hinab und fand dort den Pfarrer geschäftig hin- und hertrippelnd, während er mit dem Schweif seines langen Schlafrocks Zwiebel- und Eierschalen und sonstigen Kehricht, mit dem der Küchenboden bedeckt war, nach sich schleppte; eine stämmige Köchin, wild, wie es schien, über den ungehörigen Eingriff in ihre Rechte, warf ganze Arme voll Scheiter in ein loderndes Feuer, auf dem der Kaffee überkochte, während der Pfarrer mühselig daneben ein kleines Feuerchen auf einer Kohlenschüssel

anblies. „Aber was machen Sie da?“ fragte Luise verwundert. „Ach, nur Adelens Mooschokolade,“ sagte er, etwas beschämt, „es war indeß jeden Morgen der Jammer, daß sie nicht gut bereitet sei, da wollt' ich's selbst einmal versuchen.“ — „Nun, das überlassen Sie jetzt mir,“ sagte sie, das Feuerchen anblasend, „und gehen ruhig auf Ihre Studirstube. Nicht wahr, wir leiden nicht gern Herrn in der Küche?“ sagte sie lächelnd zur Köchin hinüber, die, durch diese Vertraulichkeit schon gewonnen, ihren Kaffee in etwas ruhigerer Weise besorgte.

Eben war die Chokolade fertig, als aus einer Hinterstube ein vieltöniges Geschrei ertönte: „Mine, wo sind meine Schuh?“ — „Ich finde meine Strümpfe nicht!“ — „Ich muß andere Hosen haben!“ — „Der Otto will aufstehen!“ — „Hab' ich die Kindsmagd in's Dorf schicken müssen um Milch,“ brummte die Köchin, „jetzt schreien sie gleich alle zusammen! Könnt ihr nicht warten, ihr Racker?“ Luise winkte lächelnd den Pfarrer zurück, der so eben mit kläglicher Miene zu Hilfe kommen wollte, und ging hinüber in die Kinderstube, die weder für's Auge, noch für den Geruchssinn anziehend war. Da wälzten sich vier kleine Kreaturen von sieben bis zu zwei Jahren in verschiedenen Stellungen und sehr unreinlichen Negligees auf dem Boden oder im Bett herum, stritten und schrieen: „mich muß man zuerst anziehen!“ — „Nein, mich!“ — „Meine Schuhe sind ja zerrissen!“ und so fort. Die Erscheinung einer Fremden imponirte ihnen etwas, und sie ließen sich lautlos ein's um's andre von Luisen waschen, kämmen und ankleiden, soweit dies mit höchst mangelhaften Hilfsmitteln überhaupt möglich war. Es war ein unerhörter Prozeß, daß sie noch vor dem Frühstück angekleidet wurden, und sie starrten bald einander, bald die fremde Frau an, die so emsig und rasch an das schwierige Werk ihrer Reinigung gieng.

Der Pfarrer war indeß noch in Verlegenheit gewesen, wie er Adelen von der Ankunft der neuen Hausgenossin benachrichtigen solle, ohne sie zu sehr anzugreifen. Die isländische Mooschokolade bahnte den Weg dazu. „Wer hat sie diesmal gemacht? die schmeckt nun doch einmal, wie sie soll,“ sagte die Kranke, als sie ihr gebracht worden. „Luise Stein, die ich ja hieher gebeten zu deiner Unterstützung, kam gestern Abend und hat sie zu machen versucht.“ — „So, das ist gut, ich möchte sie bald sehen.“ Es war der Kranken auf dies Sehen bang, wie auf alles, was einem Ereigniß glich; aber Luisens anspruchs- und geräuschlose Weise, die herzliche Theilnahme, die ihr die Thränen in's Auge trieb, als sie die junge Frau so krank und abgezehrt auf dem Lager fand, die sie nur einmal gesehen in der Blüthe der Jugend und des Glückes, beruhigte diese leicht, und Luise saß bald an ihrem Bette und ordnete ihr die Kissen und reichte ihr den Trank, als hätte sie immer da gesessen. Als nun der Vater draußen beim Frühstück, das in der Studierstube genossen werden mußte, damit die Mutter den Kinderlärm nicht hörte, die Kinder gewaschen und gekleidet vorfand und zum erstenmal keinen Streit zu schlichten hatte, weil alle noch von dem unerhörten Ereigniß mit der fremden Frau, die sie gewaschen hatte, verblüfft waren, da dämmerte es ihm seit lange wieder wie das Morgenroth einer bessern Zukunft.

Es war sehr schwierig, dieses Morgenroth heraufzuführen. Luise stieß allenthalben auf solche Berge von Hindernissen, Kammern voll angehäuften unnennbaren Gerümpels, Schränke voll ungeflickter Wäsche, im Besuchzimmer Motten in den eleganten Möbeln, gestickte Vorhänge, von Mäusen zerfressen, in den andern Zimmern kein einziges wohlerhaltenes Stück. Der Garten war eine Art von Thiergarten, in

dem Katzen und Hunde, Hühner und Gänse freien Spielraum hatten und den die Magd der Bequemlichkeit halber fast ganz mit Salat angebaut hatte, an dem sich Herr und Kinder fast krank essen mußten.

Des Pfarrers Studierstube diente bei schlechtem Wetter zur Kinderstube, um der kranken Frau den Lärm ferne zu halten, seine Pfeifen waren in's Gartenhaus verbannt, weil die Frau nicht einmal das Dasein einer Pfeife im Haus ertragen konnte, Schuhe und Speisereste wurden in ein- und demselben Kasten verwahrt; — es überstieg Luisens Begriffe und sie glaubte der Aufgabe erliegen zu müssen.

Sie erlag aber nicht. Sie griff mit frischem Muth an, nicht im Sturm, nur leise und allmählich, aber rastlos und unablässig. Sie drückte über keine ihrer Entdeckungen Verwunderung aus, sie fragte nur die Köchin, ob es ihr nicht etwa so auch passend vorkomme, und ließ sie Theil nehmen an jeder Reform. „Es ist eine rechte Jungfer," gab selbst diese zu; „ja, es ist gut mit ihr arbeiten," gestand auch die Stubenmagd.

Und die Kinder hingen an ihr mit einer Liebe, wie sie sie nimmer erfahren, seit man ihre kleinen Brüder fortgeführt, und folgten ihrem Wink und der Pfarrer schaute sie so dankbar an, und die Kranke, die nichts ahnte von den Gebirgen, die Luise überstiegen, wenn sie so harmlos zufrieden sich zu ihr setzte, lächelte ihr entgegen, so oft sie ins Zimmer trat. — Luise betete oft, Gott möge ihr ein demüthiges Herz erhalten, daß sie sich nicht überhebe, weil ihr so viel anvertraut sei, und sie hatte gar nicht Zeit, an vergangnes Leid zu denken.

Innere Mission.

Adele fühlte ihren wohlthätigen Einfluß nur allmählich, unsichtbar wie frische gesunde Luft. Sie war so einfach gebildet diese Luise, ihre Gedanken bewegten sich so im Kreis des Gewöhnlichen, sie schien die pure simple Gutmüthigkeit mit etwas gesundem Hausverstand, und doch lag oft in ihren einfachen Worten eine Tiefe und ein Ernst, die Adelen hier etwas ahnen ließ, was sie mit all' ihrer Bildung, ihren zarten und schönen Gefühlen bis jetzt noch nicht gefunden hatte: ein Herz, das Frieden geschlossen hatte mit sich und seinem Gott.

Luise schlief bei den Kindern, der kleine Otto, der äußerst schwächlich war, schlief noch sehr unruhig, die erste Hälfte der Nacht aber, wo die Kinder meist ruhig lagen, brachte sie bei der Kranken zu. „Ach, Luise, nicht wahr, ich bin recht wunderlich?“ fragte seufzend Adele in einer Nacht, wo Luise sie bald hoch, bald nieder gebettet, ihr bald frisches Wasser, bald warmen Thee gebracht, bald die Lampe gelöscht, bald sie wieder angezündet hatte. „Du weißt ja, daß es mir Freude macht, dir etwas nütze zu sein,“ sprach beruhigend Luise. „Ach nein, du mußt mich nicht auch verwöhnen, wie alle Welt gethan. Du hast mir's nie gesagt, und doch ist mir's erst eingefallen, seit du da bist, wie unnöthig ich Euch plage, wie viel ich an mich selbst denke; gewiß, ich will noch anders werden.“ — „Du bist krank, liebe Adele.“ — „O, ich weiß, wenn du auch krank wärest, du würdest doch anders sein. Siehst du, ich war nie recht gesund und so lang ich lebte, sorgte meine arme gute Mutter fortwährend mir jedes Steinchen aus dem Weg zu räumen, und sie brachte es so weit, daß mir ein Sandkorn weh that; ich war das beste

Geschöpf von der Welt und gönnte jedermann alles Gute, nur so lang mir selbst nichts abging.

„An Bällen konnte ich nicht theilnehmen; so oft die Mutter meinte: man müsse mir armen Tropfen doch zu einem Bischen Vergnügen verhelfen, mußte ich es nachher mit wochenlangem Kranksein büßen, da suchte man denn alles Erdenkliche auf, was mir sonst Freude machen könnte: Bücher waren mir das Liebste. O wie lebte ich mich ein in diese Welt der Poesie, und mit wie reizenden Farben malte ich mir besonders das Landleben aus! Da lernte ich Lehner kennen . . .“

„Hast du ihn lieb gehabt?“

„Nun, weißt du,“ sagte Adele erröthend, „ich lernte ihn auf dem Land kennen, da war es eine große Wohlthat, daß er mir vorlas; aber ich hätte doch nicht daran gedacht, je seine Frau zu werden, er war ja sechzehn Jahre älter als ich! Aber als er nach Tannhausen kam, da erst wurde er mir wichtiger, das Pfarrhaus war so einzig! Wir Mädchen alle hatten uns schon in der Nähschule darum gestritten, wer einmal Frau Pfarrerin in Tannhausen werden dürfe, und August kam mir so recht würdig und edel vor . . .“

„Hast du ihn denn nicht so gefunden?“

„Ach gewiß, er ist ganz brav und gut, nur zu gut gegen mich, aber ich hatte mir einen Geistlichen gar nie im Alltagskleid gedacht, und es störte nachher meine Illusion, ihn im gestreiften Schlafrock mit der Pfeife im Munde zu sehen. Nun also, ich fühlte recht, daß mein weichliches schwankes Wesen einen Halt und eine Stütze brauche, und ich sagte recht von Herzen ja, obgleich es so schnell kam, daß ich nicht recht wußte, wie mir geschah. So ward ich seine Frau. Nun wollte ich zwar einen Mann, wie ihn sich ein Mädchen denkt: männlich und fest, eine Ulme für das schwanke Epheu, daneben aber hatte mir die Mutter so oft

und viel gesagt, wie ein unerhörtes Glück es sei für August, daß er mich bekomme, und wie er mich ehren und schonen und auf den Händen tragen werde. Und mein Lebenlang hatte man mich gelehrt, zumeist und zunächst an das zu denken, was etwa meiner Gesundheit schädlich oder zuträglich sein könnte.

„Wo denn einmal August mit der Festigkeit auftreten wollte, die ich mir als Mädchen so reizend gedacht, da that es mir entsetzlich weh; ich zerfloß in Thränen, wenn er eine verbrannte Suppe tadelte, und bekam ein solches bittres Mitleid mit mir selbst, daß ich mir die ärmste Frau schien und unendlich edelmüthig, wenn ich wieder vergab. Dazu kam die Mutter, die in ihrer Güte mich so übermäßig hätschelte und pflegte und schonte, daß mein guter Mann wie ein wahres Monstrum von Gleichgültigkeit und Härte daneben stand.

„Es kamen die Kinder. Ich war wirklich der Last nicht gewachsen, und je nöthiger dem Haushalt eine thätige, rüstige Frau gewesen wäre, desto schwächer wurde ich. Die Versuche, die ich zu Anfang gemacht, thätig im Haushalt zu wirken, mußt' ich bald unterlassen, und der arme August verzehrte sich in Sorge, daß er mir nicht alle Hilfe und Erleichterung schaffen könne, die mein Zustand fordre. Die gute Mutter war unerschöpflich in Vorschlägen von Bädern, Reisen und Kurorten, die mir gut thun sollten, ich ließ mir alles gefallen, ich hatte nie klare Einsicht in Geldverhältnisse gehabt, und wenn ich auch wußte, daß unser Einkommen nicht reichte, so tröstete ich mich damit, daß ich ja der Mutter einziges Kind sei, die würde uns schon zu rechter Zeit helfen.

„Nach der Mutter Tode gingen mir darüber freilich die Augen auf und ich sah, daß wir lange Jahre auf einem Fuß gelebt, der unsre Mittel aufgezehrt, aber ich war körperlich zu schwach und hatte meine geistige Kraft zu wenig geübt, als daß ich jetzt an eine durchgreifende Aenderung hätte

denken können, ich hoffte, auf den neuen bessern Dienst würde alles gut werden.

„Jetzt erst, Luise, seit du hier bist, sehe ich, daß ich trotz meiner Schwäche hätte mehr thun können, zumal für meine Kinder. Es ist zu spät. Liebe Luise, gewöhne du meine Kinder, das Leben frisch anzufassen und hinzunehmen, lehre du sie, sich selbst vergessen auch im Leiden, daß Gott sie bewahre vor dem Stachel, der unbewußt an meiner Seele genagt hat durch all diese Jahre, an der Seite eines guten Mannes und lieblicher Kinder: behüte sie vor dem Gefühl unerfüllter Pflicht."

Es war zu spät für die arme Frau, ein neues Leben des Wirkens zu beginnen; aber nicht zu spät, in der Schule des Leidens zu lernen, was noch zu lernen war. Die Kinder, die sonst ängstlich fern gehalten worden, durften sich nun um ihr Bett sammeln, sie lernte sich freuen mit ihnen und Theil nehmen an ihren kleinen Leiden und Freuden. Sie war so sanft und geduldig, so besorgt, Andre nicht zu bemühen, daß sie ohne die aufmerksame Liebe Luisens und ihres Gatten manches Nöthige entbehrt hätte. Und, was vielleicht das Größte, das Ergebniß des schwersten, stillen Kampfes war, — sie sah neidlos mit sanftem Lächeln, mit welcher Liebe und Achtung die Kinder an Luisen hingen, an sie sich wandten, wie sie von ihr Belehrung und Trost und Hilfe suchten, wie der Pfarrer mit rückhaltlosem Vertrauen alle Angelegenheiten des Hauses und der Kinder in ihre Hand legte und das Gesinde ihren leisesten Wünschen Folge leistete.

Sie fühlte in dieser Verläugnung einen Frieden, wie sie ihn nie empfunden, nicht in den schönsten Tagen ihres kurzen Frühlings, einen Frieden, der ihr Krankenbett den Ihrigen zu einer lieben Heimath, der nach langen, langen Leidenswochen ihr Sterbebett zu einer heiligen Stätte seliger Hoffnung machte.

Das letzte Opfer.

Adele ruhte im Grabe, auf dem schon die weißen Rosen blühten, die Luise vor ihrem Abschied aus dem Pfarrhause noch gepflanzt. Der Pfarrer hatte seinen ältesten Knaben in eine Kostschule gegeben und führte das Hauswesen, das Luise in gute Ordnung gebracht, mit einer braven Magd.

Und Luise saß wieder am Nähtischchen in dem Oberstübchen des Bruders; den kleinen Otto, der noch vieler Pflege bedurfte, hatte sie mit sich genommen, er belebte das stille Jungfernstübchen und spielte zu ihren Füßen.

Luise hatte nicht nur gegeben im Pfarrhause zu Hochbronn, sie hatte auch gelernt, und an Adelens Kranken- und Sterbebette vieles gewonnen. Die höhere Bildung der jungen Frau, die, als sie von den Schlacken der Selbstsucht gereinigt war, sich wirklich als edler Schatz ihres Innern kund gegeben, hatte den Kreis ihrer eignen Gefühle und Gedanken erweitert; der ungetrübte Friede, mit dem sie frisch und heiter durch die kleinen Wechselfälle, die unvermeidlichen Störungen des Alltagslebens ging, entsprang mehr noch als zuvor aus einer tiefern Quelle als natürlichem guten Muth: aus einem Herzen, das himmelwärts gestellt war.

Da kam Gustav Adolph, der nun bereits an mensa war und den kleinen Otto gnädig protegirte, auch einmal wieder mit einem Brief in der Tante Stube. Ein Brief vom Pfarrer Lehner an die Pflegerin seines Kindes war nichts Neues mehr, Luise war lange wieder mit der Aufschrift vertraut, — und doch stürzte sie dieser Brief in eine Bewegung, wie sie ihr stilles Herz seit Jahren nicht mehr gekannt, so daß Gustav Adolph diesmal die Botschaft in's Wohnzimmer hinunter brachte: „die Tante ist ganz betrübt und weint und geht immer in der Stube herum.“

Der Inhalt des Briefs hätte sie nicht mehr überraschen dürfen. Er enthielt die innige herzliche Bitte Lehners, zu allem, was sie ihm und den Seinigen gegeben, noch die höchste Gabe, sich selbst, zu fügen, seinen Kindern eine treue Mutter, seinen einsamen Tagen eine Gefährtin, seinem verwaisten Hause die segnende Hausfrau zu werden.

Luise hatte diese Bitte voraussehen können, ihre Geschwister, der ganze Kreis ihrer Bekannten hatten längst als ganz natürlich erwartet, daß sie des Pfarrers Gattin werde. Er bot ihr eine Heimath, wie sie sich einst gedacht, er war ihre erste und einzige Liebe; und doch, — nur ein Frauenherz vielleicht wird glauben und begreifen, daß Luise bei dieser Bitte den schwersten Kampf ihres Lebens mit ihrem weiblichen Stolze zu durchkämpfen hatte. Willig, gerne, ohne Zögern war sie zu ihm geeilt in der bescheidnen Eigenschaft einer Gehilfin des Hauses, einer Pflegerin seiner Frau, sie hatte ihm beigestanden wie eine Schwester, gedient wie eine Magd. Aber sein Weib zu werden, die Hand, die er verschmäht, nun doch in die seine zu legen, nachdem ihre Gefühle für ihn lange schon zur ruhigen, fast mitleidigen Schwesterliebe geworden waren, so daß sie mit einem Herzen, lauter bis zum tiefinnersten Grunde, am Sterbebett seines Weibes hatte stehen können, — dagegen sträubte sich ihr innerstes, weibliches Gefühl, und mehr als einmal ergriff sie die Feder, um ihm schwesterlichen Dank für seine Werbung zu sagen und sie abzulehnen.

Aber sie dachte an seine einsame Zukunft, an die verwaisten Kinder, die ihr die Mutter so oft auf die Seele gebunden, sie bedachte, ob es nicht Gottes Finger sei, der ihr hier ihren Wirkungskreis angewiesen und ob ihr darauf eine andere Antwort zieme als: siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast.

So hat sie Ja gesagt und einen stillen Einzug gehalten in das Pfarrhaus, dessen Schwelle sie das erstemal schon als hilfreicher Engel betreten, und sie ist dem Gatten ein gutes, treues Weib geworden, die ihm Liebes gethan und kein Leides sein Lebenlang. Ihre fleißige Hand brachte den Segen in's Haus, und Adelens Kinder, die ihre einzigen blieben, wuchsen und gediehen wie Oelzweige.

Ob sie das alte Gefühl ihrer Jugend, das Glück und das volle Vertrauen ihres jungen Herzens wieder gefunden, — ich weiß es nicht und ich glaube es kaum. Aber ihr Mann wurde gepriesen als ein glücklicher und gesegneter Mann und er hat in ihr seinen guten Engel erkannt bis zu seinem letzten Hauch.

Ihre Kinder sind mit einer Liebe und Achtung an ihr gehangen, wie sie nur eine Mutter als köstlichste Gottesgabe erbitten kann. Luise ruht nun lange im Grabe neben Adelen und ihrem Gatten, und Adelens Söhne sind Männer geworden, aber das Auge dieser Männer wird feucht und ihre Hände falten sich wie zum Gebet, wenn sie der zweiten Mutter gedenken und ihrer Treue.

Unabhängigkeit.

Erzählung in Briefen.

Es wird des Glaubens heil'ge Flamme
Erst hell im Herzen angefacht,
Wenn wir des Herzens liebste Träume
Als stilles Opfer dargebracht.

Drum, wenn das stille Leid dir nahet,
So werde dir recht innig kund,
Es ruht die edelste der Perlen
Auf der Entsagung dunklem Grund.

Und hast die Perle du errungen,
Erblühe freundlich dein Geschick;
Weit über Bitten und Verstehen
Gibt uns der Herr das rechte Glück.

Als Gottes Diener, Gottes Hausgenossen
In Demuth willig und in Liebe frei,
Das Ihre schaffen froh und unverdrossen,
In kleinen Dingen zeigen große Treu.
Spitta.

Helene an Lottchen.

Grünberg, im März 1832.

Weißt Du noch, liebes Lottchen, wie oft Ihr in der Pension über mich gelacht habt, wenn ich Euch feierlich über einen Vorsatz um Rath befragte und Euch dann hinterher meinen bereits unabänderlich gefaßten Entschluß verkündete, der meistens sehr im Widerspruch stand mit Eurer Meinung?

Diesmal will ich ehrlicher sein und Dir zum Voraus sagen, daß für meinen neu gefaßten Entschluß der gute Rath

zu spät käme. Ich habe mich nämlich an Madame Coulin mit der Bitte gewandt, mir eine Stelle als Erzieherin zu verschaffen, und habe bereits zwei Anträge meinen Eltern zur Begutachtung vorgelegt.

Nicht wahr, das ist schnell gekommen? Und nun, mein allerliebstes, vortreffliches Lottchen, die Du allezeit die Weiseste und die Brävste unter uns warst, aber auch allezeit die Freundlichste: sei auch diesmal so freundlich, meinem Entschluß beizustimmen! denn ruhig bin ich doch nicht, wenn Du nicht damit einverstanden bist.

Mein Vater hat mir die Einwilligung weniger schwer gemacht, als ich gefürchtet; denkt er vielleicht, unsere Verhältnisse seien der Art, daß einst Nothwendigkeit werden könne, was jetzt freie Wahl ist? „Versuch's in Gottes Namen und verstoß' dir den Kopf in der Welt draußen, wirst gern wieder heimkommen!" sagt er.

Die Mutter nimmt es schwerer und räth mir ernstlich ab. Sie meint es gut, und ich glaube, sie fürchtet auch, als böse Stiefmutter zu erscheinen, die das Kind aus dem Vaterhause treibt. Damit hat's gute Wege. Jedermann weiß, daß sie sich gut und treulich um des Vaters Haushalt und um die Geschwister angenommen, und wenn mir's auch zu Anfang weh gethan hat, die selige Mutter so bald ersetzt zu sehen, und wenn ich auch nicht gerne mein Hausregiment wieder abgegeben, so habe ich doch bald eingesehen, daß ich Jugendfreude und Jugendfrische verloren hätte in den Sorgen des Haushaltes und der Plage mit den Kindern, und ich sehe nun die Zügel neidlos in reiferen Händen.

Freilich meint die Mutter, ich solle zunächst mein Talent im Unterrichten an den kleinen Geschwistern üben; ich habe es auch schon versucht, aber es geht wahrhaftig mit Geschwistern nicht gut; der eigentliche Respekt fehlt. — Es gibt

ja gute Schulen hier, und — zuletzt könnte ich aus der Gouvernante leicht zum Kindermädchen werden.

Ich verlasse die Heimath nicht, um müssig zu sein; was ich gelernt, soll Früchte tragen. Ich sehne mich nach geistiger Thätigkeit, — und erstens und letztens: ich sehne mich hinaus, hinaus in eine freiere, frischere Lebensströmung. Ich habe es satt, dies Leben einer Kleinstadt, diese Bälle, wo ich die erste Tour mit dem Gerichtsaktuar tanze und die zweite mit dem Oberamtsaktuar und die dritte mit dem Assistenten und so fort, bis die Reihe wieder an den Gerichtsaktuar kommt; diese Kaffeevisiten, wo die Frauen verhandeln, wie vielfache Aussteuer ihr Minele bekommt, und die Mädchen sich erzählen, wer ihnen die Kur mache und wer sie ihnen vielleicht auch noch gemacht haben würde. Ich will Freiheit, Unabhängigkeit, auf einem Wege natürlich, wo sie einem Mädchen zugänglich ist.

Dieses gutgemeinte, tägliche, stündliche Kontroliren meines Thun und Lassens (so wenig ich im Elternhause über Zwang und Beschränkung klagen kann), dies ewige Fragen: Was thust du, Helene? Wohin gehst du, Helene? Willst du denn dies Kleid schon für Werktags anziehen?" wird mir nachgerade unerträglich; und Ihr mögt sagen was Ihr wollt von den Schattenseiten des Gouvernantenlebens, laßt mich nur einmal in der Welt draußen sein, ich weiß gewiß, da wird alles anders und besser. Wie? kann ich freilich noch nicht sagen, aber ich weiß, daß ich mich freiwillig in alles fügen kann, während mir gezwungen das Kleinste sauer geschieht, darum wird mir bei einem selbstgewählten Beruf nichts zu schwer werden, und ich halte die vielen Einwürfe gegen ein Leben, das nun einmal von unsren philisterhaften Verhältnissen verschieden ist, für leeres Vorurtheil.

Tante Merz meinte mit bedeutsamem Lächeln: es gäbe

ja noch andre Wege für Mädchen, um selbstständig zu werden: ich sei hübsch, der Vater angesehen, da werde sich's schon noch schicken mit einer guten Parthie, u. s. w. — Da kam sie mir eben recht! Davor behüte mich Gott, daß ich dasitzen sollte und auf einen Mann warten! Nein, nichts empört mich mehr, als wenn man das für das einzige Lebensziel, für das höchste Glück für Mädchen ansieht.

Die erste der mir angebotenen Stellen ist bei einer Professorswittwe in der Schweiz, die mich freundlich bittet, ihr als Freundin und Gehilfin bei dem Unterricht ihrer Kinder beizustehen, — das lautet hübsch und gemüthlich, aber ich fühle schon, das wäre die alte Sauce wieder: dieselbe kleinliche Beschränkung. Ich bin gesonnen, die andre bei einer gräflichen Familie auf Schloß Welsen, in Preußen, einige Meilen hinter Berlin, anzunehmen.

Meine Stellung dort wird vielleicht einsamer, gewiß aber freier und unabhängiger, und dann — ich gestehe Dir, das Leben der Schlösser hat einen gewissen Reiz für mich: ein Dasein in edlen und schönen Umgebungen, überhoben der Gemeinheit des Alltagslebens, der kleinlichen Sorgen und Mühen, in denen sich in unsern Verhältnissen die edelste Kraft der Frauen verzehrt, — und ich möchte dies Leben einmal beim Lichte besehen.

So ist denn dies vielleicht der letzte Brief, den Du von mir aus der Heimath erhältst, und wenn Dir die Putz- und Waschfeste Deiner Tante und die Staaren Deines Onkels freie Zeit lassen, so komm noch einmal, mich zu sehen.

Wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich wüßte, was ich thäte: mit Deinen Talenten, mit Deiner unvergleichlichen Umgangsgabe bist Du wahrhaftig zu gut zur Sklavin kindischer Launen.

Mich halte nimmer zurück, liebes Herz, nicht einmal mit Deinen Gedanken, so lieb und so treu sie sind!

Laß mich hoffen, laß mich wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand.

Laß mich hinaus, wohin der innerste Zug meines Wesens mich führt, der Zug nach Unabhängigkeit! Nah und fern in Liebe

Deine Helene.

Lottchen an Helene.

Eichthal, April 1832.

Liebste Helene!

Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flüglein hätt'
Flög' ich zu dir,
Weil's aber nicht kann sein, nicht kann sein:
Bleib ich allhier.

So hab ich nun schon manch liebes Mal in meinem Leben gesungen und gedacht, und das „nicht kann sein," sollte ich wohl auswendig können, und doch fällt es manchmal noch schwer. Es sind recht lehmerne Schwingen, die diesmal meinen letzten Flug zu dir hemmen: Tante hält es für rein unmöglich, unsre große Wäsche zu verschieben, natürlich noch viel unmöglicher, mich während dieser Zeit ein paar Tage fort zu lassen, und so muß ich mich begnügen, den eilenden Wolken, die ich morgen auf dem Trockenplatz Gelegenheit habe zu beobachten, Grüße für Dich mitzugeben. Wer hätte auch gedacht, daß die Frau Gräfin so bald schon Ansprüche

auf Dich machen würde! ich meine, es hätte den Komtessen vielleicht auch nicht geschadet, wenn man sie ein paar Wochen unerzogen gelassen hätte.

Nun, weil es denn sein muß, mein liebes Herz, so leb wohl und reise glücklich! Gott behüte Dich und geleite Dich, und wenn er Dich nicht Alles finden läßt, was Dein Herz sucht, so möge er Dir etwas Besseres dafür bescheeren. Ich meine, Dir könne es nicht schlimm gehen, und ich will Dir auch das Herz nimmer schwer machen mit meinen Bedenken, auch wäre das wohl nicht so leicht bei meiner sichern, freien Helene, die ihres Weges so gewiß ist. Deiner Tante mußt Du nicht so böse sein um ihren gutgemeinten Wunsch. Wenn sie uns Mädchen nichts Besseres und Lieberes zu wünschen weiß, als einen Mann, so ist das immerhin ein Zeichen, daß sie mit dem ihrigen glücklich gewesen; meine Tante, das weißt Du wohl, die spricht anders.

Wenn man ihr von Bekannten die Geburt eines Mädchens anzeigt, so seufzt sie: „auch wieder ein so armer Tropf weiter auf der Welt!“ Wenn sie einem Hochzeitzug begegnet, so versichert sie, sie möchte lieber einen Leichenzug sehen, und doch ist's der guten Tante, so viel ich weiß, gar nie schlimm gegangen auf der Welt, und der Onkel ist die beste Seele, seine kleinen Eigenheiten abgerechnet. Nun, man muß ihr das zu gute halten; wenn sie auch die Welt für ein Jammerthal ansieht, so thut sie doch viel in ihrer Weise, den Jammer zu mildern; sie ist sehr gut gegen Arme, und um dies bittre Leben zu versüßen, backt sie wenigstens Bisquittorten für alle Welt.

Ich meines Theils gönne allen Mädchen ihr Bischen Leben von Herzen; wenn's keiner schlimmer geht als mir, so haben sie Alle Grund, sich ihres Daseins zu freuen. Ich könnte eh Mitleid mit den armen Männern haben, wenn ich

nicht dächte, daß sie doch auch auf der Welt sein müßten. Was ist das für ein Leiden, bis man weiß, was so ein Junge werden soll, was für eine Sorge, ob man auch das Rechte errathen! Soll er studiren, so geht das Drangsal mit Examen an; hat er die gemacht, so fühlt er sich nicht befriedigt von seinem Fach; bleibt er in seinem Fach, so bekommt er lang keinen Dienst; hat er einen Dienst, so hat er noch kein Weib; ist er Kaufmann, so will er sich etabliren und kann falliren; ist er Apotheker, so muß er sich nach einer Wittwe oder Erbtochter mit einer anerstorbenen Apotheke umsehen; kurz — aber Du wirst denken, ich habe von der Tante lamentiren gelernt. Wie gut haben's wir Mädchen dagegen! immer etwas zu thun, Dienste genug und kein Examen, und dürfen warten in aller Stille, wozu uns der liebe Gott brauchen will. Doch ich vergesse, daß ich zu meiner stolzen Helene rede, die ihr Schicksal selbst gestalten will!

„Wenn Du an meiner Stelle wärest, so wüßtest Du was Du thätest?" Liebe Seele, wenn Du ich wärest, so bliebest Du wo Du bist. Wenn ich Gott alle Morgen bitte, mir mein reichlich Tagewerk in diesem meinem kleinen Kreise anzuweisen, so ist das, glaub' ich, pure Bequemlichkeit, weil mir's so sauer würde, wenn ich mich erst auf meine Bestimmung besinnen müßte. Du meinst, ich versplittere meine Zeit und Kraft in elenden Kleinigkeiten? Liebe Helene, wenn ich denen gehorsam bin, die mir an der Stelle der Eltern sind, so wird mir's nicht zum Unrecht werden, auch wenn nicht alles, was ich thue, einen besondern Nutzen und Zweck für die Menschheit hat. Es mag sein, daß ich an andern Orten mehr wirken und — vielleicht besser für meine Zukunft sorgen könnte, als hier, aber ich glaube doch nicht, daß ich vergeblich hier bin, und es ist gewiß Gottes Wille, der mich an diese Stelle setzte.

Zu thun habe ich einmal genug, vom frühen Morgen, wo ich des Onkels Essigkolben arrangire, seine Amseln und Staaren füttre und seine Wetterglasbeobachtungen zu Protokoll bringe, bis Nachts, wo ich alle Stühle in Ueberzüge hülle und auf den Gang stelle, damit sie in der Früh schon draußen stehn, wenn das Zimmer gekehrt wird, und bis ich die siebenhundert Töpfchen alle in ihrer Ordnung erhalte und sorge, daß die Katze kein Schüsselchen bekommt, aus dem der Hund schon gefressen hat, und bis ich die Thürklinken polire und in Leder wickle, und die Asche siebe, aus der verschiedene Laugen gegossen werden, zur Reinigung des Geschirrs je nach seinen vielerlei Rangklassen, — o, ich sage dir, es ist eine komplizirte Tagesordnung, und damit mir das Geschäft nicht entleidet, habe ich gelernt, es mit so viel Interesse zu thun, daß mir oft selbst bange wird, ich könnte einmal gerade so werden, wie meine arme, gute Tante, und die ist sich doch selbst zur Last mit ihren Wunderlichkeiten.

„Aber das sind erbärmliche Beschäftigungen, eines denkenden Wesens unwürdig!“ rufst Du aus. Schatz, ich sage Dir, ein undenkendes Wesen könnte gar nicht damit fertig werden, und erbärmlich ist am Ende nichts, was zur Zufriedenheit eines Menschen beiträgt.

„Aber Deine Verwandten sollen nicht ihre Zufriedenheit in solchen Elendigkeiten suchen!“

Theuerste, ich habe gar nichts dagegen, wenn Du die jungen Weltbürger, die nun Deiner achtzehnjährigen Leitung anvertraut werden, zu freien, starken Menschen erziehst, frei von dem Hängen an Kleinigkeiten, zu gut, um andere zu quälen mit selbstgeschaffenen Lasten, — thue das nur und laß keine sogenannten Eigenheiten an ihnen aufkommen; ich mach es auch so mit dem einzigen Menschen, den ich zu erziehen habe, mit mir selbst nämlich. Aber meine alte Tante

werden wir zwei schwerlich mehr anders ziehen, und nun sie so ist, so ist's ja doch besser, es geschieht im Frieden, was sonst unter Zank und Streit geschehen müßte.

„Aber das könnten bezahlte Personen von geringeren Fähigkeiten verrichten," lautet einer Deiner weitern Einwürfe. Da verstehst Du's wieder nicht; bezahlte Personen bleiben erstens nicht da und zweitens thun sie's nicht und drittens, wenn sie's thun, so sind sie grob. Es gehören gar keine so geringen Fähigkeiten dazu, diplomatisch zwischen den Staaren, Amseln, Kaninchen und Essigkolben des Onkels, und zwischen den reinen Fußböden, weißen Gardinen, polirten Feuerzangen und angezogenen Tischfüßen der Tante durchzusegeln, ohne auf beiden Seiten anzustoßen, dem Azur, Mignon und Nero der Tante gerecht zu sein, ohne die vier Katzen des Onkels zu beeinträchtigen. Eh ich kam, hat die Tante vierzehn Hausjungfern nacheinander gehabt und unzählbare Mägde, nun walte ich und Christine doch schon seit zwei Jahren einträchtig neben einander, ein unerhörter Fall in den Annalen des Hauses; und wenn Christine sagt: „ich halt's eben nimmer aus," so sag ich: „ich thät's doch noch einmal probiren," dann tröstet sie sich wieder mit dem Gedanken: „ja Sie sind freilich noch ärger geschoren, Jungfer Lotte," und es geht wieder.

Aber da komm ich in ein Schwatzen und Plaudern hinein über meine Angelegenheiten, und Du hast jetzt so viel nöthiges und wichtiges zu bedenken und ich wollte nichts als Dir Lebewohl sagen.

Das nächstemal sollst Du erst noch mehr hören, über die Lichtseiten meiner Existenz, die gar nicht unbedeutend sind, zumal seit wir auf dem Lande wohnen.

Für heute aber nichts mehr, als leb wohl, leb tausend-

mal wohl, meine Liebe! Ich weiß keinen bessern Wunsch auf Deinen Weg als den Schluß des alten Reiseliedes:

Gott führ' uns ein, Gott führ' uns aus
Bis an der ew'gen Heimath Haus.

Behüt Dich Gott und denk an

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Schloß Welsen, im Juni 1832.

Der erste Gruß, der dir aus meiner neuen Heimath zufliegt, meine Theure! Heimath? das wäre für den Anfang fast zu viel gesagt, was aber nicht ist, kann ja noch werden.

Seit acht Tagen bin ich hier, noch etwas reisemüde, aber glücklich in der Erinnerung an diesen ersten größern Ausflug meines Lebens. Ich war von der Gräfin an eine ältere Dame empfohlen, die beinahe dieselbe Tour machte, aber diese ewige Beschränkung war mir lästig. Da sollte ich in Gesellschaft die obligaten Merkwürdigkeiten besuchen, Abends zu guter Stunde im Gasthof einrücken, in den goldnen schönen Morgenstunden nicht allein ausgehen, mit niemand auf eigne Hand ein Gespräch anknüpfen, „das jeht nicht," war die stehende Antwort der gnädigen Frau. Ich bekam das am ersten Tage satt. In Leipzig, das ich doch gern auch länger angesehen hätte, machte ich mich von der Gnädigen los; edle Weiblichkeit braucht keinen Schutz als sich selbst. Magdeburg, ‚die Starke, des deutschen Reiches Halt', wollte ich doch auch nicht bloß im Vorüberflug kennen lernen, und das lange Reisen im Eilwagen ist sehr ermüdend, zumal da

ich auf dem langen Wege auch nicht eine interessante Bekanntschaft gemacht habe: ich hatte mir das so ganz anders vorgestellt.

Dies Alleinbleiben hatte nun freilich seine Unannehmlichkeiten: ich kam um meinen Koffer, den ich mit viel Mühe und Kosten erst einige Tage nach meinem Hiersein wieder erhielt, ich wurde von unverschämten Kutschern, naseweisen Kellnern und zudringlichen Reisenden vielfach geärgert, so daß ich mich zuletzt doch wieder an einen Kaufmann und seine Frau anschloß, die nach Berlin reisten.

Da war ich denn vom Regen in die Traufe gekommen, obgleich das würdige Paar äußerst besorgt um mich war; die Frau konnte keine Luft im Wagen ertragen, der Mann war entsetzlich ängstlich und voll Sorge, wir möchten uns verlieren. Abends auf dem Weg in den Gasthof, oder wo irgend ein Gedränge auf der Straße war, schrie er fortwährend: „Jotte, Jotte, Sie jeh'n man verloren! Halten Se mir doch jefälligst an meenen Frackzipfel, weil ich in die eene Hand meenen Rejenschirm und an die andre meene jeliebte Juste habe!“ Da ich um einen halben Kopf höher bin, als das Männchen, so kannst Du Dir denken, daß ich, mit seinem Frackzipfel in der Hand, eine ziemlich komische Figur machte.

Nun, ich kam am Frackzipfel des Kaufmanns doch ungefährdet bis Berlin; von da hatte ich noch wenige Stunden zu reisen bis N., wo mich die gräfliche Equipage abholte.

Lach mich nicht aus, meine liebe Reseda, aber es war, für ein kurzes Stündchen wenigstens, ein gar behagliches Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit, so auf die weichen Kissen des Wagens zurückgelehnt in die Welt hinauszufahren. Ich dachte wieder an die schönen Briefe der Gräfin, in denen sie mir so klar bewiesen, wie es in ihrem eignen Interesse als Mutter liege, mit mir im innigsten Einverständnisse zu

bleiben; — ich malte mir die Persönlichkeiten aus, die ich etwa auf Schloß Welsen treffen würde, — endlich fuhren wir durch eine schöne Allee am Portal vor.

Niemand war unten, nur ein paar Kinderköpfe lauschten am Fenster, der Bediente brachte mir das Gepäck auf mein Zimmer. Dies Zimmer nun entsprach meinen Erwartungen gerade nicht: es ist ziemlich klein, geht in einen Hof, und ist mit allerlei ausgeschossenem Geräth etwas unharmonisch meublirt; an mein Mädchenstübchen daheim mit seiner niedlichen Einrichtung darf ich gar nicht denken.

Nachdem ich Toilette gemacht, wurde ich der Familie vorgestellt. In dem schönen, großen Salon brannte eine prachtvolle Lampe auf dem Theetisch, um den sich die Familie auf's Reizendste gruppirte. Die Gräfin, eine schlanke, interessant aussehende Dame ruhte auf dem Divan, ihr kleinstes Töchterchen spielte mit ihren schwarzen Locken, an ihrer Seite saß der Graf, eine stattliche, ritterliche Gestalt, wenn auch sein Gesicht minder geistig und minder bedeutend aussieht, um sie gruppirten sich die Kleinen, allerliebste Kinder, und niedlich gekleidet. Unter uns gesagt, Lottchen, unbeschadet unsers bürgerlichen Stolzes, diese Adligen sind doch ganz andre Leute, als wir: alle Gefühle nehmen einen zarteren, edlern Ausdruck an; etwas Beneidenswerthes um eine feine Erziehung!

Eine etwas unbeholfne Figur saß auf der Seite, in einem Buche blätternd, das er zwar bei meinem Eintritt bei Seite legte, die einzige prosaische Gestalt in diesem malerischen Cirkel: es ist der Hofmeister, ein Herr Sturm.

Die Kinder sind, wie ich Dir schon sagte, allerliebst, aber es sind ihrer viel, grausam viel. Klara, Eugenie und Margot sind zunächst meine Zöglinge, die drei Söhne sind dem Hofmeister übergeben, dann noch zwei niedliche kleine Mädchen. Die Masse der Dienerschaft im Schloß kann ich noch nicht

recht übersehen, ich selbst bin trotz ihrer Anzahl nicht eben ausgezeichnet bedient.

Die Gräfin stellte mir die Kinder vor und sagte ihnen, daß sie mir zu gehorchen haben, dann unterhielt sie sich mit mir über die Grundsätze der Erziehung; sie hielt nebenbei so eine Art von Examen, wobei mir das Französische, in dem sie sich viel fließender ausdrückt als ich, oft den kalten Schweiß austrieb. Im ganzen schien sie aber zufrieden, auch den Kindern schien wenigstens meine äußere Erscheinung zu gefallen, — die kleine Margot vertraute mir heute: Mademoiselle Vichon, meine Vorgängerin, sei sehr häßlich gewesen.

Ich trank Thee mit der Familie, wobei Herr Sturm, der mir als Landsmann vorgestellt wurde, sich ziemlich schweigsam verhielt, dann zog ich mich zurück. Der Kopf ist noch etwas schwindlich von den zahllosen Anweisungen und Andeutungen über die Behandlung und Auffassung der Kinder; das wird sich aber alles geben; ich muß nur suchen, meine Stellung als Erzieherin so unabhängig als möglich festzustellen. Zu lernen habe ich wohl noch genug, aber davor ist mir nicht bange.

Daß ich mich hier schon ganz wohl und heimisch fühlte, könnte ich noch nicht sagen, aber das muß sich bald finden; es ist zu viel in meinem Wesen, was mich in diese feinere, geistige Sphäre zieht, als daß ich mich nicht bald akklimatisiren sollte. Der Hofmeister genirt mich ein wenig, wenn er, was selten ist, am Abendthee theilnimmt; er drückt sich zwar gut und gebildet aus, verbirgt aber so gar nicht seinen schwäbischen Dialekt, daß ich mich unwillkürlich scheue, feiner und besser zu sprechen.

Ich hoffe, Dir im nächsten Briefe mittheilen zu können, wie sich meine ganze Stellung und Thätigkeit geordnet hat.

Nun laß auch Du mich hören, wie Dir's geht, ob Deine Geduld noch Stand hält, ob der Wechsel des Aufenthalts

einige Verbesserung in Dein mühseliges Dasein gebracht. Ich bitte Dich, meine Liebe, geh mir nicht unter in diesem verwaschenen Leben, denk an die goldnen Tage im Institut, an unsere Begeisterung für das Hohe und Schöne, und werde mir kein Erdenwurm und kein Bodenkäfer. Lebe wohl, fürchte nicht, daß ich zu vornehm werde in der aristokratischen Luft, die mich umgibt, und behalte lieb

Deine Helene.

Lottchen an Helene.

Eichthal, Juli 1832.

So bist Du nun vorläufig glücklich im Hafen, liebste Helene? Glück zu! möge die vornehme Luft, die Dir so wohl thut, ein rechter Glückswind für Dich werden!

Es freut mich, daß der erste Eindruck, den Du empfangen, ein angenehmer war: wenn das auch nicht entscheidend ist, so ist es doch wohlthuend. Leg nicht gar zu vielen Werth auf die anmuthige Empfangsgruppe, liebes Herz, und laß Dich's nicht niederschlagen, wenn sie sich zu Zeiten auflöst. Mußt auch uns arme, ordinäre Menschenkinder darum nicht zu gering ansehen, die wir in des Tages Last und Hitze nicht eben Zeit haben, reizende Gruppen zu bilden. Ich bin zwar nicht der Ansicht der Tante, die aus Einfachheit in einem ganzen Modelager die garstigsten Dessins aussucht, die mißtrauisch ist in die Tüchtigkeit jeder Frau, die nicht Hauben vom vorigen Jahrhundert trägt, — der Apostel Paulus selbst gestattet uns ja, uns zu schmücken im zierlichen Kleide mit Scham und Zucht, — aber ich denke die innere Schönheit eines klaren, redlichen Herzens, eines gesunden, wahren

Familienlebens, sollten wir erkennen lernen, auch wo die äußere Erscheinung nicht immer hinreißend sein kann.

Auch ich athme jetzt eine Luft, die mir wohlthut, die mir Frieden und frischen Muth zuweht, und das ist die Landluft. Das Glück ist etwas theuer erkauft. Nachdem wir vor dem Abzug etwa sechs Wochen lang gefegt, geputzt, ausgekocht und gewaschen hatten, um unsere Effekten würdig für den Zug zu bereiten, mußten wir hier noch einmal einige Wochen lang putzen, wichsen, reiben und poliren, um die neue Wohnung herzustellen. Was die Fußböden betrifft, so gibt uns zum Lohn all unserer Mühen Tante die tröstliche Versicherung, daß es Jahr und Tag brauche, bis die nur nothdürftig herausgefegt seien. In Gottes Namen! wird auch vorüber gehen.

Nein, mein liebes Herz, ich werde kein Bodenkäfer und Erdenwurm, ich bleibe es wenigstens nicht; ich habe die Tage im Institut nicht vergessen, wo wir für Schiller und Theodor Körner schwärmten und selbst Gedichte machten, die nur leider oft aus Mangel an Endreimen unvollendet blieben. Ich habe auch des Sterbebetts meiner Mutter nicht vergessen, liebe Helene, und ihre letzten Worte: „mein Kind, vergiß deiner rechten Heimath nicht, und laß ein Betkämmerlein in deinem Herzen, ein stilles, unberührtes, in das du eintreten kannst aus allem Getümmel draußen."

Aber Unrecht hast Du nicht mit Deiner Warnung, es gilt wahrhaftig sich zu wehren, wenn ich nicht mein Betkämmerlein auch voll Gerümpel haben will; doch ist es hier so viel besser als in der Stadt! Auch der Onkel sonnt sich sammt seinen Staaren und Amseln; nur die Katzen, die Katzen! Die legen sich in der Tante schön geordnete Gartenbeete und raufen sich mit den Hunden, das gibt einen tagtäglichen Kampf; ferner hat der Onkel die schauderhafte

Idee, neben seinen Kaninchen noch eine Kolonie von Meerschweinchen anzulegen; wie wir das bei der Tante durchsetzen, weiß ich noch nicht, und ich möchte doch dem guten Onkel die Freude so gönnen.

Du willst nicht glauben, daß es mir möglich sei, gutes Muths und heiter zu bleiben; nun sieh, das ist so schwer nicht, wie Du aus meiner Tagesordnung erkennen wirst, die ich Dir mittheilen will.

Im Frühaufstehn habe ich jetzt die Tante überlistet, ich bin regelmäßig eine halbe Stunde vor ihr auf, somit darf ich mich nimmer wecken lassen, was mir immer so unbequem war, und gewinne eine herrliche stille Stunde für meine Morgenandacht. Das ist mir viel werth. Es wird zwar ein sogenannter Morgensegen gebetet bei Onkels, aber ich finde ihn minder erbaulich, es hat damit immer so viele Schwierigkeiten. Nach dem Frühstück erscheint der Onkel mit dem Gebetbuch von Sturm und Tiede: „ist dir's jetzt geschickt, Liebe, zu beten?“ „Ja wart nur noch, Lieber, bis die Tassen zusammengestellt sind.“ — „Aber jetzt, Liebe?“ — „Was fällt dir ein, Lieber, an einer so staubigen Kommode kann man nicht beten.“ — „Liebe, ich geh indeß hinüber, kannst mir ja rufen, wenn dir's geschickt ist.“ — „Bewahre, Lieber! wenn du bei deinen Staaren bist, so kommst du nimmer, jetzt wart nur noch, bis Christine von dem Schweinchen kommt.“

So geht's mit Lieber und Liebe in immer schärferem und ärgerlicherem Ton, bis endlich der Morgensegen zu Stande kommt, der allerlei naturgeschichtliche Abhandlungen, z. B. bei Erinnerung an die sanfte Nachtruhe eine Beschreibung der Eidergänse, in die Andacht verwebt, und mich leider oft mehr komisch als andächtig stimmt. Aber es ist nicht recht von mir, zu spotten, wo ich nicht weiß, ob nicht Tante und

Onkel sich doch in ihrer Weise erbauen aus dem Buch, das ihnen von jungen Jahren her lieb und heilig ist!

Der lebendige Theil meiner Morgengeschäfte, das heißt das Gethier und Geflügel, das ich zu füttern habe, ist mir immer höchst ergötzlich, ich kenne sie alle persönlich und belustige mich an den scheuen und an den zutraulichen. Die Reinigung ihrer Gehäuse ist minder angenehm, aber dafür belohnt mich das Vergnügen des guten Onkels über den jetzigen komfortablen Zustand seiner Lieblinge und seine tragischen Beschreibungen von ihrer kläglichen Existenz unter den frühern Hausjungfern.

Die Thätigkeit bei der Tante ist zu mannigfaltig, als daß sie sich beschreiben ließe, ich weiß aber nichts darunter, was mir absolut zuwider wäre, als höchstens das Aschensieben im Keller. Daß die arme Tante selbst so heftig und ungeduldig wird unter ihren selbstgeschaffnen Mühsalen, erhält mich, glaub' ich, ruhig, und von meiner Morgenstunde behalte ich mir immer eine schöne Schriftstelle, einen tröstlichen Liedervers übrig, der geht mir oft auf wie ein Stern unter Küchendampf und Zimmerstaub.

Du siehest, Herr, ich habe nicht
Zum Beten lange Zeit,
Doch siehst Du, wenn mein Auge spricht:
Ach, Herr, ich bin im Streit.

Und welche Schatzkammer von glückseligen Erinnerungen bewahre ich aus der Heimath! Von der allerfernsten Reminiscenz an meinen vierten Geburtstag, wo mich ein Täßchen mit Blumen beglückte, durch all die fröhlichen Zeiten unserer heimlichen Soirees auf der Heubühne, unsrer Maugenester von Aepfeln und Birnen im Stroh, der Schulspaziergänge im Wald, wo die Lehrer ihres Nimbus entkleidet, als ge-

wöhnliche Menschen mit uns schmausten und Kinderspiele trieben und uns dabei doch so unendlich wichtig vorkamen; — ich versichere Dich, ich habe oft gar nicht Zeit, nur an die so kurzen gloriösen Tage des Mädchenfrühlings zu kommen:

Wie uns ein Leben voll Gesang und Tänzen
Gefaßt in seinen wundervollen Ring.

die so schnell endeten durch den Tod meiner Eltern; — und ich habe gelernt, während ich in diesen glückseligen Regionen verweile, meine Geschäfte so pünktlich zu verrichten, daß selbst die Tante selten etwas zu schelten weiß als: „ich möchte nur wissen, für was Du immer so plaisirlich aussiehst, Du hast's doch weiß Gott nicht nöthig, bei all dem Elend in der Welt, und wo ich mir vor Geschäft nicht zu helfen weiß.“ Dann mein gutes Gedächtniß, obgleich es in dem Institut zuweilen widerspenstig war und keine Jahreszahlen behalten wollte, das leistet mir jetzt die herrlichsten Dienste. Du weißt, welche große Rolle die Bisquittorten in unsrem Leben spielen: alle feierlichen Ereignisse in unsrem eignen und Bekanntenkreise, alle Hochzeiten, Taufen, Leichenschmäuse, Konfirmationen und Geburtsfeste verherrlicht eine Bisquittorte der Tante, und das einzige Mittel, sie heiter zu stimmen, ist, wenn man die Rede auf ihre prachtvollen Bisquits bringt. Dieser Ruhm ist meinerseits etwas theuer erkauft, da diese berühmten Bisquits drei Viertelstunden lang gerührt werden müssen, immer nach Einer Richtung. Um diese Zeit zu kürzen, rufe ich mir meine liebsten Poesien ins Gedächtniß und rühre im Rhythmus, dann geht's herrlich, und die Zeit fliegt vorbei, man weiß nicht wie. Das Lied von der Glocke reicht fast zu einer ganzen Torte und ist so angenehm wegen des wechselnden Metrums, nur wenn ich an die Feuersbrunst komme, geht's oft so rasch,

daß die Tante schreit: „na, sachte Mädchen, Du rührst ja wie toll!“ sie weiß freilich nicht, daß eben jetzt:

Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern unter Trümmern ꝛc.

In dieser Weise kürze ich mir alle ganz mechanischen Geschäfte; möcht's freilich sonst niemand sagen, aber ich denke, Schiller selbst würde es gewiß nicht für Profanation halten, wenn ich ihn dazu bringe

Zu flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.

Am mindesten angenehm ist mir's Abends zur Erheiterung mit dem Onkel Mariage zu spielen, und ich weiß mir da nicht anders zu helfen, als daß ich dem Schicksal allerlei Fragen vorlege, die je nach dem Gange des Spiels mit Ja oder Nein beantwortet werden, so kann ich mir doch einiges Interesse daran erhalten; gar zu tief nehme ich mir die Orakelsprüche dann nicht zu Herzen. Hie und da gelang mir's auch schon, statt den Karten ein gutes Buch zur Abendunterhaltung einzuschmuggeln; merkwürdige Reisen, besonders schauerliche Schiffbrüche hörte der Onkel gern, aber Tante hat die unglückliche Eigenschaft, daß sie keinen Menschen still sitzen sehen kann, ohne daß ihr zehnerlei Geschäfte für ihn einfallen, somit wird's mit dem Lesen nicht viel.

Und ich schreibe wieder bogenlang von mir und meinem kleinen Leben, das Du selbst lange schon kennst, und Du, Weitgewanderte, Vielgereiste, die Du mit Excellenzen lebst und in Schloßgärten wandelst, fertigst mich mit so kurzen Berichten ab.

Und ich habe Dir abermals nur von meinen Mühen und nicht von meinen neuen Freuden geschrieben, das ist auf's nächste-

mal gut; ohnedies muß ich Dir zu lieb mit Lug und Trug umgehen und alle meine Röcke über die Ritzen meiner Kammerthür hängen, damit die Tante mein spätes Licht nicht sieht.

Nächste Woche kommt Albert über die Ferien. Du erinnerst Dich wohl seiner, Du hast den gescheidten treuherzigen Jungen immer wohl leiden mögen. Es wird ein eignes Studium brauchen, dem armen Burschen fröhliche Ferien daheim zu bereiten, denn Tante lamentirt jetzt schon über den ‚Grust', den der ‚Schlingel' machen werde; und der Schlingel ist doch ihr einziges geliebtes Kind!

Und nun: Komm herab, Du schöne Holde, und verlaß Dein stolzes Schloß; erfrische mein verwaschnes Leben mit einem Hauch aus Deiner geistigen Welt, Gut Nacht! ‚mein Aeuglein stehn verdrossen', sanfte Träume!

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Schloß Welsen, Oktober 1832.

Ich schrieb Dir lange nicht mehr, weil ich nicht gerne Klagebriefe schreibe, aber nun muß ich doch beginnen, gegen Dich kann ich, muß ich offen sein, den Eltern klage ich nicht gern. Du meinst, ich solle Dich erfrischen, und Du bist es doch, die aus ihrer frischen Seele einen labenden Hauch in mein freudloses Dasein bringt! Ich soll Dir berichten von dem Leben der Schlösser? o ja, ich lebe in einem Schloß, das heißt in zwei Winkeln, davon das eine Lehrzimmer heißt, daß andre der Gouvernante Zimmer; ja, ich wandle in Parks und Schloßgärten, aber nie frei, nie allein, immer mit drei Mädchen im Schlepptau, die ich spielend belehren, unterhalten, beleben und französisch plaudern lassen soll; ich komme auch in

Gesellschaft, o gewiß, in die brillanteste; „Fräulein Winter, Sie kommen doch auch in den Salon?“ frägt die Gräfin fast jeden Abend, wenn Gesellschaft da ist: da sitze ich denn entweder im Kabinet unter den Kindern und andern Gouvernanten, mit denen darf ich mich unterhalten! — oder auch im Salon, einsam in dieser belebten Gesellschaft, als ob ich im Grabe wäre. — Flüstert je einmal ein Herr einer Dame zu: „wer ist das Fräulein dort?“ und er hört die lakonische Antwort: „die Gouvernante,“ so wendet er mit einem gleichgültigen: „ah so?“ die Blicke ab. Die jungen Damen wollen tanzen, sie spielen abwechselnd Klavier dazu, nach jeder Polka kommt ein besorgter Herr: „gnädiges Fräulein, Sie ermüden sich, erlauben Sie mir die nächste Tour?“ bis der Gräfin der gescheidte Gedanke kommt: „Fräulein Winter spielt,“ ah so! das ist charmant. Fräulein Winter darf sitzen und spielen den ganzen Abend, niemand denkt daran, sie abzulösen, es ist ja die Gouvernante! O, nur zu wahr ist alles, was wir früher über diese Stellung gehört, nur zu wahr!

Aber die Kinder? wirst Du fragen, der Beruf, den Du mit so vielem Eifer ergriffen, entschädigt Dich der nicht? Ja siehst Du, Liebe, auch das dacht' ich mir so ganz anders; ein freies Wirken auf geistigem Gebiet, junge Seelen, ganz meiner Leitung übergeben; aber auch hier ist keine Freiheit! Ich hätte das freilich wissen können, als mir die Gräfin am ersten Abend ihre Ansichten über die Behandlung der Kinder mittheilte? „Klara werden Sie feurig, lebendig, aufgeweckt finden, ihr feuriger, etwas flüchtiger Geist zieht sie rasch vom Einen zum Andern, hier empfehle ich Ihnen Ruhe, Stetigkeit, Konsequenz; Sie thun besser, ihr alles Wissen, Geographie und Geschichte z. B., in großen, massenhaften Umrissen beizubringen, in Details zersplittert sie sich leicht. Ganz anders

ist es mit Eugenie, die ist phlegmatisch, behält schwer aber dann vortrefflich, ihr geben Sie anregende Details, weichen hie und da von der Konsequenz ab, um sie lebendig zu erhalten. Unsere liebe kleine Margot hat überhaupt noch wenig Geschmack für's Lernen, lassen Sie es Ihr erstes Studium sein, ihre vollste Liebe, ihr Vertrauen zu gewinnen, bei ihr müssen Sie den Augenblick erhaschen, wo sie aufgelegt ist, etwas aufzufassen, gelegentlich, spielend ihr Kenntnisse beibringen, bis sie überrascht von ihrem eignen Besitz, den sie unbewußt erworben, mit Bewußtsein nach Vermehrung strebt." Nun es ist allerliebst, solche Theorien aufzustellen, ich wollte in dieser Weise ein ganzes Buch über zweckmäßige Behandlung schreiben; versuche aber einmal diese Anweisungen auszuführen, wenn den drei Mädchen Geschichte, Geographie, Französisch, Zeichnen, deutsche Sprache und Literatur, Rechnen, Schreiben, Musik, später auch englisch, Jeder in besonderer Weise beigebracht werden soll, daneben Naturgeschichte, ein wenig Physik und Technologie, etwas Botanik und Astronomie — spielend. Religion gibt der Hofmeister. Der hat es leichter als ich, er wohnt mit den Knaben im Gartenhaus und bildet da eine Art Republik, er sieht sehr gewöhnlich aus und ist nicht besonders gewandt, scheint aber doch seines Weges sicher. Er hat sich mir als Landsmann vorgestellt: sein Rath könnte mir oft von Nutzen sein, aber mit seiner unerschütterlichen Fassung bringt er mich aus der Fassung. An der Gesellschaft und ihrer Beachtung liegt ihm nichts, so begreift er die Dornen gar nicht, die mich täglich, stündlich verletzen. Wenn er nicht im Unterricht, überhaupt im einsamen Verkehr mit seinen Knaben so voll Leben wäre, ich hielte ihn für einen Klotz. Die Kinder aber hängen mit Leib und Seele an ihm; wo sein Zauber für sie steckt, weiß ich nicht, in seinem Aeußern einmal nicht.

„Meine lieben Jungens," sagt die Gräfin, „sollten Sie so viel wie möglich ermuthigen zum Französisch reden, das Herr Sturm nicht geläufig spricht, es bleibt Ihrer Gewandtheit überlassen, sie zu fesseln. Mit den Kleinen da treiben Sie nur gelegentlich die Elemente und geben ihnen Anschauungsunterricht." Das wären nur so beiläufig meine Verpflichtungen, die mir keine Minute zum freien Aufathmen übrig lassen, denn in den Freistunden der Kinder soll ich ihre Spiele überwachen und ihren Charakter studiren. Der wäre freilich bald studirt. Klara ist leichtsinnig, unbeständig und nachlässig, Eugenie faul und schläfrig und die Margot widerspenstig und unartig; von den Buben bringe ich kein Wort heraus, als oui Mademoiselle. Strafen soll ich die Kinder nicht, als mit Entziehung des Desserts; so oft nun das geschieht, wird der Graf unwillig und meint: im Familienkreis möchte er gern Ruhe; die Gräfin bemerkt dann, daß es eine viel schönere Aufgabe der Erziehung sei, Unarten zu verhüten, als sie zu bestrafen, — kurz, mein Tag geht in endlosen Mühen hin, und bis in die tiefe Nacht habe ich an den Lektionen für den andern Tag zu arbeiten. Das ist meine Freiheit!

Nur ein Stern ist in meiner Nacht aufgegangen. Ich wurde kürzlich im Salon aufgefordert, eine Sonate zu spielen, ich glaube, um die Konversation besser in Gang zu bringen, denn es hörte niemand darauf. Nur ein Herr stand nahe dem Piano und wandte mir das Blatt um; ich sah, ohne meine Augen von den Noten zu erheben, die verwunderten und spöttischen Blicke, mit denen einige Damen eine so kleine Aufmerksamkeit bemerkten. Es war das erstemal, daß ich nicht als Sache hier behandelt wurde, und es gab mir das Bewußtsein der weiblichen Würde wieder.

Einmal seit jenem Abend hat der Fremde, der gewagt,

eine Gouvernante zu behandeln wie eine andere Dame, die Rede an mich gerichtet. Er ist ein adeliger Gutsbesitzer der Gegend und gilt für einen halben Gelehrten. Glaube nicht, daß ich so kindisch sei, mich thörichten Träumen hinzugeben, — ach nein, aber es thut mir wohl, mich Einem Menschen gegenüber nicht als Gouvernante zu fühlen.

Das also ist mein Traum von Unabhängigkeit, aus dem ich so früh, so sehr früh, schon erwacht bin. Leb wohl, Du Glückliche mit Deinem heitern Sinn, und denke in Liebe und Theilnahme

Deiner Helene.

Eichthal, Oktober 1882.

Meine gute Helene!

Das ist freilich traurig, daß Du so frühe schon enttäuscht wurdest; ich glaube aber nicht, daß es so schlimm damit sein kann, gewiß stellen sich die Lichtseiten Deiner neuen Lage erst später heraus.

Ich mußte lachen bei den Instruktionen Deiner Gräfin; die ließe ich mich nicht zu schwer anfechten. Weißt Du, ich würde zuerst die Kinder von Herzen lieb haben, dann wollt' ich sie lehren, was ich wüßte und so gut ich's wüßte, und gib Acht, wenn die Mädchen etwas lernen und vergnügt dabei sind, so fragt nachher die Mama nicht, ob Du's ihnen in massenhaften Umrissen oder im Detail beigebracht hast. „Menschen und Vieh nicht zusammengerechnet," wie unsere Christine sagt, aber der Onkel gab mir anfangs auch höchst komplizirte Anweisungen, in welch verschiedner Weise ich seine Staaren, Amseln und Finken füttern sollte: seit sie aber

munter pfeifen und lustig fressen, frägt er nimmer nach der Methode, in der ich sie ernährt habe.

Von der doppelten Unterrichtsmethode kann ich mir freilich keine klare Vorstellung machen. Sagst Du zum Beispiel Deiner Klara: der Napoleon hat beinahe ganz Europa erobert, so ist das ein massenhafter Umriß, sagst Du dann der Eugenie: er hat auch die Kirchenglocken von Erfurt gestohlen, so ist das ein belebendes Detail, da kann sich ja Jede aus der Geschichte herausnehmen, was sie verdauen kann. Bei der Margot scheint mir freilich die Aufgabe schwieriger, denn meines Erachtens muß das Lernen ein Muß sein, sonst kommt es zu keinem Ziel, und ein paar Klapse zu rechter Zeit wären gewiß oft zweckmäßiger, als eine Strafe hintendrein, wenn das Mädchen die Unart vergessen hat.

Aber an den kleinen Kindern, da wollt' ich mich recht erholen, es gibt ja nichts köstlicheres als so eine kleine Kreatur, deren Herzchen so leicht zu erobern ist. Was Deine Freiheit betrifft, so müßte es doch schlimm gehen, wenn Du nicht auch für Dich allein eine stille Frühstunde gewinnen könntest, in Schlössern ist man sonst doch nicht so früh auf.

Liebes Herz, hast Du auch schon recht von Herzen erwogen, was es heißt: wirf Dein Anliegen auf den Herrn? hast Du schon recht versucht, welch ein Segen es ist, von seinen Händen das Tagewerk zu nehmen, in seine Augen zu schauen, nicht nur am Morgen und Abend, jede Stunde, jeden Augenblick? O liebe, liebe Helene, ich wollte, ich könnte Dir etwas von der Freudigkeit in's Herz geben, mit der ich oft im mühseligsten Getreib aus Zimmerstaub und Küchendampf aufblicke und mir des Kindesrechts bewußt werde an eine Heimath voll Licht und Frieden.

Ich habe freilich auch kein Recht zur Klage, obgleich die Tante wirklich schwer zu befriedigen ist. Du glaubst nicht,

was für ein nettes Gärtchen wir hinter dem Hause haben, und durch ein Thürchen im Zaun kann ich hinausschlüpfen auf eine grüne Wiese, durch die fließt ein so lustiger Bach! mit allen Nachbarkindern stehe ich bereits sehr intim, und habe so viel Einfluß errungen, daß sie mir zu lieb ihre Hände waschen.

Ein weiterer Gewinn des Dorflebens ist, daß wir hier regelmäßiger zur Kirche kommen, wir haben einen offenen Stuhl, dem der Frau Pfarrerin gegenüber. Du weißt, Tante hält auf Ehre und Reputation, da soll denn der Stuhl nie leer bleiben, entweder darf ich gehen oder trägt Tante selbst ihr allezeit mühsames und beladenes Herz dahin, und ich gewinne daheim ein ruhiges Stündchen für meine Erbauung, das ich zur schönen Zeit im Garten genieße. Die Kirche ist mir viel werth, unser Pfarrer hier spricht gar herzlich und schön.

Albert ist seit einigen Wochen hier; das ist ein frisches, junges Leben! er könnte mich wahrhaftig ganz eitel machen, so oft versichert er mich: „es ist eben ganz anders daheim, und viel besser seit Du da bist, Lottchen.“ Er wäre auch in Wahrheit oft übel dran mit seinem lustigen, leichten Muth; so oft er singt und pfeift in lauterer Herzensfröhlichkeit, seufzt Tante: „ist mir unbegreiflich, wie man so lustig sein kann, wo man nicht wissen kann, ob's nicht Krieg gibt und ob die Cholera kommt!“

Auch dem Onkel, obgleich er sich für seine Menagerie interessirt, kann er's selten zu Danke machen, er hat schon ein Amselkäfig umgestoßen und die weiße Leibkatze auf den Schwanz getreten. Da ist er denn überall im Wege; kommt er nach Hause, so läuft ihm die Tante beständig mit Pantoffeln nach, die er anziehen soll, und ruft flehentlich: „Tret' mir nicht auf meine Fries' und sitz mir nicht auf meinen Sopha!“

Nach meiner Anleitung hat er sich dann in einer Gar-

tenecke unter einem Apfelbaum ein Asyl gegründet, für die kältere Zeit und die Regentage hat er der Tante ein Oberstübchen abgeschmeichelt, da er sonst Onkels Zimmer theilen soll. Dem haben wir mit einigen vergilbten Landkarten, einem alten Tubus und uralten Globus, der noch von irgend einem mythischen, gelehrten Ahnherrn herstammt, auch zum Entsetzen der Tante mit einigen rostigen Waffenstücken, ein zugleich ritterliches und gelehrtes Ansehen gegeben, und der Junge hat seine kindische Lust daran. Es freut ihn, wenn ich ihm hie und da Visite mache und mir erzählen lasse von den Freuden des Gymnasiallebens, von seinen Studien, seinen Freunden und seinen Zukunftsplanen. Ein herzensguter Mensch! Er ist nur drei Jahre jünger als ich, und doch nimmt er alles, was ich ihm sage mit Freundlichkeit auf, auch wenn's ein Tadel ist.

Tante hat doch im Grunde ihre Herzensfreude an ihm und läßt's wenn auch unter Schelten geschehen, daß ich ihm seine Leibgerichte koche und sie bestimme, ihm seine Freunde einzuladen! auch freut sie's heimlich, wenn wir hie und da Französisch zusammen treiben, und es ist schon vorgekommen, daß sie mich eine ganze Viertelstunde ruhig sitzen ließ.

Ein gefährliches Komplott, das wir hatten, ist kürzlich entdeckt worden. Albert brachte mir spät in der Nacht, als ich endlich in mein Stübchen kam, seine Garderobe herüber, sie war in leidigem Zustand, voll Risse, Tinten- und andren Flecken und er fürchtete sehr den grenzenlosen Jammer der Mutter, wenn sie diese Defekte entdeckte; sie gibt ihm bei jedem Riß im Aermel eine ergreifende Schilderung, wie er wahrscheinlich einst durch Leichtsinn und Fahrlässigkeit Haus und Hof verwahrlosen und Weib und Kind in's Unglück bringen werde.

Da versprach ich denn, ihm nach und nach nächtlicher Weile die Schäden herzustellen. Tante hatte große Garn-

wäsche und in den nächsten Tagen nicht Zeit zu einer Untersuchung. Albert schaffte um den Rest seines Taschengeldes ein Viertelpfund Lichter an und damit ich nicht einschlafe bei der späten Arbeit, las er mir dazu die Odyssee vor.

Ich kann Dir sagen, es waren ganz vergnügliche Abende, aber, so sehr ich ihn bat, leise zu sein, so kam er doch über dem herrlichen Dulder Odysseus so in's Feuer, daß Tante um Mitternacht entsetzt heraufstieg und uns entdeckte hinter dem großen Kleiderkasten, mich mit einer schadhaften Weste und Albert mit der Odyssee.

Nun, wir gestanden den Frevel und Albert brachte sie sogar am Ende zum Lachen mit der Schilderung seines kindlichen Respekts und seiner Reue. Seitdem erhalte ich jetzt bei Tage Zeit zum Flicken, und außerdem, daß uns Tante alle Tage eine haarsträubende Beschreibung der entsetzlichen Feuersbrunst gibt, die wir zwei hätten veranlassen können, hat unsere Unthat keine Folgen gehabt.

Gegen den Onkel, bei dem einige geistige Abnahme fühlbar wird, ist Albert viel aufmerksamer und rücksichtsvoller als früher; es gibt ihm ein männliches Selbstgefühl, seit er begriffen, daß es an ihm ist, den Vater zu tragen und zu stützen. Er soll von hier nimmer in's Gymnasium, sondern auf eine Ackerbauschule. Da er dazu erst neu ausgestattet werden muß, wird er wohl den Winter über noch hier sein, ich werde ihn einmal recht vermissen, er ist ein heller Sonnenstrahl in unsrer ‚Trübsalshütte', wie die Tante ihr Wohnhaus nennt.

Du siehst, daß auch mir, wenn kein hoher Stern der Herrlichkeit, so doch manch freundliches Lichtlein aufgegangen ist. Deinen Stern gönne ich Dir von Herzen, an Sternen verbrennt man sich die Flügel nicht, und Du weißt ja lange schon: die Sterne, die erreicht man nicht &c. Liebes, liebes

Herz, sollte der Stern Dir aber doch zum freundlichen Tageslicht werden, so würde mich's sehr glücklich machen, — aber wir wollen nicht träumen.

Deine Einsamkeit in Gesellschaft ließe ich mich nicht bekümmern. Da ist's wirklich schade, daß ich nicht an Deiner Stelle bin. Mich amüsirt nichts mehr, als in großer Gesellschaft ganz allein und unbeachtet zu sitzen und all das Geräusch an mir vorüber hummen und summen zu lassen; nirgends kann ich behaglicher denken und nirgends wird mir stiller zu Muth, als wo ich das Zappeln und Treiben der Leute mit ansehe. Meine Helene freilich mit ihrer königlichen Gestalt, die ist wohl nicht zur stillen Zuschauerin auf dem Welttheater berufen. Möge Deine Rolle eine dankbare sein! ich will gern als Statistin im Hintergrund verschwinden.

Weißt Du noch, auf den Instituts-Bällen, den ersten und letzten, die ich je besucht, da ließest du, die allzeit Gesuchte, oft im Vorüberfliegen einen mitleidigen Blick auf mich fallen, die ich nur allzuoft das Loos hatte, den Tänzerinnen Shawls und Boa zu hüten? Und Ihr wußtet nicht, wie gut ich Vergeßne mich unterhielt, was für hübsche Texte ich mir ausdachte zu den Walzermelodieen und was für anmuthige Novellen ich manchmal aus den Gruppen las, die sich im Tanz bildeten.

Tanz' immerhin fröhlich vorüber, meine liebe, schöne Helene, Dein Lottchen sitzt friedlich in der Saalecke, und hält ein warmes Tuch bereit, Dich darein zu hüllen, wenn Dich nachher frösteln sollte.

Laß Dich nicht zu sehr niederdrücken, Liebste, Du hast nicht umsonst ein so aufgerichtetes Haupt; sei mir ein bischen heiter, und vergiß nicht

Deine Lotte.

Grünberg, Juli 1833.

Liebstes bestes Lottchen!

Warum mußt Du mir fern sein, wo mir Dein Trost und Deine Liebe am nöthigsten wäre? Da bin ich denn mit Einem Schlag aus der kurzen Laufbahn in der Fremde wieder in die Heimath versetzt, in das Vaterhaus, — das kein Vaterhaus mehr ist. Wie hätte ich geglaubt, als der Vater noch in der Fülle reicher Mannskraft von mir schied, daß ein Grab alles sei, was ich nach so kurzer Zeit von ihm finden werde! Welch bittre Selbstanklage mischt sich in meine Trauer! Ach ich habe die Heimath so leichtsinnig hingeworfen, habe so wenig verstanden, was Kindespflicht ist. Jetzt erst verstehe ich, wenn ich so des Vaters ganzes Wesen und Sein überdenke, wie oft ihm ein herzliches Entgegenkommen, ein liebevolles Eingehen in seine Interessen wohlgethan hätte, wie auch seine kleinen Schwächen dadurch leicht zu überwinden gewesen wären, während ich ihn reizte durch vorlauten Widerspruch oder unbekümmert meine eignen Wege ging. Ich finde es kindisch, wenn im Familienkreis zärtliche Namen und Liebkosungen gedankenlos als kleine Münze im täglichen Verkehr gebraucht werden, aber in Familien, wo dieser zärtliche Ton gar nie angeschlagen wird, schleicht sich oft allmälich eine Dürre und Trockenheit ein, eine falsche Scham vor jedem Ausdruck tiefern Gefühls, die am Ende die Gefühle selbst verkühlt.

Und dasselbe Herz, das leidenschaftlicher Freundschaft fähig ist, das sich eines Reichthums selbstvergessender, hingebender Liebe bewußt wird, die vielleicht nie erkannt, nie vergolten wird, ist in seiner Kindesliebe oft nur zu passiv und lernt so das Vaterhaus als eine Reisestation ansehen, in dem es Wurzel schlagen sollte mit seinem innersten Wesen.

Zu spät! O möge es nicht ganz zu spät sein! Möge

der Liebe noch möglich werden, dort zu vergüten, was sie hier versäumt hat!

Ich habe dem Instinkt meines Herzens gefolgt und die Stelle bei der Gräfin ganz aufgesagt, obwohl ich mir denken mußte, daß ich nun vielleicht erst genöthigt sei, auf eignen Füßen zu stehen. Aber diese anständige Sklaverei ist nun einmal meine Bestimmung nicht, darüber bin ich mir klar, und das Bedauern der Gräfin, ihr Anerbieten, mir die Stelle offen zu lassen, bis sich meine Verhältnisse in der Heimath entschieden, war so wenig ernstlich gemeint, daß es mir zu großer Demüthigung hätte werden müssen, wenn mich nicht Wichtigeres bewegt hätte.

Und mein Stern? Gott weiß, im ersten Schmerz um den ungeahnten Tod des Vaters, im Gefühl der Reue über versäumte Liebe empfand ich jede andre Neigung fast als ein Unrecht. Es ist nicht so geblieben, aber verhüte Gott, daß ich je meine Weiblichkeit verläugnen und suchen sollte, was ich erwarten muß und wäre es ein Himmel auf Erden! Und ein andrer Grund als die Hoffnung eines Wiedersehens hätte mich nie in's gräfliche Haus zurückführen können. Wenn er mich wirklich suchen sollte, — ich sage ja nur wenn, — dann, Liebe, ist es wohl besser, er findet mich als Freie und nicht als Dienerin, denn eine Dienerin war ich dort doch, wenn auch unter anständiger Form.

Ob ich ein Recht habe, an eine so stolze Möglichkeit zu denken? Ach, Lottchen, solche Träume sind zu zarter Natur, als daß ich wagen möchte, sie dem Papier anzuvertrauen. Du weißt ja, daß jene kleine Aufmerksamkeit am Klavier nicht die einzige blieb, — o, es blinken goldne, sonnige Augenblicke durch die Oede meines Gouvernantenlebens. Die Gesellschaft vom Schloß machte einst einen Spaziergang in ein Gehölz, ich natürlich mit den Kindern im Train; — die

Damen gruppirten sich malerisch im Vordergrund, ich saß unbeachtet mit den Kindern im Gebüsch und machte ihnen Kränze, da kam er herüber von den Andern und sprach mit mir und bat mich um eine Maiblume, — o, ich hätte nicht geglaubt, daß auch die norddeutschen Wälder so lieblich rauschen könnten; und auf dem Heimweg, als Alle sich bekränzten, flocht er einen wilden Rosenzweig auf meinen Hut. Du müßtest freilich wissen, ganz wissen, was eine Gouvernante ist, um die Bedeutung so kleiner Aufmerksamkeiten zu begreifen.

Und einmal bat er mich um ein Buch; und als er später meinen Wunsch hörte, Lenau's Gedichte zu lesen, aus denen er uns vorgelesen, sandte er mir das Buch mit einer so feinen Widmung, daß ich es nicht hätte zurückgeben können. Noch viel solcher Lichtblicke könnte ich erwähnen, aber in Einem Blick, in Einem Wort kann eine Bedeutung liegen, die sich nicht wiedergeben läßt. Wir kamen auch auf Standesvorurtheile zu sprechen, sein hoher und freier Geist ist darüber weit erhaben; — doch stille, mein Herz!

Ich habe ihn nicht mehr gesehen, da ich so rasch abreiste, in der Hoffnung, meinen Vater noch lebend zu treffen. Sturm, der Hofmeister, hat sich mir in jenen Tagen des Leides als treuer Freund bewährt, wie er mir während des ganzen Aufenthalts viel erleichterte; aber begreifen konnte er mich nicht. Sein stilles einfaches Wesen, das sich aus einem dürftigen Elternhaus zum Dienst der Wissenschaft aufgerungen und in ihr sein Genüge findet, konnte gar nicht ahnen, was ich als Zurücksetzung empfand; er hat die Eigenschaft, alles natürlich zu finden, die mich manchmal zur Verzweiflung bringen könnte. Er nahm mir mit brüderlicher Treue alle materiellen Mühen und Sorgen ab, die so peinlich sind für ein bekümmertes Herz, er hat mich bis Berlin begleitet, seine treue Fürsorge rührte mich sehr.

Ich habe der Gräfin sogleich des Vaters Tod gemeldet und meinen bestimmten Austritt angezeigt: heute erhalte ich einen Brief von Sturm, der mich sehr überraschte und mich betrübt, weil ich ihm keine andere als eine betrübende Antwort geben kann. Er bittet mich, ihn zu meinem Freund und Beschützer für's Leben zu wählen. Ein Patronat, das der Graf zu vergeben hat, ist frei und ihm zugesagt, er bietet mir mit so herzlichen Worten diese bescheidne Heimath, seine lang verschwiegne Liebe (die ich freilich wohl geahnt), sein treues männliches Herz. Es thut mir sehr weh und hat mich viele Thränen gekostet, nein zu sagen, aber ich konnte nicht anders.

Auch wenn jener Traum nicht wäre, auch wenn mein Stern in unerreichbarer Ferne bleibt, so dürfte ich Sturm nicht eine Hand ohne Liebe bieten; und dann — wenn alles anders wäre, selbst wenn ich von Herzen die Seine werden könnte, nie, nie würde ich einem Manne angehören, der in einem Herrendienst steht. Ich kenne wohl die alten Gemeinplätze, daß wir Alle dienen, aber dieser persönlichen Abhängigkeit von dem lächerlichen Schemen des Ranges bin ich so bodensatt, und Sturm fügt sich so ruhig in diese Verhältnisse, fühlt sich so unbeengt davon, wie ich es bei meinem Manne nicht ertragen könnte.

Ich wollte, es wäre vorüber, ich habe meinen Brief an ihn schon dreimal begonnen, ohne zu vollenden. Warum, ach warum? .....

Ich bedarf Deiner so sehr, komm so bald es Deiner Tante Zustand erlaubt, es erwartet Dich mit Sehnsucht

Deine Helene.

August 1883.

Geliebte Helene!

Wir erwarten Albert jeden Tag, und wenn er hier ist, hoffe ich, wenn auch nur auf einen Tag, zu Dir eilen zu können; es verlangt mich so von Herzen, Dir nach so langer Zeit wieder in's Auge zu sehen; es ist nur ein Jahr, aber ein so reiches und inhaltschweres für Dich.

Ich habe wirklich schwere Zeit, die Tante ist krank, sehr krank an Leib und Seele.

Die arme Tante! Die Vöglein des Himmels haben ihr nie den göttlichen Samen entführt, und ein harter Fels ist ihr Herz auch nicht, aber die Dornen und Disteln irdischer Sorge haben ihn erstickt; sie hat nie gelernt, sich des guten Tages zu freuen, woher soll ihr Freudigkeit kommen in der dunkeln Stunde? Wer ihre Lamentationen über das Elend des Lebens gehört hat, der sollte meinen, sie sei glücklich, dies Jammerthal zu verlassen, und doch hängt sie mit so zähen Fäden, nicht an den Freuden des Lebens, nur an seinen kleinlichsten Sorgen.

Gestern, als sie eben der Geistliche verlassen hatte, als die ernste gewichtige Frage: „was soll ich thun, daß ich selig werde?" mächtig in ihrem Innern laut geworden war, bat sie mich, ihr ein Lied zu lesen. Inmitten der schönen Worte:

> Ach, daß ich Dich so spät erkennet,
> Du hochgelobte Liebe Du,

hörte sie ein Geräusch in der Küche und hielt mich plötzlich ängstlich am Arm: „du läßt doch Christine nicht den Kaffee rösten?" — „Warum nicht, Tante?" — „Ich bitte dich, was fällt dir ein? du wirst sehen, sie röstet ihn zu dunkel,

solche Leute meinen, er müsse schwitzen, und dann ist alles verdorben, die feinste Sorte wird dann schlecht." Sie hatte nimmer Ruhe, bis ich mich des Kaffee's annahm, obgleich sie selbst schon seit Wochen keinen mehr genießt.

Gestern sprach sie zum erstenmal von ihrem Tod; der Onkel hielt ihre Hand, er war sehr weich. Diese Herzen, die trotz „Lieber" und „Liebe" so trocken, so kühl durch ein langes Leben zusammen gegangen sind, wollten aufthauen. „Du mußt mir's zu gut halten, Alter, wenn ich hie und da wunderlich gewesen bin," sagte sie, „ich hatte ein so unruhiges, geplagtes Leben! wenn man nicht weiß, wie fertig werden, so wird man leicht ungeduldig, wenn einem die Arbeit noch erschwert wird; wenn du mir nur als auch ordentlich Nachthemden angezogen hättest, ich hätte nur halb so viel zu waschen gehabt, das hat mir so viel Kreuz gemacht, daß die feinen Hemden gleich so zerknittert waren."

„Ach Liebe, ich will ja nichts als Nachthemden tragen, wenn dich's beruhigt," sagte der Onkel in lauterer Güte.

„Das will ich eben nicht," begann sie wieder mit einer Heftigkeit, die über ihre schwachen Kräfte ging, „das hat mich gerade geärgert, daß du bei Tage oft in so grobem Zeuge gingst, die Frau beurtheilt man nach dem Weißzeug des Mannes." Erschöpft sank sie auf ihr Kissen, Todesfassung, eheliche Liebe und Vergebung war wieder dahin.

Wir lachen und weinen über die arme Tante; möge uns Gott behüten, daß wir nicht auch so an's Leben gekettet seien, wenn auch mit feineren Banden.

Das Mädchen, die den frühen Tod schön findet, weil sie sich als vielbeweintes, reizendes Todtenbild im Sarg unter Blumen ruhen sieht, die Frau, die sich heimlich auf dem Gedanken ertappt wie sie wohl einst in ihrer Leichenrede beklagt und gepriesen werde, — haben sie die Bedeutung des Lebens

und den Ernst des Todes besser verstanden, als meine Tante, die sich auf der Schwelle der Ewigkeit darüber grämt, daß ihr Albert seine Wäsche künftig einer Stadtwäscherin geben werde? Gott helfe uns die Herzen frühe in ihrer höhern Heimath daheim zu machen, er helfe der armen Tante zum Licht noch in der eilften Stunde!

Glaube nicht, Liebe, daß ich Deine Angelegenheiten vergesse über unsrer Sorge, aber im Angesichte eines Todtenbettes gestaltet sich das Leben so viel ernster, und alle meine Sorgen und Wünsche für Dich werden unwillkürlich zu Gebeten.

Es thut mir sehr leid um den Sturm, aber wenn Du ihm kein ganzes und volles Herz bringen kannst, so wäre es wohl Sünde, ja zu sagen; was Du von Herrendienst und Freiheit sagst, das, mein Herz, hat in meinen Augen kein Gewicht. Wer dem rechten Herrn dient, der steht frei vor jedem Herrn der Erde.

Auf Wiedersehen!

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Oktober 1833.

Es ist vorüber. Der Traum ist ausgeträumt, mit den fallenden Blättern fällt meine letzte, leiseste, süßeste Hoffnung. O Lottchen, jetzt sei mir nahe, gib mir Dein klares Auge, Dein ruhiges Herz, Deine stete Hand, die den unscheinbaren Pilgerstab ergreift, wenn die Rosen, mit denen sie ihr Leben zu schmücken gedacht, ihr welk entfielen.

Ich habe ja nie geglaubt zu hoffen, ich glaubte in die tiefste Tiefe meines Herzens jeden vermeßnen Wunsch verschlossen; — aber wer will dem Flug eines jungen Herzens

Zügel anlegen? Und wenn ein ganzer Himmel vor Dir steht: Freiheit, Unabhängigkeit, Glück, Liebe und Seligkeit; steht es dann in Deiner Macht, Deine Augen abzuwenden und sie auf eine graue Mauer zu heften? Da lies den Brief der Gräfin. Doch nein, ich kann ihn der Post nicht anvertrauen, auch will ich mich nicht von ihm trennen, so weh er mir gethan.

Sie schreibt mir: der Freiherr (den Namen will ich nun nicht mehr nennen) sei bei ihr gewesen und habe ihr anvertraut, daß er sein Bewußtsein gedrückt fühle durch sein Betragen gegen mich. Er habe sich dem Interesse, das ihm meine Erscheinung eingeflößt, zu unbedacht hingegeben, er habe den Wunsch, den er gehegt, mir seine Hand zu bieten, zwar nicht ausgesprochen, doch auch nicht verborgen. Eine ruhige Erwägung aller Verhältnisse jedoch, eine Besprechung mit seiner Mutter, die ihn über den Stand seines Gutes und seiner Aussichten für die Zukunft aufgeklärt, habe ihn erkennen lassen, daß er mir kein ungetrübtes Glück bieten könnte, und daß man festgesetzte Schranken, selbst wenn sie auf bloß menschlicher Ordnung beruhen, nicht ungestraft überschreite.

Er sei sich bewußt, mir seine Gefühle, wenn auch nicht mit Worten, kund gegeben zu haben, und könne sich nicht beruhigen, wenn mir die Gräfin nicht auf die zarteste Weise sein Bedauern darüber mittheile und um meine Vergebung für ihn bitte, falls er meine Ruhe auch nur entfernt gestört habe. Ein Recht, selbst zu mir zu sprechen, habe er nicht, und würde es für unzart halten.

Was die Gräfin beifügt, ist feiner und weniger hoch herab, als ich ihr zugetraut hätte; es scheint mir, das bloße Interesse eines Standesgenossen für mich hat mich in ihren Augen gehoben, und nun keine Gefahr ist, daß ich je als

Eindringling in ihren Kreis trete, kann sie unbesorgt als Frau zu der Jungfrau, nicht als Gräfin zu der Gouvernante sprechen.

Es tröstet mich, daß auch sie mich versichert, mein Benehmen sei vollkommen weiblich und zurückhaltend geblieben, ich habe mir nicht die geringste Annäherung vorzuwerfen.

Es liegt etwas unendlich Bittres in dieser Verhandlung durch einen dritten Mund, aber er hat es redlich gemeint, Gott helfe mir die letzte Bitterkeit überwinden! Ich habe kein Recht, ihm Vorwürfe zu machen. Meine Klage kann nur die der Blume sein:

Weh mir, daß ich dir vertraut,
Als mich wach geküßt dein Strahl,
Daß ich dir in's Aug geschaut,
Bis es mir das Leben stahl.

Ich will auch nicht klagen, o, ich habe ja so selige Stunden gehabt, Stunden, in denen ein Wort, ein Blick nachklang in meiner Seele, in denen das glänzende Bild einer seligen Zukunft sich meinen Augen entrollte; — es ist vorüber.

Meine Zukunft liegt im Dunkeln. Die Mutter zieht nach U. zu ihrer Schwester, meine Geschwister bleiben bei ihr. Mir sagte die Mutter: „du bleibst natürlich bei mir, bis du wieder eine ganz passende Stelle hast, die dir mehr zusagt als die erste.“ Was ich vor einem Jahr im Uebermuth ergriff, ist nun zur Nothwendigkeit geworden.

Aber ich werde nie mehr in ein adeliges Haus gehen; unter Meinesgleichen kann ich Gehilfin sein, dort bin ich nur Dienerin; lieber Kindsmagd als Gouvernante! Gesellschafterin vollends gar nicht, das ist ein Seelenverkauf; als Haushälterin vermiethe ich doch blos meine Hände, als Lehrerin meine Kenntnisse, als Gesellschafterin muß meine Stim-

mung, mein Gefühl, mein Geschmack zu den Diensten der gnädigen Herrschaft sein.

Im Ganzen ist's gleich, was ich pflanze auf dem Grabe meiner verödeten Freuden: Blumen wachsen nimmer darauf.

Was ich Dir schrieb, das laß zwischen uns zwei begraben sein, sprich auch nicht davon, ich weiß, daß Du mich ohne Worte verstehst; aber wenn Du kannst, so komm zu mir, Dein letzter Besuch hat mir so wohl gethan. Leb wohl und bete für

Deine Helene.

Eichthal, Oktober 1833.

Meine gute Helene!

Wohl habe ich für Dich gebetet und um Dich geweint, und bin so weit gekommen, Dein Loos auf's Neue mit Vertrauen in Gottes Hand zu legen.

Ich kann nicht so ganz schweigen wie Du verlangst, mein liebes, liebes Herz; ach, auch ich war in meinen Träumen für Dich viel vermeßner, als ich je aussprechen mochte. Weißt Du noch, im Institut war's immer die allgemeine Annahme: „Die Helene ist noch zu was Rechtem berufen.“ Ich dachte mir — doch, es ist gleich was ich dachte: Gottes Gedanken waren andre, und es sind Gedanken des Friedens über Dich, nicht des Leides, dessen sei Du gewiß, meine liebe Helene.

Gib Dich seiner Führung hin, mein Herz, und wähle nicht zu eigensinnig. Ich möchte noch einmal sagen: diene Gott, sieh auf Gottes Augen, so kann kein Menschendienst Dir zu schwer werden.

Mein Geschmack wäre freilich auch, lieber unter Meinesgleichen zu bleiben; doch darfst Du nicht übersehen, daß manche Demüthigung viel bittrer zu ertragen ist in Verhältnissen, wo der Besitz den einzigen Abstand bildet.

Für so todt und begraben darfst Du Dein Leben nicht ansehen, liebe Seele, es liegt noch ein seligeres Ziel vor uns, als das Glück irdischer Liebe, und dies Ziel erreichen wir nicht, wenn wir beim ersten Hügel, den es zu übersteigen gibt, am Wege liegen bleiben.

Gott wird nicht verlangen, daß wir gleich hüpfen und springen sollen, aber ruhig voran, wenn auch mit müden Schritten; er gibt uns überschwenglich über unser Bitten und Verstehen.

Bei der Tante geht es mit raschen Schritten dem Ende zu, und Gott sei Dank, die Morgenluft der Ewigkeit, die sie anweht, scheint die Erdennebel zu zerstreuen, die ihren Geist so lang bedrückt. Martha beginnt sich zu den Füßen des Herrn niederzulassen. Es ist ihr und uns Allen unbeschreiblich wohl in der Ruhe, die über ihr ganzes Wesen ausgegossen liegt, sie lebt nun heiter wie ein Kind von einer Stunde zu der andern.

Tante Mine ist angekommen, eine Schwester des Onkels, die früher mit ihnen beisammen gelebt hat, aber seit Jahren im Unfrieden von ihnen getrennt lebt. Gott weiß, worüber ursprünglich der Hader anging: ich glaube, Tante Mine schlägt bei Bisquit das Eiweiß zum Schaum und Tante Rike verrührt es bloß. Es ist zum Lachen und Weinen, wenn sie jetzt alle ihre gegenseitigen Mißverständnisse aufklären und sich von Herzen vergeben. Mein Gott, mit welch kleinen, kleinen Steinchen können die Menschen sich den Lebensweg verbauen! Da hatte die Eine ihre Betten nicht überdeckt aus Reinlichkeit, um sie verlüften zu lassen, und die Andre hatte sie bedeckt

aus Pünktlichkeit, die Eine wollte die Fenster mit Fließpapier putzen und die Andre hielt Leder für besser, die Eine wollte die Mangwäsche bügeln und die Andre nicht, und Eine wollte Zwiebeln im Pfannkuchen und die Andre Speck, und darüber haben sie Jahrelang gehabert und am Ende Jahrelang sich nicht mehr gesehen.

Jetzt sitzen sie Hand in Hand und lachen selbst über ihren elenden Verdruß und thun sich zu Liebe, was sie noch können, aber das ist gar wenig mehr.

Auch Albert ist es wohl ums Herz, seit er der Mutter zum erstenmal seine Kindesliebe zeigen kann, und sie wird nun erst ihres Kindes froh, unbeirrt von einem etwa zerknitterten Hemdkragen oder einer offnen Halsbinde.

So athmen wir Alle noch um dieses Sterbebett, das Gottlob ein schmerzloses ist, eine Luft der Liebe und des Friedens, die uns Kraft geben wird für die letzte, schwere Stunde, die nicht mehr ferne sein kann. Gott helfe ihr glücklich hinüber!

An einen Besuch bei Dir kann ich zunächst noch nicht denken. Gott sei mit Dir, liebe Helene.

Helene an Lottchen.

U. . . . 21. März 1834.

Ich wollte Dir nicht schreiben, liebes Lottchen, bis ich Dir ein klares Bild meines neuen Aufenthaltes und neuen Wirkungskreises geben könnte. Ich habe, wie Du weißt, in der neuen Wohnung der Mutter hier mein eignes Zimmerchen gemiethet und versuche Unterricht zu geben, um mir so eine unabhängige Existenz zu sichern.

Es ist mir eine schwere Sache, mit einem Herzen, das mit dem Leben abgeschlossen hat, neue Lebenspläne zu entwerfen; ich möchte mich lieber in tiefe Einsamkeit versenken und brüten über dem begrabnen Glück; aber das Leben, das rauhe, unbarmherzige Leben mit seinen Bedürfnissen und seinen Forderungen!

Ich habe nun ziemlich viele Lektionen zu geben, aber ich könnte nicht sagen, daß ich mich sehr befriedigt von dieser neuen Laufbahn fühlte. Zwang, Abhängigkeit, dieser Dämon, der mich überall verfolgt, läßt mich auch hier nicht los.

Als Gouvernante wußte ich doch wenigstens die Ordnung des Tages und konnte mich darnach richten, ich war, wenn Du so willst, fremdem Willen unterworfen, aber doch einem einzigen und gerade keinem unvernünftigen. Jetzt bin ich die gehorsame Dienerin von etwa zehn Vätern und Müttern, die Kinder nicht gerechnet, die auch ihren Willen gehörig geltend machen. „Fräulein Winter, könnten Sie nicht meiner Julie die Stunde morgen früh geben, wir machen Nachmittags einen Ausflug?“ — „Mama läßt bitten, die heutige Stunde auf übermorgen zu verschieben, es ist heute Tanzkränzchen.“ — „Papa läßt Sie ersuchen, zur Lektion zu uns zu kommen, Lina hat Zahnweh und soll nicht in die Luft.“ —

Dann die Bemerkungen über meine Methode, die Wünsche in Betreff des Unterrichts! da war's bei meiner Gräfin ein Paradies dagegen. Dort wünscht ein Papa mehr Festigkeit in der Grammatik, da findet eine Mama, daß die Prononciation nicht fein genug ist, eine Andre räth mir mehr Lebhaftigkeit beim Unterricht, eine Dritte meint, ich sollte mehr lesen, um Stoff zur Konversation zu haben, eine alte Madame engagirte mich zu Abendspaziergängen mit französischer Konversation, sie ist in beständiger Erwartung, daß wir noch Franzosen in's Land bekommen, und meint, es sei da

doch nöthig, sich vorzusehen; da soll ich beständig einen imaginären feindlichen Offizier vorstellen, an den sie die hochherzigsten Reden halten will, die sie alle mit mon colonel! beginnt, und dann nimmer weiter kommt. Wenn ich ihr abscheuliches Französisch, z. B. menez-vous de la guerre avec les dames? korrigire, so versichert sie mich, sie habe schon vor fünfzig Jahren in der Strickstunde Französisch gelernt bei einer Eingebornen, und will mich belehren. Ich weiß wohl, Dich würden solche Dinge ergötzen, mich machen sie nur müde und lebenssatt.

Dann hörte ich schon, wenn auch nur aus dritter Hand, nicht nur Einmal die Bemerkung, meine Lektionen seien wirklich etwas theuer, Herr Levailleur, der doch ein geborner Franzos sei (ich glaube, er war einst Perrückenmacher), gebe die Stunde zu 18 kr. Und ich! ich darf ihnen nicht die Bücher sammt dem elenden Geld, um das ich ihnen meine Zeit, meine Freiheit, meine geistige Kraft verkaufe, in's Gesicht werfen, ich muß mit der artigsten Miene fortfahren, mich nach jeder Laune zu richten, und mich den theuren Zöglingen ja nicht in übler Laune zeigen!

Mit der Mutter käme ich allenfalls schon aus, von ihr natürlich muß ich mir Bemerkungen und etwa auch Ermahnungen gefallen lassen, aber da ist noch ihre ganze Familie da, die sich berufen fühlt, auch Theil zu nehmen an meinem Schicksal und mir weise Räthe zu geben.

Und dann, — ich mache keine Ansprüche mehr an's Leben, das weißt Du, aber wenn ich andere Mädchen meines Alters im Kreise der Ihrigen harmlos ihre Jugend genießen sehe, und ich schreite als die bezahlte Mamsell im Geschäftsschritt von einer Lektion zur andern, werde vielleicht hie und da aus Gnaden irgendwo eingeladen, — so steigt mir doch ein natürliches Gefühl der Bitterkeit auf.

Doch Dir sollt' ich nicht so reden, die Du nicht weißt, was Klage und Bitterkeit ist; ich wollte, ich hätte Deine Bienennatur, die aus den Disteln noch Honig ziehen kann; ich habe sie nicht.

Verlaß mich darum nicht, ich möchte auch wissen, ob Du noch bei Deinem Onkel bist und ob Du dort bleibst, überhaupt wie Dir's geht. Schreibe recht bald

Deiner Helene.

Eichthal, April 1834.

Meine liebe Helene!

Halte mich doch nicht für bösartig und für gefühllos, wenn ich Dir gestehe, daß ich über Deinen Brief neben aller innigen Theilnahme, die ich für Dich habe, doch ein Bischen lachen mußte.

Liebes Herz, der liebe Gott hat's wirklich schwer, Dir's recht zu machen. Ich bin sehr froh, daß ich Dein Geschick nicht in Händen trage, ich wäre in der That in Verlegenheit, wie ich's Dir zu Danke machen sollte. Mir kam das Unterrichtgeben ein so glücklicher Ausweg für Dich vor, gerade für Dich, und ich bin ganz betroffen, daß das nun wieder nicht recht ist. Als Du bei Deinen Eltern warst, trieb Dich's in die Fremde, nun beneidest Du die Mädchen, die noch daheim unter dem Schutz ihrer Eltern sind, wenn sich die Leute um Dich bekümmern, so fühlst Du Dich bevormundet und beschränkt, thun sie's nicht, so fühlst Du Dich unbeachtet und verlassen.

Doch, nichts für ungut, liebe Helene, ich weiß ja, wie viel Du verloren: wenn die Augen noch trüb sind vom

Weinen, so ist es nicht leicht, die Sterne auch durch dunkle Wolken zu erkennen. Ich habe Dich doch lieb, wenn Du mir auch da und dort noch unbegreiflich bist, der liebe Gott wird schon noch den rechten Schlüssel finden.

Eins scheint mir Dein Unglück, Helenchen, Du kannst die Leute nicht lieb haben, mit denen Du zu thun hast, und wo das ist, da muß freilich jeder Beruf schwer lasten. Wie das anders zu machen ist, weiß ich nicht recht, bei mir kommt das lieb haben so von selbst, ich denke aber, es ist auch eine Gottesgabe, um die man bitten darf, wenn sie nicht verliehen ist; gib Acht, wenn Du Deine kleinen Mädchen und Deine alte Madame, die ja höchst ergötzlich ist, recht lieb hättest, es ginge Alles leichter von Statten.

Bei uns ist es nun daran, die Haushaltung abzubrechen; nächsten Monat wird der Onkel übersiedeln zu Tante Mine, die alten Geschwister wollen ihre Tage zusammen beschließen.

Es wird so das Beste sein, Du glaubst nicht, wie sehr Onkel seine Frau vermißte. Seine Liebhabereien schienen ihm gar nicht mehr so viel Freude zu machen, seit er ihnen ganz ungehindert und unverkümmert nachkommen konnte. Ich quälte mich lang und vielfach ab um neue Unterhaltungsstoffe. Endlich fiel mir bei Onkels Essigfabrikation, die nun auch unterblieb, ein, daß er vielleicht Interesse an der Chemie gewinnen könnte. Da man nun in unsrer populären Zeit alles populär macht, so entdeckte ich auch wirklich ein Lehrbuch der Chemie, das ich, mit Hilfe der Institutsgelehrsamkeit, leicht verstehen konnte. Da haben wir denn zusammen studirt und laborirt und Versuche gemacht mit Wasserstoff und Kohlenstoff; gelungen ist's gerade nicht, aber wir waren doch vergnügt dabei und hätten nächstens probirt, den Stein der Weisen zu finden.

Tante Mine wird nun freilich keine chemischen Versuche

mit dem Onkel anstellen, aber die haben eine gemeinsame Kindheit und Jugend, und die Erinnerung daran, alles, was der Papa selig gesagt und die Mama selig gethan hat, reicht wohl aus für den Rest ihres Lebens.

Ich will nun Alberts Ausstattung vollenden, so wie sie noch Tante für ihn bestimmt hat; er soll, wenn er seinen Kurs in der Ackerbauschule beendet hat, auf Reisen gehen. Gott geleite ihn! es ist ein gutes, tüchtiges Gemüth.

Ich aber werde alsdann der Bitte meines Vetters, des Herrn Präzeptors Zweigler in Weilburg folgen und in sein Haus eintreten als Hausjungfer, Gehilfin, oder wie Du's heißen willst, der Name thut nichts zur Sache. Kostgänger und Kinder vom Hause treffe ich dort genug, so daß mir's nicht bange sein darf, daß meine Zeit und Kraft brach liegen werde.

Ich bin recht gespannt, wie sich mein neues Leben unter so viel junger Welt machen wird, aber das Herz thut mir weh, wenn ich denke, daß sich nun bald das Haus schließt, das mir, trotz aller Schatten, doch eine liebe gute Heimath war.

Dir, Liebste, wünsche ich guten Muth oder einen guten Ausweg in eine neue Bahn, die Dir besser zusagt. Von Herzen

Deine Lotte.

Helene an Lottchen.

Linsthal, November 1834.

Abermal wäre ein neues Blatt in meiner Geschichte umgeschlagen, ein gar einfaches, doch wird es Dich in etwas in Erstaunen setzen. Mit dem Unterricht geben ist's vorüber, Du weißt längst, daß ich das nicht beklage, so sehr ich auch

nach Deiner Anweisung mich bemüht habe, diesen Beruf und meine flatterhaften Zöglinge lieb zu gewinnen.

Eine Mademoiselle Courtmoulin, eine eingeborene Französin, auf was die Bewohner von U. so viel Werth legen, hat sich dort niedergelassen, und die lernlustige Jugend lief ihr in Schaaren zu. Die besorgten Mütter meiner Zöglinge, die rücksichtsvollen unter ihnen nemlich, meinten, das Unterrichten sei wirklich für meine Nerven zu anstrengend; die Schülerinnen, die nicht von selbst gingen, habe ich entlassen, und Mama und ihre Familie hielten bereits wieder Sitzungen, um zu berathen, was mit mir anzufangen sei, als sich ein Ausweg öffnete.

Du weißt, daß meinem Vater nicht mehr möglich war, Verfügungen für die Seinen zu treffen. Zum Vormund von uns ältern Geschwistern erbot sich ein Bekannter und entfernter Verwandter des Vaters, Herr Kommerzienrath Milber, ein wohlhabender Kaufmann, der sich auf einem kleinen Landhause hier bei Linsthal zur Ruhe gesetzt hat. Dieser nun machte mir den Vorschlag, zu ihm zu ziehen und die Leitung seines kleinen Hauswesens zu übernehmen, da seine Schwester, die indeß bei ihm war, gestorben ist.

Herr Milber steht im Rufe eines sehr respektabeln Mannes, ein dienstbares Verhältniß ist dies eigentlich nicht, es sichert mir alle Freiheit und Unabhängigkeit, die überhaupt für ein Mädchen möglich ist, so zögerte ich nicht, es anzunehmen, und ich bin nun bereits seit einigen Wochen hier zu Hause.

Diese Wendung war nicht vorgesehen in unsern jugendlichen Planen; Du, ja freilich Du, wolltest allzeit barmherzige Schwester werden und Kleinkinderlehrerin und was Alles, — ich hatte mir's etwas anders gedacht.

Die Stille und Ruhe meines hiesigen Aufenthalts thun mir wohl. Du wirst einige Zweifel in mein Talent als

Haushälterin setzen, es ist aber hier eine leichte und einfache Verwaltung, ein alter Knecht besorgt Garten und Pferde, eine Köchin und eine Hausmagd Küche und Haus.

Ich habe mein Zeichenbrett und die Farben wieder hervorgeholt, Herr Milder freut sich, mein Klavierspiel zu hören, es kommen hie und da Besuche aus der Nachbarschaft, die die ländliche Einsamkeit beleben, — ich glaube, dies stille Leben ist das Beste für mich, es ist mir nöthig nach so viel Stürmen.

In der Stille meines hiesigen Aufenthalts habe ich nun auch Zeit, der Vergangenheit zu leben, der süßen, seligen Vergangenheit. Wie konnte ich noch klagen über den Druck und die Entbehrungen meines Gouvernantenlebens, nachdem ein solch goldnes Licht darüber aufgegangen war! Jede Minute jener Zeit koste ich jetzt aus, jedes leise geflüsterte Wort; — er hat mich doch geliebt! auch wenn Alles jetzt vorüber ist, und dies Bewußtsein macht mich reich.

Gesellschaft ist mir hier nicht besonders angenehm, obgleich hie und da recht umgängliche Leute einsprechen; — meine eigene Stellung hat denn doch etwas Schwankendes, Unbestimmtes. Ich wollte, Herr Milder, der ja im Alter meines Vaters ist, würde mehr die Haltung eines Vaters annehmen; er ist nur allzu aufmerksam, zu rücksichtsvoll: ich hätte gerne bei ihm gut gemacht, was ich bei meinem guten Vater versäumt, — seine Artigkeit beunruhigt mich mehr, sie läßt mir weniger Sicherheit.

Es ist gar kein übler Herr, mein Herr Vormund, nur hält er noch etwas zu viel auf sein Aeußeres, das zu keiner Zeit sehr hinreißend gewesen sein kann, auch ist er hie und da in Verlegenheit, was er mit der Zeit beginnen soll, die Toilette nimmt zwar immerhin einige Morgenstunden in Anspruch, — es freut mich, als Zeichen seiner Achtung, daß er sich nur in vollem Anzug vor mir sehen läßt, — dann hat

er eine Menge Uhren, Standuhren, Wanduhren, Spieluhren, Taschenuhren, Dosenuhren, die er mit großer Sorgfalt aufzieht, dann macht er seine Promenade, auf der ich ihn zuweilen begleite, die Zeitungen füllen einige Stunden aber — der Tag ist lang, und wissenschaftliche Interessen konnte sein früheres unruhiges Geschäftsleben nie nähren. Seine belletristische Lektüre war meistens Lafontaine, ‚Henriette Bellmann, ein Gemälde schöner Seelen‘, hat er mir dringend empfohlen; als ich ihm aber lachend gestand, daß es mir rein unmöglich sei, das Buch zu Ende zu bringen, schien er etwas beschämt, er liest seitdem auf meinen Rath den Walter Scott, mit wie viel Genuß kann ich nicht sagen.

Du aber, Liebe, bist ja ganz und gar verschollen. Daß Du im Juni erst Deinen Onkel zu seiner Schwester begleitet, daß Du dann das Vergnügen hattest, den Onkel Gottlieb und die Tante Mine, die sich zur Gesellschaft Beide krank wurden, zu verpflegen, das sagte mir Dein letztes, kurzes Briefchen. Nun aber werden sie doch wohl gesund sein, und ich möchte wissen, ob Du nun bei Deinem Vetter Präzeptor eingerückt bist, wenn Du nicht auf dem Heimweg noch einen Samariterdienst zu verrichten gefunden hast.

Morgen ist mein einundzwanzigster Geburtstag, da hoffe ich auf einige Worte von Dir. Denkst Du noch an meinen siebzehnten? Den ersten, den wir nach der Rückkehr von der Pension in meinem Elternhause zusammen feierten? Wie golden und rosig lag da die Zukunft vor unsern Augen! Dann kam des Vaters Tod, — und Alles, Alles wurde anders.

Was ist mir heute noch geblieben von jenen glänzenden Träumen? — Nichts, als Ruhe für ein müdes Herz.

Lebe wohl und denke in Liebe

Deiner Helene.

Weilburg, Februar 1835.

Liebe Helene!

Es ist lange angestanden, bis ich dazu komme, jenem flüchtigen Geburtstagsgruß einen ordentlichen Brief folgen zu lassen.

Ich könnte freilich etwas von der Ruhe und Muße Deines Aufenthalts zu Linsthal brauchen, die mir Deine zwei letzten Briefe schildern. Ich gönne sie Dir zwar von Herzen, aber, nimm mir's nicht übel, Liebe, eigentlich bist du noch zu jung zu einem solchen Stillleben, das wäre ein Ruheplätzchen für eine alte Großtante. Ich meine ein Bischen Arbeit, das heißt Arbeit, die sein muß, wäre besser, als die langen stillen Mußestunden am Fenster und Klavier.

Sieh Dich auch ein Bischen um, bekümmere Dich um Deine Nachbarn und ihre Kinder, und wenn der Lenz beginnt, so leg ein wenig mit Hand an im Garten, das Stillsitzen und Brüten über seinen eignen Gedanken taugt nichts, das sagt Dir Eine, die aus Erfahrung spricht, und die froh ist, daß sie nicht allzuviel Zeit hat, allein zu sein mit einem kindischen Herzen.

Auch für die Unterhaltung Deines alten Herrn dürftest Du etwas mehr thun; wozu ist man gebildet und geistreich, wie meine Helene, wenn es nicht auch Andern zu gute kommen soll? Du lies'st so viel den lieben, langen Tag, da würde ich mir auswählen, was etwa den Herrn Vormund ansprechen könnte, ist mir's ja doch sogar mit dem Onkel gelungen!

Der Abschied vom Onkel ist mir noch recht schwer geworden. Albert, der gute Junge, den ich noch nie weinen sah, als an seiner Mutter Leiche, zerfloß fast in Thränen, als er mir Lebewohl sagte, und der Onkel, — ich habe ihn nie so wortreich gesehen, als er in seinem Danke wurde, bis ihm

die Stimme brach, und er nur noch sagen konnte: „Gott vergelte Dir's, Gott vergelte Dir's, Lottchen."

Um Albert thut mir's am meisten leid, daß ihm das Vaterhaus verschlossen ist, zu der Tante Mine hat er gar zu weit. Er wird nun seine Reise angetreten haben, Gott geleite ihn und führe ihn so gut und rein zurück, wie er geht!

Ich aber, meine Liebe, bin nun allhier bei meinem Vetter, dem Herrn Präzeptor Zweigler, und seiner Frau förmlich angestellt, habe unbeschränkte Vollmacht über 24, sage vierundzwanzig junge, hoffnungsvolle Sprößlinge, künftige Minister und Präsidenten, Prälaten, Pfarrer, Advokaten, Schreiber und Apotheker; eine Vollmacht, die bis zu dem Recht geht, Ohrfeigen auszutheilen, von dem ich aber nicht gedenke, Gebrauch zu machen.

Neben diesen vierundzwanzig Anvertrauten hat meine liebe Base, Frau Zweiglerin, die Welt bis jetzt alljährlich um ein neues Glied vermehrt, so daß es in allen Ecken wimmelt und wuselt und mir unser Haus mit seiner Einwohnerschaft oft vorkommt, wie die Flasche mit einem Bergwerk im Leib, wo man wohl sieht, was alles da drinnen ist, aber absolut nicht begreift, wie es hineingekommen.

Das ist ein Ernst, liebe Helene! Wenn ich auch noch so goldige Erinnerungen hätte, ich hätte wahrhaftig nicht Zeit, ihnen nachzuhängen; und meine Zukunftsträume, — die gehen nicht weiter, als vom Morgen bis zu der Stunde, wo unser wildes Heer in die Schule abgetobt ist, und vom Abend bis zur Nacht, wo sie endlich zur Ruhe sind, und ich meiner geplagten Base mit ihren drei kleinen Schreiern zur Hilfe eilen kann.

Zuerst, das gestehe ich Dir, wurde mir seelenbang, als ich das Gewimmel und Getrieb im Hause mit ansah, aber es ging, wie Jean Paul von der Wetterwolke sagt: aus der

Ferne ist sie schwarz, über uns nur grau. Ich versichre Dich, ich stehe jetzt schon so gut mit den kleinen Burschen, sie haben ein solches Zutrauen zu mir, theilen mir ihre kleinen Geheimnisse, ihre Briefe und Kuchen von der Mama mit, daß ich mir's oft zum Vorwurf mache, daß ich mich hier schon wieder so daheim fühle und die alte Heimath nicht vergessen, aber verschmerzt habe.

Mein Herr Vetter (von wannen eigentlich unsre Verwandtschaft stammt, weiß ich nicht recht, es lebt an einem Ort noch eine uralte Jungfer Zweiglerin, die es wissen soll), führt oft ein gar scharfes Scepter, er sagt, es sei sonst unmöglich, die Buben im Zaum zu halten, da muß ich denn beständig die Vermittlerin und Fürsprecherin machen, und wo ich gehe und stehe zupft mich Einer am Ermel und Einer am Kleid: „o, Fräulein Lottchen, da ist mein Ermel zerrissen," — „Fräulein Lottchen, fragen Sie auch, ob wir in's Bad dürfen!" und noch tausenderlei andre Gesuche.

Am Samstag ist großer Waschtag, da sollen sich die Jungen, groß und klein, alle von mir strählen und kämmen lassen. Das ist keine kleine Aufgabe; all mein Gedächtniß und meine Phantasie muß ich aufbieten um wundersame Geschichten, mit denen ich sie zum Stillhalten bewege, sie werden oft so abenteuerlich, daß kürzlich Einer der Kleinen bedenklich sagte: „hören Sie, Fräulein Lottchen, ich glaube, das ist ein verlognes Mährchen," und triumphirend schrie die ganze Schaar: „ja, ja, das hat Lottchen selber erfunden!" als hätten sie einen großartigen Betrug entdeckt.

Sehr erstaunt sind meine Jungens über die Brocken lateinischer und sogar griechischer Weisheit, die ich vor Zeiten von Albert aufgeschnappt habe; es verbreitete sich zuerst die Sage unter ihnen, Lottchen verstehe Griechisch und Latein. Leider haben mich ein paar Verstöße beim Ueberhören um

diesen falschen Ruhm gebracht, im Französischen aber bleibe ich die höchste Autorität, und, allen Respekt vor meinem gelehrten Herrn Vetter, aber ich glaube wirklich, es hierin mit ihm aufnehmen zu können.

Aber ich weiß nicht, ob in deinem Stillleben Scenen aus dem Gegentheil noch Interesse erwecken. Du kämst zu keinem so langen Brief, wenn ich nicht heute die Nachtwache bei einem unsrer Knaben übernommen hätte, bei dem man eine Hirnentzündung fürchtet. Gott lenke es gnädig zum Besten; wir erwarten morgen seine Mutter.

Was meinst Du, schlage dem Herrn Kommerzienrath vor, er soll etwa nur die Hälfte unsrer Jungen zu einem Ferienaufenthalt auf sein Landgut laden, um eure Einsamkeit zu beleben? das würde euch Beiden gut thun.

Lebe wohl, liebe Helene.

Mai 1835.

Liebes Lottchen!

Du erhältst diesen Brief von U. aus, wo ich wirklich bei der Mutter bin, um einen wichtigen Entschluß mit ihr zu berathen.

Mein Vormund hat mir vor acht Tagen seine Hand angeboten. Du kannst Dir denken, in welche Aufregung mich diese Werbung versetzt. Ich hätte sie freilich ahnen können, Du weißt, ein Mädchen sieht scharf in diesen Dingen; aber ich wollte es nicht glauben. Ich glaubte, hier Ruhe gefunden zu haben, und wenn mich auch meine Stellung nicht befriedigte, wenn auch hier mich manches Bittere und Demüthige traf, so fühlte ich mich doch freier und unabhängiger als sonst.

Diese Unabhängigkeit war freilich nur Täuschung, das wird mir jetzt klar, wo ich fühle, daß ich diese Freistätte verlassen muß, wenn ich nein sage; und damit ist Milber kein Vorwurf gemacht, der seine Werbung so zart, so achtungsvoll aussprach, wie es nur je ein stolzes Mädchenherz erwarten kann; das ist die Schuld der Verhältnisse, die unser armes Geschlecht knechten vom ersten Athemzug bis zum letzten Hauch.

Milber hat recht lieb und herzlich mit mir gesprochen, er verkennt die Kluft nicht, die die Jahre zwischen uns bilden, — achtunddreißig Jahre, — aber er legte mir seine ganze Vergangenheit vor Augen: eine Jugend voll Arbeit, Sorgen und Entbehrungen, eine lange, lange freudlose Ehe an der Seite einer grämlichen, kränklichen Frau, und nun, wo sich das Glück ihm zugewandt, wo er in Ruhe der edleren Genüsse des Lebens sich freuen könnte, nun steht er einsam, ohne Kinder, ohne Geschwister, und es würde ihn glücklich machen, mir Alles zu Füßen zu legen, was ihm das Glück bescheert, meine Jugend mit dem zu schmücken, was ihm noch wenig Herzensfreude gebracht hat.

Du denkst vielleicht, das hätte er auch können, wenn ich wie bisher in einem töchterlichen Verhältniß mit ihm gelebt hätte, — aber sieh, er ist vielfach beschränkt und bedrängt von Verwandten, die sich Rechte auf ihn anmaßen, und es ist ihm drückend, mich in einer eben doch untergeordneten Stellung zu sehen.

Und es ist wahr; wenn Leute, die im Haus Geschäfte haben, fragen: „ist das die Frau?“ und hören die gleichgültige Anwort: „nein, nur die Jungfer,“ wenn man in Gesellschaft nach meinem Namen fragt und ich höre: „die Haushälterin Herrn Milbers,“ so ist mir's ein Dolchstoß in's Herz.

Und nun sage mir, was soll ich thun? Daß ich diesem Mann nicht Liebe geben kann, in dem rechten, tiefen Sinne

des Wortes, ist klar, auch kann er daran nicht denken; aber ich kann ihm meine Treue, meine kindliche Hingebung und Sorgfalt weihen, ich kann ihn glücklich machen, ich, die selbst längst die letzte Hoffnung auf Glück begraben hat. Er bietet mir seinen Schutz, seinen ehrenwerthen Namen, eine gesicherte Zukunft.

Im andern Falle muß ich das Dach verlassen, das mir seither eine Heimath bot, muß entweder als überzähliger Gast am Herde der Mutter bleiben, oder hinaus in die Fremde, neuen Demüthigungen, einem neuen Joche entgegen.

Du schließest vielleicht aus meinen Worten, daß mein Entschluß schon gefaßt ist. Ich glaube, es ist so; nicht ohne langen, schweren Kampf.

Du aber, die Du so sehr dafür bist, sich in das Gegebne zu fügen, phantastischen Träumen zu entsagen und das Leben zu nehmen, wie es kommt, Du wirst diesen Entschluß gewiß gut heißen.

Die Mutter gibt mir eine Menge zu bedenken, meint aber schließlich: eine Versorgung wäre es doch, obgleich sie mir wiederholt und herzlich ihr Haus als Heimath anbietet.

Ich denke, Milder von hier aus das Jawort zu geben, und bei der Mutter zu bleiben, bis die Vorbereitungen zu unserer Hochzeit getroffen sind, aber es verlangt mich, zuvor ein paar Worte von Dir zu hören.

Also das wäre das Ende, liebes Lottchen?

> Die Blume darf nicht sprossen,
> Und ringen nicht das Herz,
> Das Leben hat geschlossen
> Das Buch von Lust und Schmerz.

Denke in Deinem Gebet

Deiner Helene.

Weilburg, Mai 1885.

Theuerste Helene!

Du glaubst, daß Dein Entschluß schon gefaßt sei, und doch fragst Du mich noch: was soll ich thun?

Gönne mir, gönne Deinem eignen Herzen noch eine Stimme, eh Du entscheidest, mein liebes Herz. Du berufst Dich auf meine nüchterne Lebensansicht und erwartest von mir gewisse Zustimmung. Ich weiß wohl, ich bin ein hausbacknes Ding, ihr habt mich immer die Jungfer Weisheit genannt, und ich hatte jederzeit gewaltig viel Vernunft übrig, — für andre Leute, sein Theilchen Dummheit behält am Ende das Klügste für sich, — aber das Herz wird mir doch unendlich schwer, wenn ich an Deinen Entschluß denke, und ich meine, ich müsse Dich mit beiden Armen zurückhalten.

Ob Du glücklich wirst durch Dein Ja, — ach, liebes Herz, das ist wohl schwer zu bestimmen. Ich habe fröhliche selige Bräute gesehen, deren Ja nur der Schlußakkord der süßen Melodie war, die ihr ganzes Wesen durchklang, und — ich sah sie bald wieder in einsamer Trauer als Wittwen oder — als unbefriedigte Frauen, die nicht verstanden hatten, den schönen Klang festzuhalten.

Ob es klug ist, dies Ja auszusprechen, wollen wir darum zunächst nicht fragen, das ist zu Zeiten oft recht schwer zu finden, aber ob es recht ist, das sollte doch wohl mit Gottes Hilfe zu ergründen sein. Ich kann ja selbst nicht wissen, was es ist um dies Ja, das unser ganzes Sein, Leib und Seele an ein andres Dasein knüpft, aber es muß etwas unendlich Großes sein, darum bedenke wohl, eh Du es aussprichst. Kannst Du denn diesem Manne angehören, so mit ganzem Herzen, daß im tiefsten Grund Deiner Seele keine Stelle mehr ist, wo er nicht zu Hause sein dürfte?

Du findest es bei Deiner Jungfer Weisheit natürlich, daß sie eine Wahl aus Liebe, was man so nennt, nicht für einzige Bedingung zum Glück der Ehe hält, und da hast Du recht. Ich bin noch jung (ich glaube wenigstens; hie und da komme ich mir erschrecklich alt vor), aber ich habe doch schon in manches Herz und Leben gesehen und gefunden, daß das höchste Glück selten da war, wo man mit den höchsten Erwartungen begonnen hat. Eine solche Liebeswahl fügt sich ja so selten in unsern Tagen, und Gott kann doch unmöglich den Stand, den er selbst eingesetzt hat, in so wenigen Fällen nur mit Glück begabt haben.

Schön muß es freilich sein, wunderbar schön, wenn einem das Leben einmal so recht seine vollen Rosen in den Schooß wirft, aber es liegt Gefahr in diesem Glück: man freut sich seiner Rosen und spielt damit, bis sie welk sind. Wo aber das Glück als ein unscheinbares Pflänzchen in Deine Hand gelegt wird, das Du einsenken, das Du treu und oft mit Mühe hegen und pflegen mußt, da lernst Du Dich auch der kleinsten Knospe freuen und empfindest Dein Glück als Dein Eigenthum und als einen Gottessegen zugleich.

Darum laß Dir nicht das Herz schwer machen durch George Sand'sche Ideen, liebste Helene. Diese hochfliegenden Geister der neuen Zeit, die doch wieder nichts besseres ansprechen, als was diese arme Erde gibt, für die in diesem Leben alles beschlossen ist, und Leib und Seele zusammen aufgehen muß in der irdischen Liebesflamme, wie einst im Todeshauch, — die brauchen freilich für ihr Glück Leidenschaft, Liebe, geistiges Erkennen und sinnliches Verlangen.

Wir aber, die wir ein unbeflecktes und unverwelkliches Erbe ersehnen, die wir ein höheres Ziel im Auge haben, eine Zukunft, wo nur die Liebe unsterblich sein wird, die sich geheiligt hat im Quell der ewigen Liebe, wir sehen das Band

der Erde als eine Brautzeit für die höhere Vereinigung der Ewigkeit an, eine läuternde, heiligende; und dazu kann auch die Ehe werden, die nicht allein unsere leidenschaftliche Herzenswahl ist. Wenn ich aber glaube, es ist nicht nöthig, zum Glück sich vor der Wahl geliebt zu haben, so ist es doch ganz gewiß nöthig, sich nachher lieben zu können.

Noch als kleines Mädchen, wenn ich eine Trauung mit ansah, mußt ich in der Stille ältere Eheleute betrachten, die oft so kühl und trocken oder wohl auch unfreundlich nebeneinander hergingen, und ich mußte mich besinnen: ob denn die auch einmal so schön und heilig miteinander in der Kirche gestanden seien. Und jetzt noch weht mich's unheimlich kühl an, wo die Ehe als nichts denn eine anständige Versorgungsanstalt erscheint.

Vor solchem Loos behüte Dich Gott. Achtung, Freundschaft, gegenseitige Rücksichten, sind gewiß ganz gut für's Zusammenleben mit allen Leuten, aber zum Glück der Ehe gehört nun sicherlich mehr, und ein Ja, das nicht mit einer tiefen, heiligen Freudigkeit gesprochen wird, halte ich für Sünde. Aber diese Freudigkeit ist eine Gabe Gottes, und wo er sie nicht verleiht, da liegt der Bund nicht in seinem Willen.

Eine Verheißung der Bibel hat mir immer ganz besonders wunderbar und lieblich geklungen, weil sie auch menschlicher Liebe und Freundschaft eine Weihe gibt: „Wo Zwei unter Euch Eins werden, was sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel.“ Ich denke, diese Verheißung könne ihre seligste Erfüllung finden bei zwei Gatten, die zusammen um die rechte Liebe bitten, und was so erbeten wurde, ist am Ende schöner und reicher, als was andern ein freundlich Geschick von selbst in den Schooß geschüttet.

Liebe Helene, glaubst Du, daß Eure Herzen so recht Eines vor Gott sein können? Hier allein gibt es nicht

Jugend und nicht Alter, und nur eine tiefe ernste Einigung im Höchsten kann die Kluft der Jahre ausgleichen, die zwischen Euch liegt.

Diese Jahre an sich, so groß auch ihr Unterschied ist, würden mich nicht bekümmern, die Zeit steht in Gottes Hand, und wenn Du wirklich Deinem Mann zum Segen wirst, so kann Dir ein kurzes Beisammenleben so reiche Erinnerungen geben als das längste.

Aber bedenke Dich, liebes, liebstes Herz, bedenke Dich, wenn Du glaubst, Freiheit, Unabhängigkeit zu gewinnen mit dem Wort, das Dich einem Andern ganz und gar zu eigen gibt, so zu eigen, wie kein Verhältniß sonst in der Welt. So weit ich's verstehe, so wird Freiheit in der Ehe nur mit vollster Hingebung erkauft, sonst muß sie unerträglicher Zwang sein.

Aber ich spreche wohl zu viel, und habe doch lange, lange nicht alles ausgesprochen, was mir auf dem Herzen liegt. —

Ist wirklich alles schon entschieden, und steht Deine Wahl fest, so segne sie Gott, liebe Helene. Ich will nicht sagen: vergiß dann, was ich gesprochen, denke nur, daß es meine Liebe sprach. Das weißt Du, daß kein Herz inniger um Dein Glück betet, als das

Deiner Lotte.

Helene an Lottchen.

Oktober 1835.

Es sind schon viele Monate, liebes Lottchen, seit wir Abschied genommen am Abend meines Hochzeittages; und außer dem kurzen Briefchen, in dem ich Dir unsere Rückkehr von der Reise anzeigte, hast Du noch keine Nachricht von

mir. Halte mir's zu gut; es ist nicht eben Mangel an Zeit, was mich vom Schreiben abhält, es ist eine gewisse Mattigkeit, Verdrossenheit, möcht' ich sagen, die mich seither nicht dazu kommen ließ, auch weiß ich Dir wirklich nichts Interessantes zu berichten.

Du fürchtest, ich trage Dir die Freimüthigkeit nach, mit der Du mir über meine Heirath geschrieben? o nein, liebstes Kind, halte mich nicht für so schwach; ich kenne ja die Liebe, die aus Deinen Worten, aus Deinen Warnungen sprach, und vielleicht — hast Du Recht gehabt.

Nimm das für keine Klage, meine Liebe. Es wäre groß Unrecht, wenn ich klagen wollte, — mein Mann ist so sehr gut, so aufmerksam gegen mich, ich muß mich hüten, zu viele Wünsche auszusprechen, er würde sie alle erfüllen. Freilich gibt es Wünsche, die unerfüllbar sind.

Wir haben eine schöne Reise gemacht, am stolzen Rhein, alle die Herrlichkeiten gesehen, in die sich einst unsere Mädchenphantasie geträumt, und das Meer, das geheimnißvolle unendliche Meer. Wie oft, wie oft habe ich Dich an meine Seite gewünscht. Mein guter Mann, der mich überall hinführte, wo er mir nur den leisesten Wunsch ablauschte, konnte meine Begeisterung so wenig theilen. Es ist ihm nicht zu verdenken, in seinem Alter ist man abhängiger von äußern Bedürfnissen, aber erkühlend wirkt es, wenn Du versunken bist in Anschauung der Herrlichkeit des Kölner Doms und Dein Mann flüstert Dir in's Ohr: „Liebes Kind, wir haben Beefsteak bestellt, die werden rein ungenießbar, wenn wir nicht präzis kommen.“

Wir mußten Eine Nacht auf dem Dampfschiff zubringen, eine wundervolle Sternennacht, das Mondlicht zog lange goldne Streifen auf dem Fluß, wir standen auf dem Verdeck und schwelgten in dem Zauber dieser Nacht. Mein armer Mann

stand fröstelnd neben mir: „liebe Helene, hast Du nicht noch einen warmen Shawl eingepackt, ich bekomme sicherlich einen Rheumatismus.“ — „Warum gehst Du denn nicht lieber in die Kajüte, Lieber?“ — „O, man liegt erbärmlich schlecht auf den Divans, ich bin wie gerädert.“ Und doch ist mir noch lieber, wenn er sich gibt, wie ihm ist, als wenn er sich unnöthig zusammennimmt und mir zu lieb jugendlicher und poetischer thun will, als ihm zu Muthe ist; ich fürchte, ich bin in solchen Fällen oft unfreundlicher als recht ist. Auf der Reise war es ihm höchst unangenehm, daß er so oft als mein „Herr Vater“ angeredet wurde. Zuletzt war ich selbst froh, als ich ihn aus den Beschwerden der Reise glücklich erlöst und nach Hause gebracht hatte. Die neue Einrichtung unsers Landhauses ist sehr, sehr hübsch, ich freue mich, bis ich sie Dir zeigen kann. Es machte mir Freude, ich gestehe es, als eigne Herrin hier zu schalten, zum erstenmal, und alles nach meinem Geschmack zu ordnen. Milber brachte mich freilich fast zur Verzweiflung mit ein paar entsetzlich schlechten Familienbildern, die er durchaus im Salon aufhängen, und mit einer eben so geschmacklosen Uhr, einen Thränenkrug vorstellend, die er auf meinen, wirklich sehr eleganten Schreibtisch placiren wollte, aber ich habe glücklich obgesiegt und Uhr und Bildnisse ins obere Gastzimmer verbannt.

Mit den Dienstboten war ich genöthigt zu wechseln, ich hörte gar zu impertinente Aeußerungen über meine ehmalige und jetzige Stellung im Hause; auch in Gesellschaft fühle ich mich vielfach gedrückt durch den Gedanken, daß Andre meine Wahl eigennützigen Beweggründen zuschreiben.

Aber, ich wiederhole es, es wäre Unrecht zu klagen, Milber ist nur zu gut, — ich denke oft, ein Mann, den ich mehr fürchten müßte, wäre besser für mich. Ich muß mich hüten, seine Güte nicht zu mißbrauchen. Ich fühle mich so

oft gereizt, verstimmt, ohne den Grund zu wissen; es sei Nervensache, sagen sie, wir wollen nächsten Sommer in ein Bad gehen, wohin weiß ich noch nicht.

Laß mich nicht zu lange mehr auf Deinen Besuch warten, meine Liebe, er wird eine große Wohlthat sein in der Einförmigkeit unsers Landlebens; namentlich die Abende sind oft sehr lang. Wir haben anfangs zusammen gelesen, aber ich fand, daß meine Lektüre meinen Mann wenig anspricht, das Spiel dagegen ermüdet mich, so macht er meist sein Schläfchen auf dem Sopha und ich lese für mich. Ich lese selbst nicht mehr so gern wie früher; soll ich mich zurückversetzen in alte Träume, die lange verschollen sind, oder Zukunftsbilder entwerfen, wo keine Zukunft ist? Darum, Liebe, wenn Ihr nicht ohnehin Ferien habt, so denk einmal auch an Dich selbst, mache Ferien und komm zu

Deiner Helene.

Lottchen an Helene.

Mai 1836.

Herzlichen Dank, liebe Helene, für die sonnigen, freundlichen Tage, die ich auf Eurem schönen Landsitze verlebt, für die gastliche Güte Deines Mannes, für Deine alte Liebe, die mir immer auf's Neue wohlthut. Diese Tage im Freien und Sonnenschein haben mich recht aufgefrischt, auch die Kleinen hier sind indeß wohl geblieben, unsere Knaben rücken von allen Seiten wieder ein, und ich habe nicht Zeit zum Heimweh. In diesen ersten Tagen nach der Rückkehr aus der Heimath, wo ihnen die Mama Leibgerichte kochte und sie bis acht Uhr schlafen ließ, wacht den Jungen leicht das Heimweh auf, da muß man sich ihrer ein Bischen mehr annehmen

als sonst, um den Uebergang zu der strengen Schulordnung zu erleichtern.

Wir haben gestern Ostern nachgefeiert, weil sie über die Feiertage zu Haus waren. Das war eine Lust und Herrlichkeit, und mit so wenig Mitteln! ein paar Eier und ein paar Brezeln für Jeden war die ganze Bescheerung, die ich mit großem Aufwand von Scharfsinn im Garten versteckt hatte. Du hättest das Jubelgeschrei hören sollen, als Einer um den Andern seinen bescheidenen Antheil entdeckte und der Letzte den seinigen gar nicht finden konnte, weil ich ihn bei mir in der Laube versteckt hatte. In der Laube aber thronte ich, als Herrscherin über eine ungeheure Chokoladekanne, aus der sämmtliche Mannschaft reichlich erquickt wurde. Die kleine Schaar, die da so fröhlich und rothbackig im grünen Gras lagerte und schmauste, dazwischen die sechs Kleinen vom Hause, die Alle von den Kostgängern geschmeichelt, gehätschelt und verwöhnt werden, und die nun von Einem zum Andern krabbelten und von seinem Antheil naschten, — ich sage Dir, es war ein Anblick zum Malen. Wenn Du Dir mit dem drolligen Jungen Eures Taglöhners, der allemal so possirlich im Gras herumkugelte, und mit den zwei kleinen Mädchen der Wäscherin hie und da so einen Spaß machen wolltest, es würde Deinem Mann, der so herzensgut ist, gewiß auch Freude machen.

Liebste Helene, da bin ich eben dran, aus lauter Delikatesse wie die Katze um den heißen Brei herumzugehen, und wir stehen uns doch so nahe, daß ich wohl wagen darf, von der Leber weg zu reden.

Du könntest glücklicher sein, liebe Seele, Du solltest glücklicher sein und — glücklicher machen. Statt zu brüten, wie und warum Du denn auf diesen Weg gekommen, und ob Du darauf sein solltest, geh ihn frisch und freudig fort, so wird er doch ein Himmelsweg. Es ist, verzeih mir's

Liebe, als ob Du mit der Einen That, daß Du mit Deiner Jugend und Schönheit einen so viel ältern Mann genommen, all Deine Opferfähigkeit erschöpft habest, und als ob er fortan sein Lebenlang an diesem Opfer zehren müsse.

Wenn Dich's kränkt, daß Fremde glauben, Du habest Deinen Mann aus Eigennutz gewählt, wie kannst Du sie schöner widerlegen, als wenn Du mit der That zeigst, daß Du es gethan um einen weitern Wirkungskreis, um reichere Mittel zum Gutesthun zu haben, um der freundliche Engel eines sonst einsamen Lebens zu werden?

Gewiß, es thut Deiner Frauenwürde keinen Abbruch, wenn Du einen Abend Brett spielst oder sogar Damen ziehst mit Deinem Mann, weniger, als wenn Du Dich mit der Miene einer gekränkten Unschuld auf's Sopha lehnst und die Gedichte wieder liest, die wir in unsern romantischen Frühlingstagen abgeschrieben.

Faß einmal die Gegenwart frisch und freudig an, Liebe, und sitze nicht immer in tragischem Anschauen der Vergangenheit.

Man sagt, so manche Ehe würde glücklicher sein, wenn die Frauen mehr an ihr Wittwenstübchen dächten.

Du bist kein Kind, liebe Helene, und kannst Dich nicht darüber täuschen, daß sich Dir früher als andern dies Wittwenstübchen erschließen kann. Glaubst Du nicht, das Bewußtsein, daß Du ein Gottessegen warst für den Lebensabend Deines Gatten, wiege ein paar begrabne Mädchenträume auf?

Und nun, verzeih der Predigerin, aber Du weißt, es thut mir weh, wenn ich so schöne Gottesgaben als todtes Kapital liegen sehe, die in lebendiges Herzensglück umgesetzt werden könnten. Halte mir's zu gut und zeige, daß Du in Wirklichkeit mehr und Schöneres thun kannst, als ich mit meiner Altjungfernweisheit predige.

Mit Einem Wort, liebes Herz, sei glücklich und zufrie-

den, sing' mir nicht mehr mit so herzgebrochener Stimme: ‚Schein ich auch zufrieden, fühl' ich doch den Schmerz,' — und bleibe gut

Deiner

Jungfer Weisheit.

Bitte, sieh auch einmal nach der alten Hanne neben dem Thorhäuschen, die ich so oft besucht, und grüße sie von mir. Für die kleinen Mädchen Deines Taglöhners habe ich von unsern Knaben alte Geschichtenbücher erbeutet, eben so ein noch stattliches Wams für den kleinen Jakoble, der die Gänse hütet, ich hoffe, du wirst Ehre einlegen mit diesen Spenden.

B . . . heim, März 1840.

Liebes Lottchen!

Der erste Brief von meinem neuen Aufenthalt aus; ach, ich wollte, es wäre der letzte, so innerlich müde, so gebrochen fühle ich mich.

So hat sich mir denn das Wittwenstübchen aufgethan, früher als ich damals geglaubt, und Du hast vor Zeiten recht gehabt, Lottchen, seine stillen Wände sind manchmal laute Prediger, gewaltige Mahner an versäumte Pflichten, an Tage, die sich nicht wieder einholen lassen. Dank sei es Gott, und Dank sei es Dir, meine freundliche Mahnerin, daß ich in den letzten Jahren meiner Ehe mehr an die Pflicht als an meine verfehlten Wünsche gedacht, Dank auch für die Tage des Leidens, in denen ich doch meinem Mann eine Pflegerin sein durfte.

Es war freilich eine schwere Zeit, diese sieben Monate der Krankheit, und sie dünken mir oft mehr als sieben Jahre,

aber ich möchte sie manchmal wiederholen, nur um mir das Gefühl eines Berufs, eines Lebenszwecks damit zu erkaufen.

Ich habe mich lange, viel länger als meine Absicht war, noch auf unsrem Landhaus verweilt, nun aber wählte ich mir doch einen andern Aufenthalt; ich mochte es nicht mehr bewohnen, so lang sein Besitz mir durch den verdrießlichen Prozeß mit den Verwandten meines Mannes bestritten ist, auch hätte ich mich dort gar zu einsam gefühlt.

Nach U., wo die Mutter wohnt, wollt ich nicht gerne ziehen. Die Mutter ist gut und freundlich, aber mit ihrer Familie harmonire ich zu wenig, meine Brüder sind fort, und den Geschwistern der zweiten Ehe bin ich immer zu fern gewesen, als daß wir jetzt einander bedürfen sollten.

Da habe ich nun hier, wo mir die Gegend immer gefiel, eine freundliche, elegante Wohnung, Umgang so viel mir beliebt, genieße Achtung und Aufmerksamkeit, habe alle Mittel, mir das Leben so angenehm als möglich zu machen, kann meiner wirklich angegriffenen Gesundheit nach Muße pflegen, und — frage mich fast jeden Morgen, wozu ich denn eigentlich aufstehe und den Tag beginne, und lege mich jeden Abend nieder, müde vom Nichtsthun, mit dem Gedanken, daß es für niemand ein Unglück wäre, wenn ich nicht wieder erwachte.

„Arbeite, mach dir zu thun!“ wirst Du sagen. Ach Liebe, ich bin zu matt und abgespannt zu neuen Unternehmungen und Planen, und was ich für mich thue, scheint mir alles unnütz und zwecklos. Ich sticke in Armenbazars, immer mit dem Gedanken, es wäre besser und einfacher, den Armen das Geld geradezu zu geben, das ich hier an unnützes Getändel verwende; ich unterzeichne zu allen Sammlungen für milde Zwecke, das ist ein unerquickliches Geben, ohne Freude und Dank; ich arbeite in Nähvereinen für

Arme und denke dabei: nun gewöhnt man die Leute, die wenigstens gesunde Hände haben, noch zur Faulheit, indem man für sie näht und flickt. Ich putze mich auch und gehe in Visiten und komme noch leerer und ausgeschöpfter heim, als ich hinging.

Du hast mich nicht in dieser Stimmung verlassen, liebes Lottchen; ach, vielleicht wäre ich nie darein gekommen, wenn Du immer bei mir wärest! Dank Deiner mahnenden Liebe und der Treue Gottes, der mir mein eigen Herz aufschloß, waren die letzten Jahre meiner Ehe glücklicher, als das erste, und ich freute mich fast, in der langen beschwerlichen Pflege meines kranken Gatten früher Versäumtes gut machen zu können. Wie wenig ich ihm auch von dem Glück gewährt habe, das er mit mir zu finden gehofft, er ist doch mit Dank und Segen auf seinen Lippen gestorben und, liebes Lottchen, Dir darf ich es wohl sagen, in den vier Jahren unsrer Ehe war es an seinem Krankenbett das erstemal, daß ich mich an meinem Platze fühlte.

Der Frieden seines Sterbebetts nach so langen Leiden, Deine wohlthuende Nähe, und später die Mühen und Geschäfte des Umzugs haben mich eine Zeitlang noch kräftig und aufrecht erhalten, jetzt sinke ich zusammen, und wie ein grauer Schatten legt sich das Gefühl eines nutzlosen unbefriedigten Daseins über meine Seele.

Wenn ich nach dem Ausgange des Prozesses freie Herrin meines Vermögens bin, so hoffe ich, die Mutter und meine ältern Geschwister reichlich unterstützen zu können. Aber, was ist das? wenn ich sterben würde und ihnen mein Geld lassen, so wäre es eben so gut für sie, oder noch besser.

Wenn Dein Präzeptor endlich nach jahrelangem Melden Pfarrer geworden, und Du Deines mühsamen Dienstes ent-

hoben bist, so eile zu mir, Deine Gegenwart kann nirgends wohlthätiger sein, als bei

Deiner

armen Helene.

April 1840.

Liebe Helene!

Der Vetter ist endlich Pfarrer und die Knaben werden entlassen. Wir sind erstaunlich betrübt, daß wir von einander müssen; Rudolf, mein Liebling, machte mir gestern den Vorschlag: „weißt was, Fräulein Lottchen? heirath Du einen Präzeptor, dann bleiben wir alle bei Dir.“ Ich werde im Vorgefühl des nahen Abschieds mit Geschenken aller Art überhäuft, Rudolf will mir durchaus seine Ziehharmonika aufdrängen: das werde so unterhaltend sein für mich, wenn ich allein sei, Heinrich verehrt mir selbstilluminirte Bilder, zierlich ausgeschnitten, Karl den Balg eines frühverstorbenen Eichhörnchens und meint, das gäbe gewiß eine kleine Boa für mich; der wilde Fritz hat mir mit großer Mühe ein Kettchen von ausgeschliffenen Kirschensteinen verfertigt; — ich bekomme ein ganzes kleines Raritätenkabinet von den Andenken dieser und früher geschiedner Zöglinge. Ich will es wohl verwahren und freue mich schon darauf, wenn später Einer oder der Andere seinen Weg in die Welt gemacht hat, sein Andenken wieder hervorzusuchen und der alten Zeiten zu denken, wo ich den Kopf gewaschen, der dann eine kleine Welt in Bewegung setzt. Ich habe so meine eignen Vermuthungen über jeden der kleinen Burschen, und es wird ungeheuer unterhaltend sein, ihren Lebenswegen mit meinen Gedanken zu folgen.

Meine Zukunft liegt noch im Dunkel, doch ist mir nicht

bange darum. Denkst Du an das Bildchen, das mir, zum Neid der Schule, unsere alte Nähfrau schenkte, als wir ihren Unterricht verließen, um uns in der Residenz weiter auszubilden? es ist darauf ein Vöglein abgebildet mit einem zierlich gefalteten Briefchen im Schnabel und der Unterschrift:

Hier innen in dem Brieflein steht,
Wie es Dir, liebe Freundin, geht.

Wir waren damals höchst begierig, das Briefchen zu öffnen, es enthält nichts, als die Worte; ‚wie Gott will.‘ Ein anderes Orakel für meine Zukunft habe ich bisher nie verlangt und nie bedurft.

Einen überraschenden Besuch erhielt ich in den letzten Tagen, als ich eben bei der prosaischen Arbeit der Kleiderreinigung war, die ich allwöchentlich einmal selbst vornehme. Ein großer, schöner Mann trat ein, bärtig und sonnenverbrannt; ich glaubte, er sei fehlgegangen, und erst als er rief: „Grüß Gott, Lottchen!“ und mir lachend die Hand schüttelte, da erkannte ich mit einem lauten Freudenschrei Albert, meinen alten Freund und ersten Zögling, der von seinen Reisen zurückgekehrt, und vor allem mich aufgesucht hatte.

Ich mußte lachen und weinen vor Freude, ich ließ pflichtvergessen die vierundzwanzig Wämser nebst sonstigen Kleidungsstücken liegen, und setzte mich mit ihm in die Laube unsres Hausgärtchens und ließ mir erzählen von seinen Erlebnissen und seinen Reisen; geschrieben hatte mir der böse Junge gar selten. Aber ich konnte nur unbefangen mit ihm reden, wenn ich seine alte treuherzige Stimme hörte, ohne ihn anzusehen, denn wenn ich in dies schöne männliche Gesicht sah, konnte ich mich nimmer in die alte Zeit finden, und ich hätte mit dem König in Uhlands Ballade rufen mögen:

Wie bist Du so jung geblieben,
Und ich bin geworden so alt.

Wir brachen erst auf, als die Jungen von der Schule heimkamen und ihre neugierigen Köpfe hereinstreckten. Sie brachten mich bei Tisch eigentlich in Verlegenheit mit ihrem Kichern und Köpfezusammenstecken, als der schöne stattliche Albert neben mir saß.

Albert will sich nun ein Landgut kaufen und seinen Vater zu sich nehmen. Natürlich gehört zu solchen Planen vor allem eine junge Frau; er hat mir darüber nichts anvertraut, und ich war schüchtern, ihn zu fragen, aber ich bin sehr begierig auf seine Wahl.

Da schreibe ich Dir wieder Seiten lang über mich und meine eignen Angelegenheiten, und wollte doch nur Dir ankündigen, daß ich zu Dir kommen will, wenn erst unsre Pension aufgehoben ist.

Dann, liebe Helene, wollen wir vereint gegen den grauen Dämon kämpfen, der Dein Leben zu umnachten droht. Halt Dich tapfer und sinke nicht! sollen all die hohen und schönen Vorsätze unserer Jugend zusammensinken, wenn unsre ersten Träume nicht Wahrheit geworden?

W a s Du thun sollst, um Dein Leben auszufüllen, das kann ich Dir so genau nicht sagen. Stell Dein Herz und Deine Hände nur recht ernstlich zu Gottes Verfügung, gib Acht, Du findest etwas zu thun, ohne weit zu suchen und ohne Unnöthiges hervorzusuchen, nur mußt Du es dann t h u n, auch wenn Dir's nicht angenehm wäre. Du lebst zum Beispiel mit einer Magd unter Einem Dache, oder mit zweien, kennst Du auch nur sie und ihre Verhältnisse, zeigst Du ihnen wirklich herzliche Theilnahme an ihrem Ergehen. Sorge für ihre Weiterbildung, natürlich in ihrer Sphäre!

weißt Du, daß der unbewußte Einfluß, den Du auf Deine Umgebung übst, ein unberechenbarer ist, daß Du ihnen zum Segen oder Unsegen werden kannst, je nachdem sich eine klare, fromme, geläuterte Seele, oder ein launiges, verstimmtes Wesen in Deinem ganzen Sein und Thun abspiegelt?

Ich muthe Dir gewiß nicht zu, daß Du, müde und gebrochen, wie Du Dich jetzt fühlst, auf innere Mission hinausziehen solltest; übe zuvor die innerste, nimm Dein eigen Herz in die Schule, weich keiner Pflicht aus, die Dir im Wege liegt, auch wenn sie aussieht wie eine Last; gib Acht, die innere Mission gibt sich mit der Zeit von selbst. Und wenn es vielleicht gerade in der Stille eines wenig bewegten Lebens ist, daß Dir Gott noch ein Wörtchen besonders zu sagen hat, liebes Herz, so hör' aufmerksam zu, Lust und Kraft zum Wirken wird kommen, und ein Feld dazu auch, denk nur an mich!

Schon wieder die Jungfer Weisheit! ach, und sie hat so nöthig, sich selbst zu predigen. Wenn Du meinst, daß ich mit so ganz unversiegter Frische und Lust meinem Tagewerk nachgehe, so irrst Du; glaub' mir, es kommen auch Zeiten, wo ich meine, ein Recht zu haben, nach dem vollen Baum des Lebens zu greifen; und Muth und Kraft und Ergebung müssen erbeten sein; aber sie lassen sich erbitten.

Unser kleiner Konrad, der ausgelassenste Bursche, trieb's neulich gar zu bunt, ich machte ihm rührende Vorstellungen: „Siehst Du nicht, wie der Karl so artig ist und uns so viel Freude macht?" — „Ja, das glaub' ich, das ist keine Kunst, wenn ich so brav wär', wie der Karl, da wollt' ich auch gehorsam und fleißig sein," heulte er. Nichts für ungut, Helenchen, aber Du kommst mir fast vor wie der Konrad, wenn Du immer wiederholst: „Ja, wenn ich Deine Natur hätte, so wollt' ich wohl glücklich und zufrieden sein!"

Liebes Herz, ich muß auch steigen und klimmen, wenn ich an's Ziel kommen will, aber ich zähle nicht die Steine unterwegs. Gott helfe uns Allen!

B . . . heim, Juni 1840.

Liebes Lottchen!

Gott wird uns helfen, deß bin ich jetzt getroster Zuversicht. Ich will nicht verdrossen am Wege liegen bleiben, nicht klagen über die Irrthümer und Mißgriffe der Vergangenheit, nicht fragen: wo ist mein Antheil an Freude und Lebensglück? ich will auf die Augen des Vaters sehen und gehen, wohin sie mich leiten, und ich bin gewiß, das Ziel wird ein seliges sein.

Du staunst über dieser Aenderung, Du mißtraust ihr wohl und hältst sie für ein Aufflackern, wie es schon manchmal war und — wieder erlosch. Ich mißtraue mir auch, Liebste, aber ich traue auf den, der größer ist als unser Herz.

Aber wer hat diese Aenderung bewirkt? — Du hast viel an mir gethan und bist nicht müde an mir geworden, ich danke Deiner Treue viel; aber Gott hat noch mit einer andern Stimme an mein Herz gesprochen.

Vergangenen Sonntag lag das Leben schwerer auf mir als je. Meine Magd, in der ich wirklich eine gutmüthige Person erkannt, rieth mir, auch einmal in der Früh einen Spaziergang zu machen, „wenn's so schön grün ist draußen, und alles im Blust, und die Nachtigallen schreien zusammen, das ist's so söllig schön," meinte sie. Ich ging nach einer Seite hin, die mir noch wenig bekannt war, nach einem kleinen Dorf, das gar freundlich in Obstbäumen gebettet

liegt. Ich bin seit Jahren nicht mehr dazu gekommen, früh aufzustehen, so oft ich mir auch Dich als lobenswerthes Beispiel vorstellte. Die frische klare Morgenluft, der Sonntagshauch auf der ganzen Gegend, die Vöglein, die an dem ersten sonnigen Frühlingstag sich lustig hören ließen, — alles that mir unbeschreiblich wohl, und von all meinem Klagen und Fragen blieb mir nur die heiße Sehnsucht, als reiner Ton in den wunderbaren Einklang der reinen Schöpfung miteinstimmen zu können.

Ich setzte mich an einer schattigen Stelle, an dem Bächlein, das durch das liebliche Thal rauscht, und vergaß Ort und Zeit, bis ich Glocken zur Kirche läuten hörte; von allen Seiten her zogen die Landleute zu dem mehr als bescheidnen Kirchlein, ich folgte ihrem Zuge und setzte mich, etwas angestaunt von der Umgebung, auf eine Bank im Hintergrund.

Die Stimme, die ich von der Kanzel hörte, sprach mich wunderbar bekannt an, konnte das Sturm sein, der einst so ungelenke, verschmähte Sturm? aber wie würde der denn gerade hieher verschlagen worden sein? Bei dem Dämmerlicht, das in dem trüben Kirchlein herrschte, konnte ich die Züge des Predigers nicht so ganz unterscheiden. Bald aber vergaß ich Stimme und Züge über dem Inhalt der Predigt, deren einfache schlichte Worte, auf das Verständniß von Kindern berechnet, — es war Konfirmation — so tief in's Herz drangen.

Er sprach über die Worte: sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Ich kann Dir des Geistlichen Worte nicht wieder geben, aber sie haben einen Funken in meiner Seele angezündet, der, so Gott hilft, nicht wieder erlöschen soll. Habe ich denn bis jetzt bedacht, auch nur geahnt, w a s die Treue des Herzens gegen Gott ist, und wie ganz anders sich das Leben mit all seinen Wechselfällen gestalten muß für das Kind, das die Vaterhand festhält, als

für das, das vermessen seinen Antheil an Glück fordert, um damit zu schalten nach eignem Gutdünken?

Der Weihegesang der Kinder, mit dem sie sich dem Herrn ergeben, ach, den auch wir einst angestimmt! — die Einsegnung, Alles bewegte mich auf's Tiefste. Nun der Geistliche im Kreis der Kinder stand, erkannte ich ihn deutlich, — es war wirklich Sturm. Aber meine Seele hatte nicht Raum für Gedanken an meine irdische Vergangenheit, ich eilte, in der Stille heimzukommen, — die ganze Welt war anders,

Es fallen alle Sorgen hin,
Zur Lust wird jede Pein,
Es wird erfreuet Herz und Sinn,
Dein Gott ist wieder dein.

Ich erhielt Deine lieben Worte am Tage nach jenem Sonntag, wie freue ich mich, bis Du kommst! o Du bist mir noch sehr nöthig, das Hinabsteigen von dem Berg der Verklärung in's Thal des Alltaglebens ist oft schwer.

Die nächsten Tage verlebte ich noch im Nachklang der tiefen, gewaltigen Bewegung, die mein Herz umgewandelt hat. Wohl ist der Hauch des Gottesgeistes in uns dem geheimnißvollen Wehen des Windes zu vergleichen, — er läßt sich fühlen, aber nicht beschreiben.

Das unerwartete Wiedersehn eines so treuen, unvergeßnen Freundes bewegte mich auch; ich hätte so gern gewußt, wie er denn hieher kam, aber ich scheute mich, Andre nach ihm zu fragen, und scheute mich noch mehr, selbst eine Annäherung zu suchen.

Ich wäre gern, so gern wieder in die kleine Dorfkirche gegangen, aber ich wagte es auch nimmer. Einmal ging ich doch Abends wieder in der Richtung des Dörfchens, ich kam in Gedanken weiter als ich beabsichtigt; da hörte ich

plötzlich den überraschten Ausruf: „Helene!“ und mit einer Freude, die ich kaum für möglich gehalten, sah ich die wohlbekannte Gestalt wieder, die ich in so ganz andrer Umgebung verlassen hatte.

Aber ich fühlte mich etwas scheu und befangen, nicht in der Erinnerung an seine Bitte und mein Verweigern, — ach, das scheint mir in unermeßlicher Ferne zurückzuliegen, nein, im Gedanken an die in ihrer Einfalt so gewaltige Predigt, die meine tiefste Seele erfaßt, — der schlichte Mann, über dessen ungewandtes und, wie ich dachte, prosaisches Wesen ich mich im Uebermuth der Jugend so weit erhaben gedacht hatte, stand nun so hoch über mir, — ein Bote des Herrn.

Er selbst war unbefangen und herzlich erfreut über das Wiedersehen. „Aber wie kommen Sie hieher?“ fragte ich endlich. „Aber wie kommen Sie hieher?“. gab er mir zurück. Ich erfuhr nun, daß sein Vater Pfarrer in dem Dörfchen hier gewesen; nach dessen Tode hatte ihn die Gemeinde zu sich berufen, und er gestand mir, daß er sich hier doch unendlich wohler fühle, als im gräflichen Patronat.

Er hat mich indeß schon einigemal besucht, er benimmt sich herzlich, fast väterlich möcht' ich sagen, als alter Freund, ohne den leisesten Anklang, daß er einst mehr sein wollte. Sein ganzes Wesen hat sich wunderbar gehoben seit jener Zeit an Klarheit und Sicherheit; ich glaubte, es sei das Gefühl größerer Unabhängigkeit, er aber sagte mir mit ernstem Lächeln auf eine Bemerkung darüber: „ich habe nun den Grund gefunden.“

Ich erkenne nun wohl, daß es ein Edelstein war, den ich verschmäht, aber ich kann nicht beklagen, wie ich gehandelt. Welch ein Weib wäre ich ihm damals geworden! Und Gott will mich lehren, den Himmelsweg zu suchen, auch ohne eine theure Hand, die mich stützt und führt.

Daß der Freiherr in glücklicher Ehe lebt mit einer schönen Frau und sich blühender Kinder freut, hat mir Sturm etwas leise und schüchtern berichtet. Komm gewiß bald, liebes Lottchen, du sollst mir helfen und rathen, wie ich nun meine anvertrauten Pfunde oder Pfündlein zu Nutze mache. Ich bin schüchtern, Sturm, der wirklich der beste Rathgeber wäre, zum Vertrauten meines innern Lebens zu machen, ich fürchte es zu verlieren, wenn es nur auf die Lippe tritt.

Und dann, — wir stehen zwar auf dem unbefangensten Fuße ruhiger Freundschaft, aber einem unverheiratheten Manne gegenüber fühlt sich eine einzelne Frau doch immer etwas befangen.

Mein Prozeß muß sich nun endlich entscheiden, dann haben wir reiche Mittel in Händen zum Wirken und Schaffen.

O, das Leben soll noch schön werden! wenn es auch still bleibt und einsam.

Komm bald, Liebe, recht bald zu

Deiner Helene.

Rohrdorf, Juli 1840.

Liebe Helene!

Unsere Haushaltung ist abgebrochen, ich habe den Knaben, einem um den andern, seinen Koffer gepackt, in sein Stammbuch geschrieben, wenn er eins besaß, und Abschied von ihm genommen. Ich bin so reich an Einladungen der Mama's unsrer Zöglinge, daß ich Jahre lang, wie man zu sagen pflegt, der lateinischen Zehrung nach in Pfarrhäusern, Amthäusern und Forsthäusern umherziehen könnte und von Dankbarkeit leben. Ich weiß freilich, daß das bald vergessen sein wird, aber es thut doch wohl.

Vetter Zweiglers habe ich auf die Pfarre begleitet und bei der Einrichtung geholfen, die gute Frau lebt ganz auf in der Stille des Landlebens, obgleich ihre sieben eignen laut genug sind.

So ist nun wieder ein Kapitel meines Lebens abgeschlossen. Ich nehme viel Liebe mit mir, wenn auch gerade keine ewige, und der Verkehr mit den frischen Jungen hat mein eignes Herz aufgefrischt. Und einen reichen Schatz klassischer Weisheit trage ich mit fort. Den Kärcher und die Konjugationen im kleinen Bröder habe ich so oft überhört, daß ich selbst ganz ferm darin bin, mit dem Cicero stehe ich ganz intim, der Livius und Kornelius Nepos sind mir so bekannt wie Müller und Maier, sogar im kleinen Buttmann habe ich, obwohl ziemlich erfolglose Studien gemacht; — ob noch eine Zeit kommt, wo diese klassische Aussaat Früchte trägt, bin ich recht begierig.

Nun gedachte ich zu Dir zu kommen, liebe Helene, mich mit Dir Deines neuen Lebens zu freuen, auch bildete ich mir selbst ein, ich bedürfe einer Erholung, aber es scheint, daß dem nicht so ist.

Zwei Stunden von Zweiglers neuem Wohnort lebt eine Pfarrerfamilie, die ihm schon lange befreundet ist, und die auch ich von einem frühern Zögling her kenne. Der arme Mann war heute in tiefster Bedrängniß hier und klagte dem Vetter sein Leid.

Ein nervöses Schleimfieber ist in seinem Hause ausgebrochen, die Frau und vier Kinder liegen schwer krank darnieder, die Magd ist an der Krankheit gestorben, nun wird das Haus gemieden, und außer einem alten Weib, die ab- und zugeht, hat der Pfarrer keinen Beistand. Ich war da natürlich gleich entschlossen, den armen Leuten zu Hilfe zu kommen, obwohl der Mann, der nichts von meiner Anwesen-

heit wußte, nicht an mich gedacht und nur dem Amtsbruder sein Herz hatte ausschütten wollen. Ich bin freie Herrin meiner Zeit, gesund und kräftig, in Krankenpflege erfahren, ich habe vor keiner Krankheit die mindeste Scheu, und wenn es in Gottes Willen läge, daß ich das Opfer der Krankheit würde, — so wäre die Lücke in der Welt nicht groß, und kein gebrochenes Herz dürfte am Grabe weinen.

So gehe ich denn morgen nach Wilthal ab und spare mir die Freude, zu Dir zu kommen, auf später auf. Gott wird mit mir sein.

Dein letzter Brief hat mich innig glücklich gemacht. Wie kümmern wir uns oft so unnöthig ab um unsre Lieben, während der Herr seine eignen Wege zu ihrem Herzen findet! Es ist eine zarte Pflanze um solch ein neues Geistesleben, und ich glaube, wir thun am Besten, es als heiliges Geheimniß zwischen dem Herrn und unsrem Herzen zu halten; ist die Wurzel erstarkt in der Stille und Tiefe, so bringt sie selbst zum Licht, und es gilt wohl auch im höchsten und heiligsten Sinn das Dichterwort:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Du hast deßhalb gewiß recht gethan, Dich Sturm nicht zu eröffnen. Eine treue starke Freundeshand auf dem Pfade aufwärts ist gewiß viel werth, aber die Gefahr ist groß, sich zuviel auf die menschliche Stütze zu lehnen. Die Verehrung für reichbegabte Prediger, die so Manche edle Frauenseele dem Lichte zugezogen, ist auch für Manche schon zur Schlinge geworden und hat zu einer Art von geistlicher Koketterie geführt, die ich für das Gefährlichste halte, weil hier der böse Feind die Gestalt eines Lichtengels annimmt.

Liebe Helene, ich habe noch etwas auf dem Herzen, von

dem ich nicht gewiß bin, ob es nicht mein Geheimniß bleiben sollte. Wenn ich aber so recht bedenke, wie wir von jeher alles getheilt, so fühle ich, daß ich es Dir nicht verschweigen kann, ohne einen leisen Schatten zwischen uns zu werfen.

Ich lege Dir hier zwei Briefe bei, einen von Albert, den ich vor einigen Tagen erhielt, und meine Antwort darauf: den ersten Brief meines Lebens, zu dem ich ein Konzept gemacht habe.

Liebes Lottchen!

Seit drei Tagen bin ich Besitzer des Guts Berghofen: ein ganz freundlicher Sitz, das Wohnhaus gleicht mehr einem Bauernhaus als einer Villa, ist aber bequem und hell, die grünen Bäume schauen zu allen Fenstern herein, schöne Aecker, prächtige Wiesen, ein Stück Wald, Ochsen und Kühe, Schafe und Böcke, Hühner und Gänse, — es ist mir noch wie ein Traum, daß ich der Besitzer von dem Allem sein soll.

Nichts fehlt mir, als eine gute Frau Landwirthin; liebes Lottchen, wolltest Du die nicht sein? Du bist immer so viel besser und klüger gewesen als ich, ich habe neben aller Liebe so großen Respekt vor Dir, daß ich nur schüchtern meine Bitte vorbringe, aber, liebes Lottchen, wir würden gewiß glücklich sein zusammen.

Du hast immer so viel Freude am Landleben, so viel Lust zu landwirthschaftlichem Schalten und Walten gehabt, ich meine, es müsse Dir hier gefallen, und unter Deiner Hand würde Alles erst recht gedeihen. Du bist so lange ohne Heimath gewesen und hast doch auch unter Fremde stets ein treues, heimisches Herz getragen, da möchte denn ich Dir eine freundliche Heimath bereiten, wo Du gewiß recht aufleben solltest in Friede und Freude.

Ich weiß wohl, was Du mir einwerfen wirst. Du bist

etwas älter als ich, ein Jahr etwa, vielleicht auch zwei oder mehr. Aber Du bist ja so frisch und heiter, Du kannst gar nicht alt werden; ich habe junge, siebzehnjährige Mädchen gesehen, die erlegen wären unter Lasten, wo Dir erst der Muth und die Frische wuchs; das ist wohl die rechte Jugend.

Du sagst auch, Du seiest nicht schön, — ich weiß nicht wie Du andern vorkommst, aber ich habe noch in kein Gesicht lieber gesehen als in das Deine; in all dem Trubel und der Verstörung meines Elternhauses, an dem langen Krankenlager der Mutter, bei dem hilflosen Alter des Vaters, sind mir Deine guten Augen so oft als ein trostreiches Licht aufgegangen, daß ich nicht zu wissen brauche, ob sie himmelblau sind oder nur grau, ob schwarze Sonnen oder Veilchen im Thau, wie die Dichter singen; ich meine, sie werden mir lieb bleiben mein Lebenlang. Du bist keine schlanke Palme, wie Deine schöne Freundin Helene, aber ich meine, die kleinen Frauen sind eigentlich hübscher und erhalten sich jünger, und Du bist im schlichtesten Hauskleid immer so rein, so zierlich und niedlich, ich glaube nicht, daß mir die schönste und eleganteste Dame je so wohl gefallen könnte.

Ich biete Dir meine Hand, nicht mit der glühenden Leidenschaft, wie ich wohl die Liebe schildern hörte, aber mit dem festen Vertrauen, daß Du mich glücklich machen wirst, mit dem herzlichen Wunsch, Dir das Leben lieb und schön zu machen, und ich denke, eine solche Liebe soll länger halten, als die leidenschaftliche, die wohl nur in der Poesie lebt, wenigstens fortlebt.

Du hältst mich vielleicht noch für zu jung und unerfahren; aber siehst Du, ich habe doch schon ein Stückchen Welt und Leben kennen gelernt. Als ich mir noch ein Knabe vorkam neben Dir, und Dir zuerst nahe kam im Eltern-

haus, als ich Deine Treue und Liebe, Deine unermüdete Geduld, Deine Sanftmuth und Freundlichkeit sah, — lach mich nicht aus, liebes Lottchen, damals schon dacht' ich im Stillen, Du müßtest meine Frau werden; also ist meine Liebe keine zu junge, sondern eine alte.

Ich habe seither daheim und in der Fremde andre Mädchen gesehen, junge, schöne, glänzende und geputzte, aber keine war so lieb und gut wie Du, bei Keiner war mir's in innerster Seele so wohl und behaglich zu Muthe; Du darfst deshalb nicht fürchten, meine Wahl sei eine ungeprüfte.

Liebes Lottchen, sage nicht nein! Du wirst eine so treue Tochter sein für den alten Vater, wie eine gute liebe Hausfrau für mich. Wir werden ein frohes und friedliches Leben führen.

Nicht wahr, ich darf mich ganz von Herzen nennen
Deinen Albert.

Lieber Albert.

Dein Brief hat mir wohl und weh gethan, herzlich wohl durch den Ausdruck einer Liebe und eines Vertrauens, das mir zufällt wie ein unverdienter und ungeahnter Schatz, weh, weil ich dies Vertrauen nicht erwidern kann, wie Du es wünschest.

Alle diese Liebe und dies Vertrauen in Dir möcht' ich aufrufen, wenn ich Dich bitte, mir zu glauben, daß ich meinen Entschluß ohne alle Rücksicht auf mich und meine Wünsche vor Gott in tiefem Ernst erwogen, und daß ich es als seinen heiligen Willen erkannt, daß ich Dir in schwesterlicher Treue zugethan bleibe, ohne daß wir ein näheres Band schließen.

Ich bin drei volle Jahre älter als Du, lieber Albert, das ist ein Mißverhältniß für die Ehe, oder würde es werden. Es mag Ausnahmen geben, die auch einen solchen Bund noch glücklich machen, ich aber fühle, daß ich nicht die innere Jugend habe, die diese Kluft ausgleichen könnte.

Ich zweifle nicht, daß eine ruhige Liebe, wie Du sie mir bietest, zu einem heitern friedevollen Zusammenleben führen könnte, wenn es eine Abendruhe wäre. So aber ist es bei Dir die Stille vor Sonnenaufgang. Du kennst Dein eigen Herz noch nicht, lieber Albert, nicht die wunderbare Fülle von Lust und Leid, die Gott in ein Menschenherz und Leben gelegt hat. Weh mir und Dir, wenn Dein Herz erwachte und Du fühltest Dich an mich gebunden. Es muß etwas Entsetzliches sein um den Kampf der Pflicht mit dem Herzen, wenn dieses nur sein heiliges Recht fordert. Davor bewahre Dich Gott, und ferne sei, daß Du durch mich in solchen Jammer kommst.

Du hast schon viele Mädchen gesehen, schreibst Du. Die Rechte, lieber Albert, scheint es, sahst Du noch nicht. Du kennst noch nicht den Zauber eines frischen, jungen Herzens, das sich schüchtern an Dich schmiegt und in dem Dir eine neue Welt voll ungeahnter Seligkeit aufgeht. Nicht Jedem freilich ist es bestimmt, in seiner Jugendliebe auch seines Lebens Glück zu finden. Ob Dir dies Loos beschieden, weiß ich nicht, aber durch mich wenigstens sollst Du nicht darum betrogen werden. Du willst mir, der Heimathlosen, eine liebe, freundliche Heimath bieten. Gott segne Dich dafür und mache Dir Dein Haus einst schön und freudenvoll. Glaube, daß die Erinnerung an Deine Liebe auch in meine Zukunft einen Lichtschein werfen wird. Sorge nicht um mich, ich habe mich noch nie heimathlos fühlen dürfen. Sei gewiß, daß ich in jeder Lebenslage, wo ich der Stütze und Hilfe eines Bruders bedarf, mit vollem Vertrauen auf die Deine zählen werde, und denke auch, daß Du immer und überall, wo Dir die Theilnahme und der Beistand einer treuen Schwester noth thut, das erste und vollste Anrecht an mich hast.

Lieber Albert, nimm meine Erklärung nicht mit Bitterkeit auf, laß mir das Bewußtsein, daß wir dadurch nicht getrennt,

sondern in herzlicher Bruder- und Schwesterliebe verbunden werden, und gönne mir Dein Vertrauen, wenn einmal ein schönres Glück, als ich Dir hätte gewähren können, Dir erblüht.

In treuer schwesterlicher Liebe Deine Lotte.

Ich weiß nicht, liebe Helene, ob Du meinen Entschluß billigst; er ist das Ergebniß eines heißen, schweren Kampfes.

Aber ich kenne Alberts Herz besser als er selbst, ich weiß, daß es einer Liebe fähig ist, von der er jetzt noch keine Ahnung hat. Gott behüte mich vor der Qual der Reue, wenn sein Herz zu spät erwachte.

Vielleicht, ach vielleicht hätte ich's doch gewagt, auf diese ruhige Liebe, auf diese kindliche Freude hin, mit der er mir Herz und Haus bietet wie ein hübsches Weihnachtsgeschenk, wenn — ich selbst nicht eine andre, eine heißere Liebe zu ihm fühlte.

Das war mein Geheimniß bis jetzt, liebe Helene; das Du wohl schwerlich geahnt, das ich mir selbst kaum gestanden habe, das mir erst recht klar geworden ist, als ich ihn wiedersah in der Fülle männlicher Kraft und Schöne.

Die Ungleichheit der Gefühle ist eine größere als die der Jahre, und wo die Kluft der Jahre hinzu kommt, wird sie unlösbar. Ich fühle, mehr als ich Dir sagen kann, wie es unser Glück und unsern Frieden gefährden könnte, wenn ich, die ich ihm bis jetzt mein kindisches Herz unter einer Gouvernantenmiene verborgen, ihm zur Seite wäre mit einer Liebe, die er nicht versteht und nie erwidern könnte.

Nun habe ich mein Herz und die Welt überwunden und kann mit Freude sehen, wenn mein Opfer kein vergebliches ist, wenn er in einem jungen Herzen das Glück findet, das er noch nicht kennt: aber mit welcher Seelenqual hätte ich als sein Weib seine Blicke bewachen müssen, in der Furcht, daß er, nicht untreu, aber unglücklich würde.

Ich habe Gott herzlich gebeten, mir seinen Willen klar zu machen und habe nach bestem Wissen gethan; habe ich geirrt, so möge nur der Irrthum keinem Herzen weh thun als meinem eignen.

Ich bin sehr müde, seelenmüde, es wird gut sein, daß ich in eine Thätigkeit komme, die mir nicht viel Zeit zu eignen Gedanken läßt, ich habe mich müde gedacht in den letzten Tagen.

Behüt Dich Gott, liebe Helene! möge für Dich die Zeit der Kämpfe vorüber sein.

B . . . heim, Dezember 1840.

Liebes Lottchen!

So eben geht der Advokat von mir, der mir ankündigt, daß mein Prozeß — verloren sei. Einige Formfehler im Testament sind nachgewiesen worden und der Ehekontrakt, den Milber mit seiner ersten Gattin gemacht, ist wieder in Geltung. Einen Jahrgehalt, den mir die Gnade der Verwandten ausgesetzt, habe ich ein für allemal abgewiesen und ich will das nicht bereuen, selbst wenn ich betteln müßte.

Was mir gesetzlich bleibt, ist äußerst wenig, da der größte Theil von Milbers Vermögen von der ersten Frau stammte.

So ist's, und ich hätte nie geglaubt, daß ein zeitlicher Verlust mich so erschüttern könnte. Jetzt erst verstehe ich, was das Wort Prüfung bedeutet: diese hat mir viel geoffenbart, was ich selbst nicht gewußt.

Ich glaubte vor Gott behaupten zu können, daß kein eigennütziger Grund mich zur Wahl meines Gatten geführt; jetzt ist mir klar, daß ich ihn doch nicht gewählt hätte, wenn die Heimath, die er mir geboten, eine Heimath der Arbeit

und Entbehrung gewesen wäre. Es ist freilich nicht Freude am Besitz, was mir den Verlust schwer macht; ich habe mein Lebenlang das schnöde Geld so großartig verachtet, als irgend ein stolzes Herz, — aber entbehren, herabsteigen, wieder dienen, wo man befehlen gelernt, — o, ich habe einen tiefen, einen unerquicklichen Blick in mein eigen Herz gethan, aber ich habe Gottes Hand verstehen lernen und ich weiß, daß ich sie noch preisen werde für diese Führung.

Sturm war bei mir, kurz nachdem ich die Botschaft erhalten, ich weiß nicht, ob er es schon gewußt. Der Eindruck war bei mir noch zu neu, als daß ich ihn hätte verbergen können, selbst wenn ich es gewollt. Was er sagte, hat mir innig wohl gethan, doch erstaunte ich über die versteckte Freude in seinen Zügen, die er kaum verhehlen konnte. Ich hoffe freilich, daß mir mit Gottes Hülfe auch dieser Verlust zum Segen werden soll, aber das scheint mir doch fanatisch, ein Mißgeschick, das uns als solches zugeschickt wurde, wie eine Freude aufzunehmen, treffe es nun uns oder unsere Freunde.

Zwei Tage später.

Da kommt Dein Brief. Aber liebes, liebes Lottchen, warum hast Du Dir selbst so weh gethan, wenn Du den Albert wirklich liebst? ist das nicht Fanatismus der Selbstverläugnung? Ich meine, ich müßte dem Albert schreiben, es sei mit dem Nein nicht so schlimm gemeint, er soll nur noch einen Sturm auf Dich versuchen. Doch nein, so keck will ich mich nicht einmischen in fremdes Geschick, aber bedenke Du selbst es noch einmal.

Und noch ein Brief kam mit dem Deinen. Ach, Kind, ich schäme mich meines Glücks im Augenblick, wo Du mit starkem Herzen Dir selbst Deinen Himmel auf Erden verschlossen. — Der Brief ist von Sturm und er bietet mir

zum zweitenmal sein Herz an, ein Herz so treu, so stark, so rein, wie ich es nie geahnt. Er bietet mir seine bescheidne Heimath, ein Leben in Arbeit und Wirken, er fragt mich, ob wir gemeinsam unsern Pfad zum Himmel suchen wollen?

O Liebste, ich weiß nicht, ob das Gefühl, mit dem ich Ja sagte, mit dem ich ihn heute erwarte, die Liebe ist, wie sie Dichter schildern und Mädchenherzen träumen, die Liebe, mit der ich einst an einer idealen, ritterlichen Gestalt hing; aber ich weiß, daß es Friede in meinem Herzen ist, als ob ein ewiger Sonntag angebrochen wäre.

Womit ich die Treue verdient, mit der er mich auf dem Herzen getragen, mich, die Unwürdige, das weiß ich nicht; vielleicht hätte er noch lange, vielleicht für immer geschwiegen, wenn nicht mein Verlust gekommen wäre, dieser glückselige Verlust!

Ich komme fast arm in sein Haus; das Landgut, auf dem mein kleiner Vermögensantheil ruht, ist mit großem Schaden verkauft worden, aber es kümmert mich nicht, er soll mich lehren arbeiten und entbehren und reich sein mit Wenigem. Gute Nacht Selbstständigkeit und Unabhängigkeit! Ein ganzes Leben voll Demuth und Hingebung ist nicht genug, um eines solchen Herzens würdig zu werden!

Lottchen, mein liebes Lottchen, ich bitte Dich, laß Dich auch glücklich machen!

Deine glückliche Helene.

Lottchen an Helene.

Pfarrhaus zu Willingen, Mai 1841.

Eine lange Pause in meinen Briefen, liebste Helene, ich habe Dir nur so flüchtig meine Herzensfreude über Dein

Glück ausdrücken können, das ich, Gott weiß es, empfunden wie ein eignes.

Ein schwerer, leidensvoller Winter liegt hinter uns. Du hast mich in diesen trüben Tagen oft erquickt mit lieben Worten aus der Fülle Deines Glückes; die Probe für weibliche Freundschaft ist nicht das Unglück, wohl aber das Glück, — die unsre hat sie bestanden.

Mit dem schönen Frühling zieht auch die Ruhe bei uns ein, eine wehmüthige freilich, aber doch eine unendlich wohlthuende.

Zwei unserer lieben Kinder haben wir zu Grabe getragen. Es ist ein tiefes Weh, aber ein friedevolles an einem Kindergrab. Die zwei ältern habe ich zu den Großeltern geleitet, die eine schöne, gesunde Schwarzwaldgegend bewohnen. Unser Kleinstes ist von der Krankheit unberührt geblieben und blüht wie ein Röslein; mit ihm wird die Pfarrerin, wenn sie genug erstarkt ist, zu völliger Genesung zu ihren Eltern gehen, und dann Liebste, wenn Du mit Deiner Hochzeit noch so lange warten kannst und eine so verblühte Brautjungfer nicht verschmähst, dann will ich zu Dir eilen und mich sonnen an Deinem Glück und mir Antwort holen auf die vielen Fragen, die mir noch geblieben sind.

Ich freue mich unbeschreiblich, den gewaltigen Sturm kennen zu lernen, der für Dich zum sanften, stillen Säuseln geworden.

Der Frieden und die Stille im Hause hier thut meinem müden Herzen unbeschreiblich wohl.

Die genesene Mutter sitzt matt im Lehnstuhl am Fenster, die gefalteten Hände ineinander gelegt, und blickt hinunter auf die Gräber ihrer Lieblinge, der Pfarrer schreitet an diesen Gräbern vorüber, so oft er zur Kirche geht; wenn er zurückkommt, so beugt er sich über die Frau und bietet ihr ein Blatt, ein Blümchen von den Hügeln, und sie schaut ihm

in die Augen mit einem leuchtenden Blicke, der sagt: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Mir begegnen sie mit einem Dank und einer Liebe, die mich tief beschämen, und wir Alle denken mit Wehmuth einer Trennung.

Ich habe die genesenden Kinder zu der Großmutter geführt. Es war eine schöne Reise bei dem herrlichen Frühlingswetter. Unterwegs machten wir Mittag in einem gar schön gelegenen Gasthaus im Walde. Es war eben ein fröhliches Leben da: einige Familien der Nachbarschaft feierten ein Fest, die Ankunft eines neuen Försters, wenn mir recht ist. Ich machte mit den Kindern einen Gang in den Wald, da keine Wahrscheinlichkeit war, bald das Mittagessen zu bekommen.

Unter einer Eiche im Grünen saß ein schönes junges Mädchen, beschäftigt einen Kranz von Waldblumen zu winden; die reichen, dunklen Locken zurückgeschüttelt, hob sie das taghelle, blühende Gesicht strahlend von Jugend und Lebenslust zu einem jungen Mann empor, der ihr einen reichen Vorrath neuer Blumen brachte. Der junge Mann war — Albert; ich hatte nicht gewußt, daß sein neues Gut hier in der Nähe dieser Gegend liegt. Ich sah seinen Blick, der dem ihrigen begegnete und — ich weiß nun, daß mein Opfer kein vergebliches war. Gott mache sie glücklich!

Ich zog mich in der Stille mit den Kindern zum Hause zurück. Von der Wirthin erfuhr ich, daß das Fräulein die Tochter eines adeligen Rentbeamten der Gegend ist; „eine hörig schöne Jungfer und so gar brav," versicherte sie. Der Adel wird hier keine Schranke bilden; Gott segne sie Beide.

Ich hoffe später auf Alberts brüderliches Vertrauen; jetzt hielt ich für besser, mich ihm nicht zu zeigen; und kam auch unbemerkt mit den Kindern fort; es war ein so fröhliches Getümmel im Saale unten, daß uns Niemand hörte.

Was nun weiter mit mir wird? Pläne genug, liebe

Helene. Der Arzt aus der Residenz, der noch zu unsern Kranken berufen worden, ein sehr vortrefflicher Mann, der äußerst gütig gegen mich war, will eine Heilanstalt für kranke Kinder begründen, wobei seine Gattin, die man sehr rühmt, ihm treu dabei zur Seite stehen will, und er bat mich, als seine Gehülfin einzutreten. Das wäre so ganz nach meinem Sinne, und wenn mir nicht ein anderer klarer Wink wird, so gedenke ich diesem zu folgen.

Zuvor aber will ich mich freuen mit den Fröhlichen und eine ruhige gute Zeit mit Dir genießen.

Ich weiß, ich fühle es in Deiner Seele, liebe Helene, daß Du, glücklich wie Du bist, auch mich so sehen möchtest, ich weiß, daß Du Dich bekümmerst um mein Loos. Thue es nicht, meine Liebe: Gott weiß, daß bis in mein tiefstes Herz kein Gefühl ist, als Dank und Frieden.

Es kam mir in diesen Tagen in einer Sammlung englischer Poesien, dem Geschenk unsers alten Lehrers, ein Gedicht in die Hand. Laß es die Antwort sein auf Deine Sorgen um mich.

Herr, was soll aber Dieser?

Joh. 21, 21. 22.

Was soll aber Dieser, Herr?
Willst Du für den Bruder fragen?
Ist er Gottes Eigenthum,
Laß den Herrn Dir Antwort sagen.
Sorge nimmer Du um dessen Pfad,
Den Er an sein Herz gezogen hat.

Frage nicht: was wird sein Loos?
Laß es in des Heilands Brust,
Ob er früh ihn heimwärts ruft

Zu des Himmels Ruh und Lust,
Ob er soll in Waffenrüstung stehn,
Um die Zukunft seines Herrn zu sehn.

Ob allein mit seinem Gott
Er den Pfad zum Himmel schreite,
Ob der Liebe süßes Licht
Treu und hilfreich ihn geleite,
Ueberlaß es Du den mächt'gen Händen,
Die da Herzen wie die Ströme wenden.

Wo ein Hauch vom Himmel weht,
Kann des Bergbachs einsam Rauschen
Flüstern mit so süßem Klang,
Als wo Wellen Grüße tauschen;
Wer da wandelt in der Gnade Schein,
Mag wohl einsam sein, — doch nie allein.

Ob er reich sei oder arm,
Ob er Diener, ob er frei,
Kümmre das nicht Dich und ihn,
Bleibt er nur dem Herrn getreu.
Wer zuletzt den sichern Strand gewonnen,
Zählt nicht, wie viel Wellen er entronnen.

Möge das Dein Trost sein und der meinige, geliebte Helene; freue Dich Deiner Liebe und Deines Glückes und denke in Frieden und Freude an

Deine Lotte.

Inhalt.

Ottilie Wildermuth's Werke.

VI. Band.

Ottilie Wildermuth's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.

Die Lehrjahre der zwei Schwestern.

Z' lützel und z' viel
Verderbt alles Spiel.
Altes Sprüchwort.

1. Im Vaterhaus.

In der Studirstube des Pfarrers zu Altenzimmern war eben Lehrstunde, seine zwei Töchterlein saßen in voller Arbeit mit Rechentafeln am eichenen Tisch. Der Pfarrer ging, wie es schien, in einiger Verzweiflung rasch auf und ab, und blieb endlich vor der ältern der Mädchen stehen, die ihre Tafel vor sich mit verwirrter Miene anblickte, während die andere eifrig und emsig fortrechnete. „Aber ich bitte Dich, Leonore,“ begann er jetzt mit mühsam errungener Geduld, „verstehst du noch den Ansatz nicht? siehst du nicht ein, daß die zwei innern Glieder mit einander multiplizirt werden müssen und mit dem äußern dividirt, um das Resultat zu finden?“

„Sieh, so!“ zeigte ihr Sophie, die jüngere, die eben triumphirend das Facit ihrer Rechnung aufschrieb. Leonore blickte auf die Tafel der Schwester ebenso konfus als auf ihre eigene, sie hatte keine andere Sehnsucht als aus der Lehrstube fort zu sein, während Sophie, etwas großthuerisch, sich ein neues schweres Exempel vom Papa erbat, den der Eifer der jüngeren Tochter nur um so mehr gegen die Hartlernigkeit der älteren aufbrachte. Er mußte zuletzt darauf verzichten, Leonoren heute noch die Regel-de-tri beizubringen, und ließ sie eine einfache Addition rechnen, die sie endlich herauswürgte.

Nun ging's an's Diktirtschreiben: Sophiens Feder ging wie geflogen, und im Triumphe zeigte sie die korrekte Schrift dem Vater, der wirklich nicht Einen Fehler darin entdeckte; Leonore seufzte beständig: „ich hab's noch nicht, wie schreibt man denn das?" und suchte, so weit es ihr möglich war, über der Schwester Achsel in ihre Schrift zu spähen, die in kindischem Neide sie mit beiden Armen deckte. Aengstlich übergab Leonore endlich ihr mühsames Gekritzel dem Vater, schon gewöhnt an das Ach und Oh, mit dem er ihre Kunstwerke aufnahm. „Aber um Gotteswillen, wie greifst du's an, so zu schreiben? Wäld statt Welt, und Fader statt Vater! — kein ABC-Schütz würde solche Fehler machen, und bist zwölf Jahre alt!" Ein Strich um den andern kam mit der rothen Dinte, die Schrift sah wie ein wahres Blutbad aus, bis der Vater im höchsten Aerger das ganze Geschreibsel durchstrich und Leonoren vor die Füße warf.

Er faßte sich gewaltsam und begann die Geographiestunde mit den Mädchen, — Sophie wußte über Alles Bescheid, fand alle Städte, nach denen der Vater fragte, auf der Karte, und wußte fast von allen etwas Merkwürdiges zu erzählen; Leonore blickte mit derselben Angst auf die Landkarte, wie zuvor auf ihre Schiefertafel und ihre Diktirschrift, nannte Nürnberg als die Hauptstadt von Oestreich, versetzte den Kaukasus nach Spanien und wurde immer blöder und dummer, je ärgerlicher der Vater, und je triumphirender Sophie wurde. Da ertönte von unten die Stimme der Frau Pfarrerin: „Schick' mir doch eine von den Mädchen, sie sollte mir in der Küche helfen!" Plötzlich erheiterte sich Leonorens Gesicht, und ohne des Vaters Erlaubniß abzuwarten, war sie auf der Treppe, seelenfroh, der gehaßten Stube entrinnen zu können.

Zum Mittagessen kam Sophie erst mit dem Vater, als die Suppe schon auf dem Tische stand; sie hatte vergessen,

daß es an ihr gewesen wäre, den Tisch zu decken. Leonorens Armesündermiene hatte sich etwas aufgehellt, als sie Klößchen auftrug, die sie, nach der Mutter Zeugniß, selbst verfertigt hatte; auch der Vater konnte ihr, dem wohlgelungenen Gericht zu Liebe, den spanischen Kaukasus verzeihen. Er repetirte übrigens mit Sophie unter dem Essen französische Konjugationen, die Leonoren der Gipfel des Entsetzens waren, und bemerkte nicht, wie diese der Mutter alle Handreichung bei Tische that, während Sophie, achtlos und gleichgültig darauf, sich bedienen ließ, statt zu dienen.

Es war Nachmittag, der Vater hatte sich in seine Studirstube zurückgezogen und die Mädchen sollten sich jetzt bei der Mutter mit Handarbeit beschäftigen. Nun aber wendete sich das Blatt, der Morgen war Sophiens Glanzzeit, am Nachmittag ging Leonorens Stern auf. Leonore, bereits vom Strickstrumpf zum Nähzeug vorgerückt, saß, gesetzt wie eine alte Person, der Mutter gegenüber, und stichelte emsig und zierlich darauf los. Sophiens Strickzeug sah leider noch so fatal aus, zeigte so viele gefallene und gespaltene Maschen, hatte meist eine solch' schmutziggraue Farbe, daß die Mutter ihr noch keine andere Arbeit gestatten wollte. Sie hatte sich mit ihrem Strickstrumpfe hinter die Mutter gesetzt, und sie wußte wohl warum; denn als einmal Leonore und die Mutter recht im Zuge waren, und sie nicht beachteten, zog sie ein Büchlein aus der Tasche und hub an eifrigst darin zu lesen. Zwar behielt sie auch die Arbeit dabei in der Hand und suchte anfangs Beides zu vereinigen; bald aber war das Buch viel interessanter als der Strumpf, sie strickte achtlos über gefallene Maschen hinüber, und als es im Buche so gar schön kam, ließ sie zuletzt das Strickzeug ganz in den Schooß sinken.

„Strickst du auch, Sophie?“ fragte endlich die Mutter, der das lange Schweigen verdächtig wurde.

„Nein, sie liest," sagte Leonore, die nach ihr hingesehen.

„Aber, Sophie, ich bitte dich," rief die schwer geärgerte Mutter, indem sie ihr das Buch wegriß, „wie kannst du das thun? da sieh dein abscheuliches Strickzeug, das einem sechsjährigen Kinde Schande machen würde, und du willst noch lesen dazu? denkst du denn gar nicht, was aus dir werden soll, wenn du auch nicht einmal die allernöthigsten Arbeiten verstehst?"

Sophie mußte sich nun der Mutter gegenüber setzen, damit diese sie im Auge hätte, und sie saß da mit trübseligem Gesicht und dachte, welche Langweilerei das sei, während Leonore mit immer heiterer Miene ihre wohlgelungenen Nähte und Säume der Mutter zeigte.

„Du bist recht garstig," sagte Sophie zu Leonoren, als die Mutter aus dem Zimmer war, „was brauchtest du der Mutter zu sagen, daß ich lese?"

„So? meinst du, ich soll dir zu Allem helfen, und du hast mich heut' nicht einmal einsehen lassen beim Diktirtschreiben?"

„Wenn du," begann Sophie, die eben an einer ganz schwierigen Stelle ihres Strumpfes zu sein schien, etwas zögernd, „mir geschwind die Rester da zurecht machen willst, so will ich dich morgen einsehen lassen, und will dir auch bei deiner Rechnungsaufgabe helfen." So versöhnten sich die Schwestern und vereinigten sich zu gegenseitiger Hilfe; das wäre recht hübsch und gut gewesen, wenn sie einander geholfen hätten, ihre Fehler zu verbessern, statt sie zu verbergen, was nur den Schaden vergrößerte.

Der Tag mit seinen Mühen war vorüber. Die Mädchen hatten ihre Freistunde benützt, jede nach eigenem Gefallen, — Sophie hatte sich in die Laube des Hausgärtchens mit einem Buche gesetzt und Leonore spielte mit den Nachbarmäd-

chen Frau Base: sie war die Hausfrau und schulte ihre Mädchen tüchtig herum, wobei sie wirklich schon ganz hübsche Kenntnisse in Hausgeschäften und Küchengarten verrieth.

Nach dem Abendessen waren die Mädchen zu Bette gegangen, und der Pfarrer und seine Frau saßen noch in ruhigem Gespräche beisammen. „Ich versichere dich, Luise," fuhr er fort, „Sophie macht dir einen Aufsatz, so gut, daß man ihn drucken könnte, und sogar Verse hat sie schon gemacht, ich habe es neulich entdeckt; es ist wirklich eine Freude mit dem Mädchen."

„Was helfen mich ihre Aufsätze, und ihre Verse, und ihr guter Kopf," begann in etwas klagendem Tone die Frau Pfarrerin, „wenn sie so ungeschickte Hände dabei hat? ich will von der Küche noch nicht sagen, sie ist ja noch jung, obwohl Leonore schon voriges Jahr auf dem Schemel am Herde stand; aber einen ordentlichen Strumpf könnte man von einem eilfjährigen Mädchen doch erwarten, und ich versichere dich, sie kann keinen Tisch vernünftig decken, immer mit den Gedanken in den verwünschten Büchern! erst gestern deckte sie dir zwei Gabeln, mir zwei Messer und sich drei Löffel, und diesen Morgen warf sie ein Waschbecken, das sie ausleeren sollte, sammt dem Wasser zum Fenster hinaus."

„Wird sich schon noch geben," meinte der Pfarrer, „jetzt ist ja doch eigentlich die Zeit des Lernens für Kinder; da macht mir Leonore viel mehr Sorge mit ihrer grenzenlosen Unwissenheit, mit ihrem Mangel an aller Freude am Lernen, das ersetzt sich später viel, viel schwerer."

„Nun," sagte die Mutter beruhigt, „zur Gelehrten ist eben Leonore nicht bestimmt."

„Handelt sich nicht um Gelehrsamkeit, aber sie weiß ja nicht das Nothdürftigste; wie nur zwei Schwestern so verschieden sein können!"

„Weißt du,“ sagte die Pfarrerin nachdenklich, „das kommt wohl neben der natürlichen Begabung auch von der verschiedenen Umgebung der Kinder in den ersten Lebensjahren. Leonore hat die Mutter ja zu sich genommen, wie ich, dem Tode nahe, in den Wochen lag mit Sophie. Den alten Großeltern, die einsam wohnten, war das Kind, das bald liebte, ihnen kleine Dienste zu thun und mit der Großmama im Hause herum zu trippeln, viel zu lieb, als daß sie's mit Ernst zum Lernen angehalten hätten, zu dem es nie besondere Lust zeigte; wenn die guten Eltern nicht gestorben wären, ich glaube, wir hätten das Mädchen nimmer bekommen, und sie hätte nicht buchstabiren gelernt. Die Sophie aber, das weißt du selbst am Besten, wie du, als ich so lange schwach und leidend blieb, das Kind Tage lang auf deine Stube nahmst und sie mit Büchern spielen ließest; da muß dem Mädchen der Lerngeist angeflogen sein.“

„Das wäre nicht übel,“ sagte lächelnd der Pfarrer, „wenn das Talent mit dem Bücherstaub in den Menschen eindränge, da thäte man am besten, die Knaben, bei denen doch das Lernen unentbehrlich ist, alle in Bibliotheken aufzuziehen. Wir haben keinen Buben: drum laß mir die Freude, den Geist der Sophie auszubilden, an dem mancher Knabe froh sein dürfte. Das Stricken und Nähen wird sich schon noch finden; ein gescheidtes Mädchen erkennt später selbst, was da nöthig ist.“

„Gott geb's!“ sagte die Mutter mit einem Seufzer; ihr schien Leonorens Unwissenheit viel weniger bedenklich, als Sophiens frühe Gelehrsamkeit.

---

2. Das erste Leid.

Nicht lange mehr war's der besorgten Mutter vergönnt, sich mit dem treuen Vater über die Entwicklung ihrer Kinder zu besprechen. In das friedliche Stillleben des Pfarrhauses brach das Leid plötzlich, ungeahnt und darum um so schwerer. Eine Entzündungskrankheit raffte in wenigen Tagen den Vater weg, der seither mit seiner geistigen und körperlichen Kraft der Mutter schirmend und stützend zur Seite gestanden war. Die arme Frau, die seither nur in dem Gatten gelebt, in allen Fällen um Rath und That zu ihm aufgeblickt hatte, brach fast zusammen unter diesem Schlage und konnte sich nicht denken, wie sie jetzt noch das Leben ertragen könne. In die harmlose Seele der Kinder, die seither nur die kleinen Leiden und Freuden des Alltagslebens gekannt, fiel dieser erste tiefe Jammer mit furchtbarer Gewalt: sie glaubten nicht, daß sie je in ihrem Leben wieder froh werden könnten. Die so verschiedenartigen Schwestern waren Eins in dem tiefen Leide. Sophie besonders war trostlos, es war ihr so unendlich viel mit dem Vater gestorben, dessen Liebling sie gewesen, der mit so herzlicher Liebe und Freude die Entwicklung ihres jungen Geistes überwacht hatte; Leonore fühlte neben der Trauer um seinen Verlust tiefe Bekümmerniß darüber, daß sie so oft ihn betrübt hatte, daß sie so gar nicht nach seinem Sinne gewesen war. Sie gelobte sich, nun dem Todten zu Liebe Alles zu thun, was sie bei dem Leben des Vaters so oft nur mit Widerwillen und aus Zwang gethan hatte, und nach all den Kenntnissen zu streben, auf die er so hohen Werth gelegt hatte. Auch Sophie sprach zu sich in der Stille heilige Gelübde aus; sie ahnte wohl, was die Mutter verloren, und sie wollte ihr nun eine treue gehorsame Tochter sein, sie wollte ihr Freude

machen mit all den häuslichen Uebungen und Handfertigkeiten, die sie seither so vernachlässigt hatte. — Eine schöne Sache um diese jugendlichen Vorsätze: es sind Funken, die zur Lebensleuchte werden können, wenn man sie nährt aus der Quelle des ewigen Lichts, in herzlichem, demüthigem Gebet; aber sie sind ein Strohfeuer, das aufflackert und bald zusammensinkt, wenn man glaubt, aus eigener Macht sie zur Flamme anfachen zu können.

Bald nach der Beerdigung des Pfarrers, der seiner Heerde ein so treuer Hirte gewesen, als den Seinigen ein guter Vater, versammelten sich auf die Bitte der Wittwe ihre nächsten Angehörigen, um mit ihr zu berathen, was für ihre und der Kinder Zukunft am besten sei. Es kam Stadtpfarrer Winter, ein älterer Bruder des seligen Pfarrers, der alte Amtmann Maier, ein Onkel der Pfarrerin, und ihr einziger Bruder, der Professor an einem Gymnasium war. Herr Maier, der Begütertste von den Dreien, war zugleich Vormund der Mädchen, die beiden Andern aber besaßen mehr guten Willen als Mittel, der Wittwe ihre Zukunft zu erleichtern; Beide hatten selbst eine zahlreiche Familie.

Zunächst war von wirklichem Mangel auch nicht die Rede; das kleine Vermögen der Pfarrfrau nebst ihrer Pension konnte für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichen, besonders wenn sie, wie es ihr sehnlichster Wunsch war, auf dem Dorfe bleiben durfte, wo ihr Mann im Segen gewirkt und auch sie bis jetzt viel Liebe und Theilnahme erfahren hatte. Hauptsächlich war nun zu erwägen, wie am besten für die Ausbildung und die Zukunft der Mädchen gesorgt werde. Die Mutter theilte den Verwandten die Eigenthümlichkeit der beiden Kinder mit, und die großen Mängel, die sich noch bei jedem von ihnen fänden: Sophiens Nachlässigkeit, ihre Trägheit und ihr Ungeschick in allen Handarbeiten und häuslichen Geschäften

und Leonorens Unwissenheit, wobei sie freilich als zärtliche Mutter nicht versäumte, auch ihrer Vorzüge zu erwähnen.

In den Kummertagen, wo sich die Mutter so einsam gefühlt, waren die Kinder die einzigen Vertrauten ihrer Sorgen und Pläne gewesen; so glaubten sie auch jetzt Sitz und Stimme in dem Familienrathe zu haben, zumal da sich's um ihre Zukunft handelte. Sophie bat dringend, man möge ihr doch gestatten, zu lernen und zu lesen, Handarbeiten und das Alles könne sie noch lange lernen und wolle gewiß später Alles thun; von den Gründen des seligen Vaters hatte sie gerade so viel aufgeschnappt, als für ihre Wünsche bequem war; ebenso bat Leonore mit Thränen, sie doch mit dem unnöthigen Lernen zu verschonen, die Mutter habe ja auch nicht Französisch und Geographie gelernt und sei doch eine rechte Frau u. s. w., daß sie aber nicht dabei ordentlich lesen und schreiben könne, das sagte mein Lorchen so wenig als Sophie bekannte, daß sie keinen Strumpf zu stricken im Stande sei.

„Du hast recht, Mädel!" rief der Amtmann, „die gefällt mir, Frau Schwägerin, und wenn sie nimmer weiß, wohin, so gibt's in meinem Hause schon noch ein Plätzchen für sie; aus der wird etwas! wer hat denn zu unsrer Mütter und Großmütter Zeiten von dem gelehrten Zeug gewußt, das wirklich die Mädchen unbrauchbar macht ...."

„Die Zeiten unsrer Väter und Großmütter waren andere als die unsrigen," meinte der Stadtpfarrer mit seinem ruhigen Lächeln, „die Mädchen kommen öfter als in früherer Zeit in die Lage, auf eigenen Füßen stehen zu müssen; darum ist es nöthig, keine Fähigkeit auch bei ihnen unausgebildet zu lassen."

„Nicht wahr, Onkel," rief die kleine Sophie mit Thränen, „und so ist's gewiß für mich das Beste."

„Es muthet dir Niemand zu, Kind, schon zu wissen, was für dich das Beste ist," sagte mit etwas ernstem Tone der Stadtpfarrer, der es nicht liebte, daß sich die Kinder in den Familienrath mischten, „Einsicht in die Verhältnisse ist von Kindern noch nicht zu erwarten, aber sie haben ein köstliches Ersatzmittel dafür: den Gehorsam. Selbst wir Alten können schwer beurtheilen, was für Euch das Klügste ist, was aber das Rechte ist, das läßt sich mit Gottes Hilfe finden, und recht ist vor Allem, daß ihr der Mutter gehorcht, so gut wie den Wünschen des seligen Vaters."

„Es kommt mir überflüssig vor, darüber zu streiten, ob es besser sei, den Mädchen mehr eine häusliche, oder eine wissenschaftliche Bildung zu geben," fiel etwas ungeduldig der junge Professor ein, „wir haben hier nur den Winken der Natur zu folgen, jede Erziehung wird verkehrt, die der angebornen Richtung der Kinder widerstrebt; darum lassen wir jede der Mädchen nach ihrer Eigenthümlichkeit gewähren und legen keiner ein Joch auf, das ihrer Natur Zwang anthut."

„Es gibt ein Gesetz, das über dem der Natur steht, Herr Schwager," fiel der Stadtpfarrer ein, „wir wollen Lorchen nicht zur Gelehrten zwingen und Sophie nicht zur bloßen Haushälterin; aber jenes höhere Gesetz verlangt für's erste, daß wir kein Pfund vergraben, es sei so klein es will, darum soll Leonore wenigstens das Nöthige lernen, zu dem auch sie die Gaben empfangen hat, und Sophie soll bedenken, daß wir das Unsrige schaffen sollen mit unsern eigenen Händen, und daß ihr Geschlecht vor Allem und neben allen Kenntnissen zur treuen Gehülfin des Hauses berufen ist."

Wir wollen den Streit der Herren, der noch gar lange dauerte, nicht wiedergeben. Das Ende der Berathung war, daß Frau Winter im Dorf bleiben und Leonore bis zur Konfirmation bei sich behalten solle, wo sie neben weiblichen

Geschäften den Unterricht der Dorfschule fleißig benützen könne. Sophie wollte man in ein Töchterinstitut der Hauptstadt bringen, wo sie außer dem wissenschaftlichen Unterricht auch die beste Gelegenheit habe, sich in Handarbeiten zu üben. Nach der Konfirmation erbot sich der Amtmann, Leonore in sein Haus zu nehmen, wo sie reichlich Gelegenheit hätte, ihre häusliche Fertigkeit zu üben; Sophie sollte dann bei der Mutter oder beim Onkel Stadtpfarrer wenigstens das Nöthigste der Haushaltung lernen. Dem Onkel Professor machten seine sieben eigenen, ungezogenen Kinder, die er alle nach ihrer Eigenthümlichkeit erziehen wollte, den Kopf warm genug; er konnte nicht noch eine weitere Eigenthümlichkeit über sich nehmen, aber er versprach, einen Beitrag zu dem Pensionat für Sophie zu geben.

Die drei Onkel reisten ab, Leonore hatte großes Zutrauen zum Großonkel Maier, Sophien gefiel besonders der Onkel Professor, der Onkel Stadtpfarrer hatte keiner von Beiden sehr gefallen; was der Eine von der Eigenthümlichkeit gesagt, war viel angenehmer, als das vom Gehorsam. Die Zeit wird lehren, welcher von Beiden recht hatte.

---

3. Gegenseitiger Unterricht.

Ein Vierteljahr war der Wittwe vergönnt, noch im Pfarrhause zu bleiben, und so lange behielt sie beide Mädchen bei sich. Es war dies eine stille, traurige, aber doch eine gute, friedliche Zeit für die Mädchen; sie gaben sich Mühe, der Mutter Freude zu machen, und lebten im Gefühle der nahen Trennung einträchtig zusammen. Nur mit dem Arbeiten und Lernen wollte es nicht recht gehen. Leonore hatte

große Scheu vor der Dorfschule und wollte sich lieber noch dazu entschließen, einstweilen von der jüngern Schwester zu lernen, die sich dadurch sehr wichtig fühlte. Die Lektionen sollten in des Vaters Zimmer gegeben werden, da der Mutter Ruhe und Stille so noth that, und Leonore auch nicht liebte, daß Jemand sie als die Schülerin der Jüngern sehe. Die Vorbereitungen zu den Lehrstunden wurden stets mit großer Feierlichkeit gemacht. Leonore hatte alles Nöthige bei der Hand; Sophie dagegen mußte ihr Buch und was sie sonst brauchte, meistens erst lange zusammensuchen, bis es später Leonore in Verwahrung nahm. Nun fing man an: Sophie diktirte ein Rechenexempel aus des Vaters Buche; „das ist nur zum Addiren, das mußt du können!“

Leonore rechnete mit vieler Mühe die erste Reihe zusammen und schrieb 47 darunter. „Du darfst blos 7 schreiben,“ sagte Sophie, „die 4 mußt du behalten. — „Warum behalten? das hilft mich nichts!“ — „Weil es Zehner sind, mußt du die 4 zu den Zehnern rechnen!“ schrie Sophie, bereits ungeduldig. — „Was, Zehner?“ rief Leonore weinerlich; „47 ist herausgekommen!“ — „Siehst du, so!“ rief die ungeduldige Sophie, und rechnete ihr das ganze Exempel ohne weitere Erklärung vor. „Begreifst du's jetzt?“ — „Ja,“ sagte Leonore, die es keineswegs begriffen, und schrieb mit allerlei krummen und mißgestalteten Zahlen das ganze Exempel ab, während Sophie für sich eine schwerere Aufgabe löste, oder auch ein Lesebuch erhascht hatte, in das sie sich so vertiefte, daß sie ganz vergaß, nach der Schwester zu sehen. Diese, nachdem sie ihre Zahlen, die eben so wohl chaldäisch hätten sein können, hingekritzelt, fand das müßige Dasitzen langweilig und zog ihr Strickzeug hervor, und in dieser Weise endeten meistens die schwesterlichen Lektionen. Nicht viel besser ging's mit den Handarbeiten, bei denen jetzt Leonore die Lehrerin

vorstellen sollte, da die Mutter meist noch zu matt und angegriffen war, um viel darnach zu sehen. Anfangs ging es recht hübsch: „wir wollen in die Wette stricken, Sophie!“ schlug Leonore vor, die sich beim Arbeiten immer wieder aus dem Stand der Demüthigung erhob, in den sie das Lernen versetzt hatte. — „Ist recht,“ sagte Sophie, „wir wollen Nadeln zählen.“ Da ging's aber: eins, zwei, drei bei Lorchen, bis Sophie eine einzige Nadel hinuntergeknoppert hatte. „Du zählst nicht ehrlich!“ klagte Sophie, oder: „halt, es gilt nicht, mir ist eine Masche gefallen!“ Dann wieder: „wart', ich muß die Hände waschen, sie sind so heiß!“

Zuletzt überließ Leonore die Schwester ihrem Schicksal, strickte auf eigne Hand weiter und betrachtete wohlgefällig die langen, schneeweißen Stücke, die dem Strumpfe anwuchsen, während Sophiens Strickzeug nur kurze Absätze von Braun in Grau schattirt zeigte. Wenn sich die Mutter wieder der Sache annahm, so wurde sie durch Sophiens Ungeschick so betrübt, daß dann Leonore heimlich nachhalf, nur um die Mutter zufrieden zu stellen.

So suchte sich Jede, so gut sie konnte, dem Theil ihrer Pflicht zu entziehen, der ihr unbequem war; und all die Steinchen, die wir aus Bequemlichkeit geschwind aus unsrem Wege werfen, wachsen doch so leicht zu einem Steinhaufen, der später erst recht unbequem auf unsrem Lebensweg liegen kann! —

Nun kam eine unruhige, und eine kummervolle Zeit, bis die Mutter sich angeschickt hatte, das liebe Haus zu verlassen, in dem sie so manches glückliche, friedvolle Jahr verlebt. Mit lautem Weinen sah Sophie die Bücher des Vaters fortführen, die sie am allermeisten an sein Wesen und Wirken erinnerten; mit Thränen trennte sich Leonore von jedem Stückchen Hausgeräth, das die Mutter nicht in ihr kleines Wittwenhäuschen

mitnehmen konnte. Und als an einem stillen Abend die Wittwe mit den zwei Kindern aus der Pfarrwohnung trat, die Pforte des Hauses hinter sich zuschloß und noch einmal auf die Bank vor der Thüre sank, auf der sie manch' traulichen Abend mit ihrem Gatten gesessen war, da sammelten sich laut weinend die guten Nachbarinnen um sie, und ein langer, trauriger Zug geleitete sie in die kleine Wohnung, wo sie ihre Tage beschließen sollte.

---

4. Das Institutsleben.

Sophie war in die Pension eingetreten. Der Abschied von Mutter und Schwester war ihr sehr schwer gefallen, auch hatte sie sich in den ersten Wochen noch recht allein gefühlt. Sie kam sich so ungeschickt und unbeholfen vor unter den zierlichen, gewandten jungen Fräulein hier; ihre Spiele und Erholungen, ihre Scherze und ihre Gespräche waren so verschieden von Allem, was sie indeß gewöhnt war, — und dann das Begaffen und Bekritteln, die lauten und leisen Bemerkungen, denen eine Neuankommende ausgesetzt ist, — eine Unsitte und Unzartheit, der sich, zur Schande sei es gesagt, am meisten junge Mädchen schuldig machen, statt als Kinder schon in herzlicher Freundlichkeit gegen Fremde das Engelamt zu üben, zu dem unser Geschlecht vor Allem berufen ist; — dieß Alles machte ihr in den ersten Tagen schmerzliches Heimweh. Das aber verlor sich bald, und es gefiel ihr in Kurzem ungemein in der neuen Umgebung.

Daheim war von Seiten der Mutter das Lernen als eine Art von Luxus angesehen und nur eben geduldet worden; hier war es Pflicht und Hauptaufgabe. Freilich waren ihr manche Fächer noch fremd, die veraltete französische

Aussprache vom Papa her wurde etwas belächelt, aber zu ihrem natürlichen Lerneifer gesellte sich nun noch ein glühender Ehrgeiz, und bald fühlte sie sich den Andern gleich und hörte sich mit geheimem Vergnügen das talentvolle Mädchen nennen. Wunderbar leicht fand sie sich in die feinere Sitte, die reinere Aussprache, und sie setzte etwas darein, daß Niemand in ihr das Pfarrtöchterlein vom Land erkennen sollte.

Nachmittags waren einige Stunden der Uebung in weiblichen Handarbeiten bestimmt. Diese wurden von einer französischen Demoiselle geleitet, die vor Allem darauf achtete, daß richtig und viel französisch parlirt wurde; sah sie im Uebrigen die Mädchen nur mit der Arbeit in der Hand, so war sie nicht gerade aufmerksam darauf, ob und wie jede Einzelne arbeite. Gestrickt wurde in Sophiens Klasse nicht mehr, da man annahm, daß jede im zwölften Jahre diese erste und einfache Arbeit gehörig verstehe. Man überließ die Bestimmung, was die Mädchen arbeiten sollten, gewöhnlich den Eltern. Sophie besann sich nun nicht eben, was sie noch zu lernen hatte, sondern darauf, wie sie ihre Unkenntniß am besten verbergen könne. Nun fehlt es in unsern Tagen nicht an schönen Handarbeiten, die zwar oft sehr unschön ausfallen, aber doch einen recht anständigen Vorwand zum Nichtsthun geben. So begann sie denn eine Theeserviette zu häkeln, eine Arbeit, an der sich die Fortschritte nicht so recht beurtheilen ließen, hie und da machte ihr eine mitleidige Freundin ein paar Reihen daran, im Uebrigen sagte sie ihre französischen Fabeln vortrefflich auf, und Mademoiselle Duprés fragte nicht, wie langsam die Serviette vorrücke. Als freilich die Arbeiten vor der Prüfung vorgelegt werden sollten, kam auch die mißgestaltete Serviette zu Tag, und Sophie wurde stark getadelt, — da sie aber bei der öffentlichen Prüfung die Vorsteherin entschuldigend sagen hörte: „Das Mäd-

chen ist vom Lande und in Arbeiten etwas vernachläßigt, sonst aber eine der talentvollsten Zöglinge," tröstete sie sich wieder; sie wurde belobt und belohnt, kehrte, mit einem Preise gekrönt, zum Ferienaufenthalte nach Hause zurück und nahm sich vor, das nächstemal Drahtkörbchen mit bunter Wolle zu flechten, eine hübsche, unnöthige und mühelose Arbeit.

Heim, in die Ferien! für wen ist das nicht ein goldnes Wort! Es war es auch für Sophie, so leicht sie sich in den Ton der Residenzpension gefunden hatte, der Zauber der Heimath übt seine Macht über jedes Herz, und als sie wieder auf der Höhe stand und hinabsah auf das alte, traute Dörfchen, in Obstgärten gebettet, da schwanden alle Schatten, die ihr je das Elternhaus getrübt, und mit Jubel eilte sie der Mutter und Leonoren in die Arme, die ihr entgegen gegangen waren.

---

5. Das Leben im Wittwenhause.

Die Mutter und Leonore hatten indeß gar still zusammengelebt. Nachdem sie in ihrem Häuschen eingerichtet waren, sollte Leonore mit dem Schulbesuche beginnen. Dem alten Schulmeister, den es früher etwas gekränkt hatte, daß der Herr Pfarrer seine Kinder selbst unterrichtete, schmeichelte es nun, daß man ihm doch eins der Pfarrtöchterlein anvertraute, und er empfing das „Jungfer Lenorle" mit großer Höflichkeit, räumte ihr auch vorweg den ersten Platz ein, da es sich von selbst verstand, daß Jungfer Lenorle Alles am besten verstehen müsse. Das war aber leider nicht so. Das Leonorle stotterte beim Lesen, machte beim Schönschreiben Krakelfüße, wie kaum die siebenjährigen Kinder; beim Rechtschreiben wimmelte es bei ihr von Fehlern, und beim Rechnen saß sie noch

verdutzt vor ihrem Exempel, wenn die Andern lange damit fertig waren. „Ei, ei, ei, Jungfer Lenorle!“ sagt einmal über das andere der höfliche Schulmeister, „was haben aber der Herr Papa selig gedacht, daß Sie Ihne nicht besser unterrichtet haben,“ und die Dorfkinder steckten die Köpfe zusammen, kicherten und lachten, daß die Pfarrjungfer eine „Nixkönnerin“ sei.

Das gute Lorchen wäre nun nicht zu dumm gewesen, diesen demüthigenden Mängeln noch nachzuhelfen, aber es war zu faul. Statt an die Lehre des Onkel Dekans zu denken, von Treue und Gehorsam, dachte sie lieber an die des Professors von den Eigenthümlichkeiten, und suchte der Schule los zu werden.

„Mama, ich kann wirklich in der Schule nicht recht mitlernen,“ versicherte sie, „der Schulmeister unterrichtet eben wieder ganz anders als der Papa selig, und ich kann mich doch nicht von den Schulkindern auslachen lassen.“ — „Nein, das darfst du nicht!“ sagte die Mutter mit der gewöhnlichen Wittwenempfindlichkeit, „ich weiß wohl, gegen Wittfrauenkinder nimmt man sich Alles heraus. Aber was thun?“ seufzte sie, „das Gelerne muß eben einmal sein, bis zur Konfirmation wenigstens.“ — „Du könntest mir ja von Herrn Fingerle Privatstunden geben lassen,“ schlug Lorchen als bequemeren Ausweg vor.

Herr Fingerle war ein sehr bescheidener, junger Unterlehrer, der sich gern dazu verstand, gegen ein monatliches Honorar von zwei Gulden dem Pfarrtöchterlein täglich eine Stunde zu geben; er sagte ihr unermüdet die Sätze vor, die sie fehlerhaft las, korrigirte ihre Hefte, die eine ganze Feuerleiter von Fehlerstrichen zeigten, verbesserte ihre Krakelfüße, rechnete die Exempel richtig nach, die sie falsch gemacht hatte, und sah daneben fleißig auf die Uhr, bis zu großer Erleich-

terung des Lehrers und der Schülerin die Stunde ausschlug; so blieb denn Lorchen so unwissend als zuvor.

Dagegen war sie ein fleißiges, brauchbares Töchterchen daheim, und das versöhnte die Mutter wieder mit ihren Mängeln. Sie litt nicht, daß die Mutter eine Magd nahm, sie selbst kehrte und putzte, spülte und kochte, ihre Strümpfe waren schneeweiß und tadellos, ihre Hemden hübsch genäht, und bald spann sie einen feinen Faden, wie die beste Spinnerin. Das Gärtchen hinter dem kleinen Hause gedieh unter ihrer Pflege; besonders als die Konfirmation sie vollends von der lästigen Unterrichtsstunde befreite, widmete sie sich ganz und gar den häuslichen Geschäften. Die Bauernweiber, welche die Frau Pfarrerin besuchten, sagten ihr viel Schmeichelhaftes über die geschickte Jungfer, „die ja Fuchs und Has'" *) sei, die werde besser zu brauchen sein als die Andere mit ihrer Wissenschaft, und die Mutter hörte das sehr gern. Der Pfarrer, dem Leonorens Unwissenheit im Konfirmandenunterricht aufgefallen war, hatte sich erlaubt, der Mutter eine Vorstellung deßhalb zu machen; diese aber hatte es dem jungen Manne sehr übel genommen und pflegte seither wenig Umgang mehr mit dem Pfarrhause.

„Der Professor mit seiner Eigenthümlichkeit hat am Ende doch nicht Unrecht," dachte die Mutter, als sie Leonoren so emsig und zufrieden im Hause schalten sah, seitdem sie Bücher und Federn hatte zur Ruhe legen dürfen. Sie führten wirklich ein recht stilles, ungestörtes Leben zusammen. Lorchens Fleiß überhob die Mutter jeder beschwerlichen Arbeit, und sie war in allen Geschäften, die ihr noch neu waren, eine gelehrige Schülerin. Die Mutter konnte schon frühe Morgens ruhig an der Kunkel sitzen, der einzigen Arbeit, die

---

*) Ein Volksausdruck für große Gewandtheit und Flinkheit.

ihre schwachen Augen verstatteten, während Leonoren das Haus reinigte, die Hühner fütterte, das Gärtchen und die einfache Mahlzeit besorgte; dann setzte sie sich selbst auch an's Geschäft, und die Mutter freute sich ihrer flinken, geschickten Hand. Bei all' dem aber fühlte die Wittwe mehr und mehr eine Oede und Leere, ein recht schmerzliches Heimweh in ihrer Zurückgezogenheit. Sie hatte immer gern daheim und still für sich gelebt, auch war sie eine Frau von einfacher Bildung; aber doch hatte sie stets ihren Sinn offen erhalten für alles Gute und Schöne, das ihr Mann aus dem Schatze seines Lebens und Wissens mitgetheilt hatte.

An seiner Seite waren ihr die langen Winterabende nie lang geworden. Bald hatte er ihr etwas Anziehendes vorgelesen, oder Ereignisse aus seinem Amt und Leben mit ihr besprochen; auch war er stets willig, in ihre Fragen über die Geheimnisse des Gottesworts einzugehen, und so fiel in ihr Alltagstreiben immer wieder ein Funke aus einem höhern Leben.

Nun saß sie mit Lorchen den langen, langen Abend allein; man hörte oft geraume Zeit keinen Ton, als das Schnurren der Räder, die Stille wurde der Pfarrerin drückend, und sie war nicht gewöhnt, selbst die Unterhaltung anzuregen. Endlich machte sie wohl einen Versuch und hub an: „Weißt du noch, Leonore, wie uns an einem solchen Abende der Vater von der Besteigung des hohen Bergs erzählte; fällt dir der Name nimmer ein? weißt du, wo die Wege am Ende auf lauter Eis und Schnee gingen?"

„Weiß nimmer," sagte Lorchen gleichgültig, „aber denk', jetzt ist's Werners Brunnen auch gefroren, man wird heut' Nacht die Eier in die Stube stellen müssen."

Wollte dann Leonore noch etwas zur Abendunterhaltung beitragen, so wußte sie etwa noch, daß der neue Flachs

mehr Garn gebe als der vorjährige, und daß Schäfers Kuh ein Kalb habe.

Zur bloßen Hausmaschine war Leonore nicht stumpf genug, was sie von Erheiterung und Zerstreuung bedurfte, suchte sie in der Unterhaltung mit Nachbarweibern, und sie war stets auf dem Laufenden mit allen Dorfneuigkeiten; — auf dem Lande wie in der Stadt liegt etwas Verflachendes und Austrocknendes in dem Tagesgeschwätz, wenn sich die Seele nicht tiefere und edlere Quellen daneben offen hält.

Die Mutter hatte sich so oft bei Leonorens Unwissenheit damit getröstet, daß ein frommes Herz ja doch besser sei als alles Wissen, aber sie hatte nicht bedacht, die gute Mutter, daß die einfachsten Elemente des Lernens auch die Schlüssel zu den höchsten geistigen Gütern sind. Jetzt ahnte sie das freilich, wenn sie sich von Leonore wollte die Bibel vorlesen lassen und bei dem mühseligen, ausdruckslosen Gelese zu keinem Eindruck des herrlichen Inhalts kommen konnte, wenn sie sah, daß Leonore, der das Memoriren stets so zuwider gewesen war, nicht einmal die schönen Sprüche und Lieder auswendig wußte, die so manchem alten Mütterchen bis zum Grab eine tröstliche Mitgabe aus der Schulzeit bleiben.

Es war der Mutter eine liebe Gewohnheit gewesen, mit ihrem Mann am Mittagsmahl oder Abends seine Predigt zu besprechen, über den Eindruck, den sie wohl auf diesen oder Jenen gemacht, und über das, was ihr etwa nicht ganz klar geworden war, auch mit Lorchen hätte sie gern in ihrer Weise diese Sitte fortgesetzt.

„Meinst Du nicht,“ fragte sie einmal, „der neue Pfarrer predige doch nicht so eindringlich, wie der selige Vater?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Leonore, „ich meine, er schreie lauter.“

„Erzähle mir auch von der Predigt!“ bat die Mutter

ein andermal, als sie nicht hatte zur Kirche gehen können, „ich bin begierig, wie der die Hochzeit von Kana ausgelegt hat; das war allemal des Vaters schönste Predigt.“

„Ja, das kann ich nicht so sagen. Das Evangelium war das nämliche; dann kam Reuters Anna vor mich zu stehen, die trägt jetzt auch keine Haube mehr, und die Schulzin kam heut' mit ihrer Schwiegertochter in die Kirche, — sie müssen wieder gut zusammen sein.“ So sah die Mutter mit Seufzen, wie weit die Folgen der Unwissenheit gingen; aber wie alle schwachen Eltern beruhigte sie sich mit dem leidigen Troste, das Leben werde ihr Lorchen schon noch erziehen!

In die Langeweile, die so, trotz des Fleißes, das Wittwenstübchen manchmal heimsuchte, kamen Sophiens Ferienbesuche höchst erwünscht. Sie war so lebhaft, so heiter, wußte so viel zu erzählen, konnte Abends der Mutter vorlesen, — es gewann Alles ein anderes Ansehen. Leonore freilich war nicht so recht befriedigt. Sophie sah die Proben ihres Fleißes, die Strümpfe, die Hemden, das feine Garn ziemlich vornehm an; sie selbst brachte als Beweis ihrer Kunst ein Drahtkörbchen, mit Bändern eingeflochten, ziemlich hübsch, nur zu gar nichts zu gebrauchen. Doch blieben die Schwestern im Ganzen gut Freund: Sophie hatte sehr nöthig, Leonoren gute Worte zu geben, damit ihr diese ihre zerrissenen Strümpfe und Kleider wieder in Stand setze.

Ein paar Tage ging es so auf's Beste; dann fing Sophien das Stillleben zu entleiden an. Sie betrachtete sich daheim als eine Art Prinzeßlein, das sich bedienen ließ und dazu die Hände in den Schooß legte. So wurde ihr natürlich bald die Zeit lang. Sie holte ihre Bücher und Hefte hervor und vertiefte sich darein, daß sie es oft überhörte, wenn die Mutter mit ihr sprechen wollte; nur Abends wid-

mete sie sich ihr noch, las vor und erzählte, und das schon war eine Erquickung für die vereinsamte Frau.

Leonore brachte gutwillig Sophiens Wäsche und Kleider in Ordnung und kochte ihre Leibgerichte, aber sie fühlte tief das vornehme, herabsehende Wesen, mit dem die kenntnißreichere Schwester sie behandelte. Noch bitterer kränkte sie, daß die Mutter so auflebte in Sophiens Gesellschaft: sie kam sich wie eine verkannte, mißhandelte Aschenbrödel vor, und bedachte nicht, wie sehr es ihre eigene Schuld war, daß sie außer der äußern Handreichung der Mutter so wenig bieten konnte. Sophie, so vornehm sie that, sah doch die häuslichen Fertigkeiten der Schwester mit einem gewissen Neide; aber sie verbarg sich das selbst und machte sich weis, dergleichen sei doch nur für beschränkte Naturen gut. So trat jedesmal bei längerem Zusammensein eine allmähliche Entfremdung zwischen den Schwestern ein, die erst beim Abschiede wieder aufrichtigem Bedauern wich.

Der Mutter selbst war ihre gelehrte Tochter etwas entwachsen, und schwerer als ihr Mangel an weiblichem Fleiße fiel ihr die große Selbstgenügsamkeit auf's Herz, die aus Sophiens ganzem Wesen sprach; diese konnte eben keinen Augenblick vergessen, was für ein geschicktes, talentvolles Mädchen sie sei! „Liebes Kind," bat die Mutter oft mit Thränen beim Abschiede, „habe Gott vor Augen und im Herzen, vergiß nicht, daß Christum lieb haben besser ist, denn alles Wissen, und daß Gott den Demüthigen Gnade gibt." Das Alles wußte Sophie schon lange, gab sie doch die richtigsten Antworten in der Religionsstunde und machte die besten Aufsätze! — ob sie auch im Herzen trage, was sie so fertig auf den Lippen hatte! darum bekümmerte sich Niemand, als ihre Mutter.

6. Noch ein Sterbebett.

Die drei Onkel hatten indeß die Schwestern nicht ganz vergessen, sie hatten die Mutter von Zeit zu Zeit besucht: der Professor war höchst zufrieden mit der naturgemäßen Entwicklung der Beiden, der Stadtpfarrer schüttelte den Kopf dazu, der Amtmann fragte gar nicht mehr nach Sophien und freute sich nur über Leonorens Brauchbarkeit. Er lud sie wiederholt in sein Haus, aber sie konnte der Einladung nicht mehr folgen, da die Mutter schwächer und schwächer wurde. Eine zehrende Krankheit hatte schon seit des Vaters Tod ihren zarten Körper untergraben, sie fühlte sich immer schwächer, bis sie sich nicht mehr vom Lager erheben konnte, und der gerufene Arzt Leonoren rieth, ihre Schwester ohne Verzug kommen zu lassen.

Sophie hatte immer viel zu viel mit sich selbst zu thun gehabt, als daß sie bei ihren Besuchen daheim die zunehmende Schwäche der Mutter bemerkt und die häufigen Anspielungen auf ihr nahendes Ende in ihren Briefen verstanden hätte. So traf sie die Nachricht wie ein Donnerschlag, und sie stand trostlos ohne alle Fassung an dem Krankenbette der Mutter, das so bald ein Sterbebett werden sollte.

Wer im Zweifel war, ob Lorchens häusliche oder Sophiens geistige Bildung vorzuziehen sei, der mußte im jetzigen Augenblicke gewiß der ersten den Vorzug geben und sich der unermüdeten Aufmerksamkeit freuen, mit der sie den Zustand der Mutter erleichterte, für ein reines und bequemes Lager sorgte, ihr Erfrischungen bereitete und ihre Wünsche und Bedürfnisse verstand. Die arme Sophie hätte gern auch geholfen, sie hätte so viel gegeben um einen dankbaren Blick, wie ihn die Mutter oft auf Leonoren richtete, wenn ihr diese

die Kissen zurecht machte oder ein kräftiges Süppchen reichte. Aber ach, ihre feinen Finger, der Arbeit so ungewohnt, ließen sich zu Allem ungeschickt an. Auch hatte sie sich gar nie geübt, aufmerksam zu sein auf die Wünsche und Bedürfnisse Anderer; so konnte sie nie errathen, was die Mutter eben brauchte, und ein solches Errathen thut Kranken so wohl. Krankenpflege lernt sich nicht wie eine andere Handfertigkeit; es gehört eine geschickte Hand, ein aufmerksames Auge und ein liebevolles Herz dazu, und Sophie, die seither gethan, was ihr Freude machte, und nur an sich gedachte, hatte keines von diesen geübt.

Nur in Einem war ihre Gegenwart der Mutter lieb: sie konnte ihr die schönen Lieder und Sprüche lesen, nach deren Trost es sie so sehr verlangt, und die Leonore ihr so ausdruckslos und ungeschickt vorgestammelt hatte. Sie lauschte ihnen mit Sehnsucht und Freude; aber wenn sie gern mit ihrem Kinde auch über den Inhalt gesprochen hätte, über die Schrecken des Todes und über die lebendige Hoffnung, die dem Tode den Stachel nimmt, — ach, da wurde sie inne, daß auch ihre gebildete, geistreiche Tochter arm war an dem, was allein die Seele reich macht, daß ihr Wissen von der höchsten Wahrheit nur ein leeres und todtes war, und Sophie selbst fühlte dieß schmerzlich, wiewohl noch unbewußt, wenn sie auf die langen Fragen, auf die Worte voll Sehnsucht und Hoffnung, für welche die Mutter so gern eine Bestätigung gehabt hätte, nur ein todtes „Ja!“ oder „O gewiß!“ antworten konnte, von dem ihre innerste Seele nichts wußte.

Man hatte den Verwandten Nachricht gegeben von dem schweren Erkranken der Wittwe. Onkel Maier und seine Frau kamen nicht: so etwas greife sie so an, sie seien selbst schon alte Leute und müssen sich schonen; auch habe

die Tante gar keine Zeit. Onkel Professor kam, mit einiger Ueberwindung wie es schien, „Krankenbetten sind nie meine Liebhaberei gewesen,“ versicherte er den Doktor, er reichte der Kranken flüchtig die Hand und sah über sie hin: „wie geht dir's, Karoline?“ was er ihr zu sagen wußte, beschränkte sich auf die gewöhnlichen Vertröstungen: „du bist noch lange nicht so krank, wie du glaubst,“ „mußt dich nur recht pflegen,“ „es kann immer noch besser werden.“ Aber diese Trostgründe halfen der Seele nicht mehr viel, die fühlte, daß sie an der Grenze der Ewigkeit stand. Als sie die tiefsten innerlichsten Sorgen ihres Herzens mit ihm besprechen wollte, beruhigte er sie mit flüchtigen Worten: „Mach dir jetzt das Herz nicht schwer mit Anfechtungen, du hast ja immer rechtschaffen gelebt, und deine Kinder werden wir auch nicht verlassen.“ Dann aber versicherte er, daß er nur kurzen Urlaub habe, gab der Kranken noch einmal die Hand und eilte rasch fort, als fürchte er sich vor der Bewegung beim letzten Abschiede von seiner einzigen Schwester.

Als Engel des Trostes kamen der Stadtpfarrer und seine Frau zu den verlassenen Schwestern. Die gute Tante erleichterte Lorchen in der Pflege der Kranken und wußte aus ihrer reichen Erfahrung gar Vieles zu ihrer Stärkung und Linderung; sie redete ihr mit sanften Worten zu und zeigte durch ihre Liebe und Freundlichkeit gegen die Mädchen, mehr als durch schöne Worte und Versprechungen, daß sie auch als Waisen nicht verlassen sein würden. Mit der ganzen Kraft und dem Frieden des ewigen Wortes, dessen treuer Diener er war, trat der Bruder an das Sterbebett. Er tröstete die Sterbende nicht mit ihrem rechtschaffenen Leben, wohl aber mit der ewigen Barmherzigkeit Dessen, der für uns des Todes Bitterkeit empfunden, er

beruhigte sie über ihrer Kinder Zukunft nicht mit menschlichen Verheißungen, aber mit der Treue Dessen, der der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Getröstet und hoffnungsvoll empfing sie mit ihren Kindern das Abendmahl, in herzlichem Gebet empfahl sie dieselben dem Herrn, der durch seine Führung gut machen möge, was sie in Schwachheit verfehlt, und entschlief mit seligem Lächeln. Ein so tiefer Friede lag auf den Zügen der Entschlafenen, daß selbst der Schmerz ihrer Kinder nur in leises Weinen ausbrach: sie mußten ihr die Ruhe gönnen.

---

7. Beim Onkel Professor.

Wir finden die Waisen wieder, nachdem sich das stille Mutterhaus für sie geschlossen und sie keine Heimath mehr hatten, als die, welche ihnen der gute Wille der Verwandten öffnete. Sophie, die jetzt sechszehn Jahre alt war, hatte die Pension verlassen, und die Schwestern hatten sich zuerst beim Onkel Professor zusammen gefunden. Sie wären am liebsten bei dem Stadtpfarrer gewesen, zu dem Beide seit der Mutter Tod am meisten Liebe und Vertrauen fühlten; aber da in dessen Hause eben eine ansteckende Kinderkrankheit war, so war es natürlich, daß sie die dringende Einladung des Professors annahmen, der sich Vorwürfe machte, daß er sich nicht mehr seiner kranken Schwester angenommen, und gern an den Waisen etwas gut machen wollte.

Den Mädchen aus dem stillen Trauerhause wurde es aber ‚wind und weh', als sie unter die sieben eigenthümlichen Vettern und Bäschen hinein kamen. Zwar waren zwei außer dem Hause; dafür aber waren zwei Kleine nach-

gewachsen. Wenn man jede Natur gewähren läßt, und die eine immer der andern widerspricht, so gibt's einen hübschen Durcheinander. Da war Vetter Eduard, ein fleißiger Junge, der nur die Eigenthümlichkeit hatte, daß er blos arbeiten konnte, wenn es vollkommen still um ihn war. Heinrichs Eigenthümlichkeit aber war, den ganzen Tag zu singen und zu pfeifen, wenn er nicht zur Abwechslung auf einer Kindergeige kratzte oder die Mundharmonika blies. Da schrie dann Eduard: laß mich in Ruh'! geh' hinaus! pfeif' auf der Gasse! und Heinrich pfiff zur Antwort: „der Vogelfänger bin ich ja!" bis Eduard ihm mit dem Lineal nachsprang und die Sache mit einer naturgemäßen Prügelei endete.

Minchen hatte eine recht gute, ordnungsliebende Natur und wurde Leonorens Liebling. Sie liebte besonders, ihre Puppen hübsch anzukleiden, ihnen zu kochen, sie zu Bette zu legen und einen ordentlichen Haushalt mit ihnen zu führen. Die kleine Adelheid dagegen liebte, sie splitternackt auszuziehen und auf dem Boden herum zu werfen, die Küchengeschirrchen mit Sand und Spreu aus dem Spucknapfe zu füllen, kurz alle Arten von Unfug zu verüben, was dann zu einem endlosen Kriege der Mädchen, einem ewigen Verklagen und Geschrei: „das Minchen kneipt mich!" „die Adelheid verderbt mir Alles!" führte. Otto, vermuthlich ein künftiger Maler, beurkundete seinen natürlichen Beruf dadurch, daß er, in Kreide und Kohle abwechselnd, auf Fußboden, Tisch und Wände Gemälde aller Art entwarf, bisweilen auch zur Variation nur mit seinen Fingern, die wahrscheinlich zu diesem Zweck immer schmutzig waren, auf die Fensterscheiben malte. Der dicke Ludwig hatte die vorherrschende Eigenschaft, Alles zu essen, was er erreichen konnte, und zu schreien nach dem, was er nicht erreichte, es mochte nun ihm oder jemand Anderem gehören. Da ertönte

denn von verschiedenen Seiten der Schrei: „der Ludwig hat meinen Apfel genommen! der Ludwig ißt mein Brod! der Ludwig hat den Wursteller vom Ofen gerissen!“ so daß die geplagte Frau Professorin nicht wußte, wo ihr der Kopf stand, und sich durch allgemein ausgetheilte Püffe zu helfen suchte, welche die Zwietracht wenigstens in ein gemeinsames Geheul verwandelten. Der kleine Richard zeigte noch wenig Eigenthümlichkeit, blos eine seltene Stimme und Ausdauer im Schreien und Heulen. Er schrie, wenn man ihn ansah und nicht ansah, wenn man ihn ankleidete und wenn man ihn auszog, wenn er keine Spielsachen hatte und wenn die Spielsachen, die man ihm gab, nicht die rechten waren. „Warum schreit das Kind? wer hat dem Kind was gethan? gebt doch dem Kind, was es will!“ gehörte auch zu den Grundtönen in dem häuslichen Konzerte.

Der Professor entzog sich dieser Musik so viel er konnte; er brachte die Tage in seiner Klasse, die Abende auf seiner Stube oder auf dem Museum zu. Der rechte Zeitpunkt war, schien es, noch nicht gekommen, wo er die Eigenthümlichkeiten seiner Kinder zu einem günstigen Erfolg ausbilden konnte; inzwischen wollte er noch zusehen, was die Natur für einen Gang mit ihnen nehme. Während der kurzen Zeit des Frühstücks, des Mittag- und Abendessens, bei dem sich die getrennten Naturen wieder in Einer Unart vereinten, wurde ihm freilich der Kopf heiß genug, so daß er in seine Schule meist in sehr übler Laune kam, und dort ein ziemlich summarisches Verfahren beobachtete, d. h. tüchtig dreinschlug auf die verschiedenartigsten Köpfe und Rücken. Die arme Frau aber lief beständig mit betäubtem Kopfe unter dem wilden Heere herum und hatte vom Morgen bis zum Abend nur Eine Sehnsucht, die nach der Nacht, wo sie endlich das unruhige Volk zur Ruhe gebracht hatte, obgleich es in neuerer Zeit

der Eigenthümlichkeit Eduard und Minchens widerstrebte, sich mit den Kleinen zu Bette legen zu lassen. Selbst die Schulstunden, welche die vier ältern Kinder besuchten, verschafften ihr nicht viel Erleichterung, weil die Kleinen dafür nur um so ärger hausten.

Sophie that es dem Onkel nach; sie suchte sich mit ihren Büchern oder Heften irgend ein ruhiges Plätzchen, wenn noch ein solches vorhanden war, und ließ die Kinder schreien und die Tante seufzen, so viel sie wollten. Sie könne da doch nicht helfen, meinte sie; doch blieb sie immerhin nicht verschont von den Eingriffen der Kinder. Heinrich wußte sie überall aufzufinden und kratzte ihr mit seiner Geige vor, wenn sie eben im besten Zuge war. Otto beschmierte ihre Hefte und Zeichnungen, daneben theilte sie das allgemeine Drangsal des Hauses, daß nämlich der dicke Ludwig ihr wie Anderen den Bissen vom Munde und vom Teller nahm, wo er ihn erhaschte, worauf der Vater, wenn er es sah, nur die Bemerkung machte, „ja, das ist ein ganz eigener Kerl! Ich glaube, der gibt einen Soldaten, weil er sich so gern von anderer Leute Teller satt ißt!"

Leonore suchte mehr sich nützlich zu machen und war auch hie und da der geplagten Tante wirklich ein Trost. Aber an Ordnung und bestimmte Thätigkeit gewöhnt, war es ihr eine beständige Qual, den Tag damit zuzubringen, zu putzen, was Otto besudelt und der Kleine beschmutzt, aufzuräumen, was Adelheid und Heinrich herumgeworfen hatten und in der Küche und Stube beständig Alles zu flüchten, was der gierige Ludwig verschlingen konnte. Sie wußte es gar nicht anzugreifen, die Kinder irgendwie zu unterhalten; ihr ganzes Gespräch mit ihnen war: „Eduard, Du machst ja Dintenflecke, Heinrich, lärm' doch nicht so! Aber, Otto, wie garstig! Adelheid, gleich hebst Du die Pup=

pen auf! Ludwig, Ludwig, wer wird denn Butter essen?" u. s. w. und das machte die Kleinen nicht artiger. Da ging's viel besser, wenn Sophie sich einmal dazu hergab, sich zu ihnen zu setzen und ihnen zu erzählen, das gab wirkliche Ruhepunkte. Sogar der gefräßige Ludwig sperrte seinen Mund zum Zuhören auf, und Heinrichs Trompete verstummte. Aber Sophie war nicht allezeit willig dazu; sie war zu sehr gewöhnt, an sich selbst zu denken. Zwar hatte sie von der Mutter Sterbebett viele gute Vorsätze mitgebracht; aber sie meinte, jetzt sei noch nicht die eigentliche Zeit, sie auszuführen.

So waren beide Schwestern herzlich froh, als Onkel Maier und der Stadpfarrer sie zu sich einluden. Lorchen ging in's Amthaus, Sophie zum Letzteren, bis sich für beide Mädchen eine passende Stelle gefunden hätte.

---

7. Im Amthause.

Tante Professorin sah Leonoren ungern scheiden, die Kinder aber dafür um so lieber. Sie war ihnen mit dem ewigen Tadeln und Zanken verdrießlich geworden, und Lorchen hatte doch die Kinder wirklich lieb; aber wenn man sie nimmer wickeln und füttern konnte, wußte sie nichts mit ihnen anzufangen.

Im Amthause waren keine kleine Kinder mehr. Als Leonore ankam, traf sie das ganze Ameublement auf dem Hofe; die Tante hatte kaum Zeit, sie willkommen zu heißen; „So, du bist's, Bäschen? grüß' Gott! wenn du müd' bist, so geh' zum Großonkel hinauf! unten ist keine Stube, wo man hinein kann, wir putzen." Oben traf nun denn Leonore wirklich den Onkel in einem Zimmer vor einem Glase Bier und einem Teller mit Käse und Wurst. „So, Bäschen

Lore, schön, daß Du kommst; da setz' Dich und iß! die Weibsleute drehen heut' wieder einmal das Haus um." Leonore saß nicht lange; sie band eine Schürze vor und bot der Tante ihre Hülfe an, was sie gleich bei dieser empfahl. „Putzen darfst Du gerade nicht, das thut die Magd oben; kannst aber nachsehen, ob sie zu den Lambrien gewiß die wollenen Lappen nimmt. Du könntest helfen Möbel poliren, oder Spiegel putzen, oder oben die Kleider bürsten; ich habe den Kleiderkasten geleert." Das waren eine Menge Befehle durch einander. Leonore suchte, so viel wie möglich, eins nach dem andern zu thun; aber wie die Tante selbst keine Ruhe hatte, so konnte sie auch sonst Niemand in Ruhe lassen: sie jagte Lorchen und ihre beiden Mägde beständig im Hause herum. Sie selbst zog bald voran, bald hinterdrein und machte die Leute verwirrt durch ihre gemischten Befehle, bis endlich von oben des Amtmanns starke Stimme erscholl, der „die Weibsleute" in die Küche commandirte, damit man auch ein Abendessen bekomme.

Es war seit der Ankunft der erste ruhige Augenblick, als man sich zu Tische setzte, und nicht einmal dieser blieb ruhig: „Lorchen, gelt, du siehst nach, ob die Magd die Brühe auch verdünnt hat, und ob die Kartoffeln nicht zu früh herausgenommen werden; man kann sich in nichts auf die Leute verlassen." Ehe aber Leonore draußen war, folgte ihr die Tante auf dem Fuße und sah selbst nach; es war dieselbe Rastlosigkeit bis zum Schlusse des Abendessens. Die Tante war schon wieder auf, ehe sie den Löffel gewischt hatte; Leonore wollte ihr folgen, der Onkel hielt sie aber zurück. „Bleib' du nur sitzen," sagte er, „bist ja eben erst gekommen, wirst hier noch oft genug Gelegenheit haben herumzuspringen; siehst du, mein Weib ist eine excellente Hausfrau, aber wir haben etwas verschiedene Grundsätze.

Mein Grundsatz ist: recht arbeiten, das Seinige erwerben, und dann sich's wohl sein lassen; meine Frau meint: allzeit schaffen, allzeit sparen, allzeit erwerben, bis man nimmer kann, und so gönnt sie sich keine Ruhe, — wer von uns hat nun recht?"

Leonoren, so beschränkt auch ihr Gedankenkreis war, war's doch, als gäbe es noch einen dritten Lebenszweck; sie wußte sich aber nicht darüber auszusprechen und ging lieber der Tante nach, die sie ganz erschöpft auf der Schwelle der Speisekammer traf. „Da siehst du, so geht mir's, jetzt kann ich nimmer!" Leonore sah fragend umher, ob denn irgend ein Unglück geschehen sei. „Da will ich den Abend noch die Speisekammer einräumen und entdecke, daß sie mir einen Schmalzhafen, den ich beiseite gestellt hatte, mit sammt einem ganzen Rest Schmalz aus der heißen Lauge geputzt haben! jetzt denk dir das! ganz kaput! wohl ein halb Pfund Schmalz! tunkt ihn mir nichts, dir nichts mit sammt dem Deckel in den heißen Kessel und entdeckt den Schaden erst, als das Fett herumschwimmt! So übel bin ich dran und plage mich ab vom Morgen bis in die Nacht, und trinke keinen Tropfen Rahm in meinem Kaffee, und so geht dann alles zu Grunde!" Die schuldige Magd ließ sich blicken und wurde von der Frau Amtmännin tüchtig ausgescholten; sie vertheidigte sich sehr geräuschvoll, sie habe eben geglaubt, es müsse alles geputzt werden, und die Frau habe sie so oft von einer Arbeit zur andern geschickt, daß sie zuletzt nimmer gewußt habe, woran sie sei. Die Widerrede machte die Frau noch heftiger, und der Tumult dauerte bis tief in die Nacht, wo endlich des Amtmanns gewaltige Stimme wieder Ruhe gebot und die geplagte Frau Lorchen ihr Stübchen anwies, das noch naß vom Aufwaschen war, und seufzend ihr eigenes Lager suchte. Leo-

nore, sparsam und in beschränkten Verhältnissen erzogen, wußte wohl, daß man in der Haushaltung auf das Kleinste achten muß; aber daß ein halb Pfund Schmalz der Gegenstand solchen Jammers sein könne, begriff sie doch nicht recht; denn die Klage um das halb Pfund Schmalz stand am andern Morgen mit der Tante auf und tönte fort, bis sie einen zerbrochenen Teller entdeckte, der ihr einen neuen Grund zum Jammer gab.

Daß die nächsten Tage so unruhig waren wie der erste, fand Leonore natürlich; denn eine solche Putzerei nimmt wohl ein paar Tage in Anspruch, und als alles fertig und eingeräumt war, da hatten die Mägde mit ihren schmutzigen Schuhen den Fußboden wieder so verdorben, daß er auf's Neue gewaschen werden mußte. Endlich war dies Geschäft am Ziele; nun aber wurden Lichter gegossen, was die Frau Amtmännin viel vortheilhafter fand, als sie zu kaufen, aber wie man anfangen wollte, hatten die Mäuse einen Theil des Unschlitts auf dem Boden gefressen, was wieder einen großen Sturm hervorrief gegen die Mägde, die nicht genug Mäusefallen gestellt hatten. Nach den Lichtern wurde Seife fabrizirt und nach diesem große Wäsche gehalten, um die Seife zu benützen, die etwa noch im Kessel hängen geblieben sei. Nach der großen Wäsche mußten Bettern verleert und bestrichen werden; dazwischen aber waren die Mägde zur Feldarbeit nöthig. Leonore that ihr Bestes und lernte wirklich viel Neues; aber sie sehnte sich doch oft sehr nach Einem ruhigen Augenblicke, nach einer der stillen Stunden in der Mutter Wittwenstübchen. Gab es einmal einen ruhigen Tag, so brachte die Tante solche Gebirge von Flickwäsche und wußte so unendlich viel, was alles noch genäht und hergestellt werden sollte, und was nicht geschehen sei, daß sie gar keinen Muth zum Anfangen fand.

Zu einem Sonntagsgefühl kam man in diesem Hause nie. Bei der Mutter daheim waren nach alter Sitte schon am Samstag Abend die Spinnräder aus der rein geputzten und gelüfteten Stube gestellt worden; kein Zeichen von Werktagssorge und Mühe durfte in den Tag des Herrn herüber kommen. Die Mahlzeit, etwas besser als am Werktage, war schon am vorhergehenden Tage vorbereitet worden; es durfte selbst in der Küche kein geräuschvolles Geschäft, Stoßen, Reiben, Wellen rc. vorgenommen werden, der Tag mußte in heiliger Stille verfließen. Es ist wahr, das arme Lorchen, das nicht schreiben und nur sehr mangelhaft lesen konnte, das sich in der Beschäftigung mit geistigen und göttlichen Dingen nie geübt, hatte oft ziemliche Langeweile gehabt, und sich zuletzt eben auf's Plauderbänkchen zu einer Nachbarin gesetzt; aber doch war ein Sonntagshauch über dem ganzen Tage gelegen, der noch erfrischend durch die Woche wehte, — eine Vorahnung der ewigen Ruhe.

Das fühlte Leonore, der früher der Sonntag oft beinahe eine unwillkommene Unterbrechung gewesen war, jetzt erst, wo vom Sonntag keine Rede mehr war.

Das Amthaus lag eine Viertelstunde von der Kirche entfernt; da gehörte es zu den unerhörten Begebenheiten, wenn man einmal zur Kirche fertig wurde. Die Mägde, namentlich zur Zeit der Feldarbeit, konnten selten am Samstag mit dem Reinigen der Zimmer fertig werden. Darum wurden am Sonntag Morgen noch Möbel geklopft, Frise geölt, die Amtmännin trug die gebrauchte Wäsche in die Kammer; da fand sie stets so viel zu ordnen, zu putzen und zu jammern, daß sie meist spät herab kam. Dann hatte sie eigene Sonntagsgeschäfte, die an keinem anderen Tage vorgenommen werden durften: fehlende Knöpfe an des Herrn Kleider zu nähen, die Werktagskleider durchzu-

sehen und herzustellen, die große Kommode im Wohnzimmer zu bohnen und die Messingknöpfe daran glänzend zu reiben. Das alles hätte am Werktage, wie sie sagte, die Zeit verdorben! Onkel Amtmann feierte seinen Sonntag zunächst damit, daß er Morgens gehörig ausschlief. Dies und die Butterbrezeln zum Frühstücke rühmte er stets als seine ersten Sonntagsfreuden, und der Kirchgang wurde ihm schon dadurch meist unmöglich; dann verlangte er auch etwas besonders Gutes zum Essen und machte Nachmittags gern eine kleine Lustfahrt, wenn nicht Besuche kamen: „man muß auch wissen, daß Sonntag ist."

Die Tante wußte nicht, daß Sonntag war. Wie sie Sonntagsgeschäfte hatte, so hatte sie auch Sonntagssorgen; im günstigsten Falle gewährte das große Wohnzimmer Nachmittags einige Stunden lang einen wirklich sonntäglichen Anblick: der Boden rein gewaschen, die Möbel glänzend geputzt, der rothe Teppich auf dem Tische, die Ueberzüge vom Sopha und Sessel abgenommen. Waren aber die Besuche, denen zu Liebe man diese Herrlichkeit entfaltet, abgereist, dann mußte man wieder eilen. „Leonore," hieß es, „leg den Tischteppich zusammen! Dorle, klopf' den Fußteppich aus! Ricke, bring' warm Wasser zum Tassenspülen!" dann wurden die Möbel wieder bedeckt und eingehüllt, und das alles nahm so viel Zeit weg, daß an eine ruhige Abendstunde nicht zu denken war.

An des Amtmanns Fahrten nahm die Frau selten Theil; sie verachtete alle Frauen, die gern aus dem Hause gingen. „Ich komme nicht des Wohllebens wegen in keine Kirche," sagte sie Lorchen zur Entschuldigung und sich selbst zur Beruhigung, „ich muß sie mit lauter Arbeit und Sorge versäumen, da wird der liebe Gott ein Einsehen haben." Arme Frau! sie bedachte nicht, daß sie ihre eigene unsterb-

liche Seele verkürzen und darben lasse in lauter elenden Erdensorgen, so daß sie am dunkeln Tag und in der Todesstunde Licht und Kraft vergeblich suchen mußte!

An stilleren Abenden oder an Regensonntagen hatten beide Gatten nicht selten eine ruhigere Beschäftigung: — sie rechneten. Leonore, des Rechnens unerfahren, konnte daran nicht Theil nehmen, sie hörte nur die Resultate. Der Amtmann berechnete, wie viel er am Ertrage seiner Felder gewinne, wie viel am Vieh, wie hoch dies oder jenes Stück Gut im Werthe gestiegen, — die Frau rechnete, wie viel sie an den selbstgemachten Lichtern und Seife ersparte, am selbstgebackenen Brode, an Butter, an Geflügel, an Schweinen. Sie rechnete mit Seufzen, wie viel Dienstboten kosten, Taglöhner, Arme, — jede Ausgabe kam ihr wie ein wahres Unglück vor, und wenn sie sich müde gerechnet hatte, so sagte sie: „so, jetzt muß ich aber in's Bett; zum Abendsegen langt's nimmer." Zum Abendsegen reichte es gar oft nimmer, zum Morgensegen noch seltener, so oft es ein Hauptgeschäft gab, und ein solches gab es fast immer. Und es war auch kein Haus des Segens, obschon die Scheunen sich füllten, die Kapitalien und Güter sich mehrten; es war ein Haus ohne rechten Frieden, ohne Herzensfreude.

Von den Kindern Onkel Maier's lebten drei, vier waren gestorben, und obgleich die Mutter natürlich mit Liebe von den Geschiedenen sprach, so gestand sie doch oft, es sei ihr doch recht wohl, daß sie ihr „aus den Füßen" seien, es sei ein entsetzliches Hinderniß um Kinder! Recht nach ihrem Sinne war von ihren Kindern nur Einer, der Aelteste, ein Kaufmann: der schaffte und sparte wie sie, und sorgte und klagte wie sie, und hatte keine gute Stunde wie sie. Ihre verheirathete Tochter trat gar nicht in der Mutter Fußtapfen: sie hielt zwei Mägde, ließ außer dem Hause waschen, außer

dem Hause nähen, putzte sich, ging auf Bälle und in Visiten. „Und sie ist doch so im Geschäft aufgewachsen!“ seufzte die Mutter. Der jüngste Sohn studirte schon seit Jahren, der ahmte wenigstens in einem dem Vater nach: er wollte sich's wohl sein lassen; nur wollte er nicht vorher arbeiten, und es war nicht der kleinste und wohl der gegründetste Jammer der Mutter, ‚daß der Bub‘ so viel brauche und am Ende erst nichts aus ihm werde!

Obgleich es Leonoren nicht erstaunlich wohl wurde in dem Amthause, so wäre sie doch in so weit am Platze gewesen, als man hier am wenigsten vermißte, was ihr fehlte. Aber der Großonkel wußte am besten, wie nöthig sie habe, sich etwas zu verdienen; daher dünkte es ihm nicht recht, sie ohne Belohnung im Hause zu behalten, und einen Gehalt ausgeben, das schien der Tante fürchterlich, ganz unmöglich! „Nein, ich kann Gottlob noch allein fertig werden, eine Hausjungfer brauche ich nicht, abplagen muß ich mich doch, und wenn ich zehn Jungfern hätte!“ Das war gewiß. So suchte und fand man denn für Leonoren eine Stelle als Haushälterin bei einer ältern Kaufmannsfrau, und sie schied nicht ungern vom Amthause, etwas nachdenklich darüber, ob denn diese Art von Häuslichkeit und Geschäftigkeit die rechte sein könne.

---

8. Beim Onkel Stadtpfarrer.

Es wurde Sophien gleich zu Anfang unbeschreiblich wohl, als sie in das Haus des geistlichen Onkels eintrat und sich mit der ruhigen Herzlichkeit empfangen sah, die allen Bewohnern dieses Hauses eigen war. Die einfache Einrichtung des Hauses schon gemahnte sie an ihr Eltern=

haus. In Onkel Professors Haus war eine ursprünglich elegante Einrichtung gewesen, die aber überall die leidigen Spuren der Eigenthümlichkeit der Kinder trug. An den gestickten Gardinen hatte der fleißige Eduard zuweilen seine Feder, und der thränenreiche Richard seine Nase geputzt; der rothe Plüschsopha war der allgemeine Tummelplatz für die geselligen Abendfreuden der Kinder; an den fein polirten Stühlen hatte Otto sich bald in der Holzschneidekunst versucht, bald Zeichnungen in Kritzelmanier angebracht, und so ging es durch alles. Hier nun waren freilich die Kinder meist schon größer; doch zeigte der alte Tuchsopha, den die Tante von ihrer Mutter ererbt hatte, wie sorgfältig er von jeher geschont worden war. Es herrschte eine geräuschlose Ordnung im Hause, die das unkaufbare Geheimniß der ächten Hausfrauen ist, dabei eine heitere, fröhliche Geschäftigkeit, — nicht daß die sechs Kinder des Stadtpfarrers lauter Engel gewesen wären, ach nein, es gab noch manchmal etwas zu richten und zu schlichten! aber ein Hauch des Friedens wehte durch das Haus, der von dem sanften und stillen Geiste der Hausfrau ausging; der ließ nichts von der Säure und Herbe aufkommen, die in manchem Hause Keines mehr die Liebe fühlen läßt, die doch vielleicht alle zu einander haben. Es waren einfache Gesetze im Hause, die aber streng eingehalten wurden. Wer nicht arbeitet, der soll nicht essen! wer also eine Schul- oder Hausarbeit gar nicht oder schlecht ausgefertigt hatte, der war vom Vesper ausgeschlossen, und das Vesper war doch so ein Fest! es bestand gerade nicht aus Delikatessen: Schwarzbrod, dazu Butter oder Obst, oder im Winter etwas süße warme Milch; aber es wurde stets zur bestimmten Stunde aufgetragen und Alles versammelte sich dazu mit einer gewissen fröhlichen Feierlichkeit, Sommers in der Gartenlaube, Winters um den eichenen Tisch der Wohn-

stube. Die Tante verstand es, auch dem Kleinsten und Einfachsten einen heitern, festlichen Anstrich zu geben.

Wer Streit anfing oder veranlaßte, kam allein in eine Kammer oder mußte an einem besondern Tischchen sitzen, und das begegnete meist beiden streitenden Parteien. Für grundloses Geschrei und Weinen, das freilich nur noch Julchen, die Kleinste, ausstieß, wurde sie einfach zur Thüre hinaus gestellt.

Das oberste Gesetz, das sich freilich nicht mit Strafen durchführen läßt, war in den Sprüchen enthalten: „Jeder suche nicht das Seine, sondern das, was des Andern ist! Was ihr wollt, das Euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch!“ Daß das recht und schön ist, weiß nun freilich Jedermann und auch jedes Kind; aber wissen und thun ist zweierlei, und es ist sehr natürlich, daß auch das Beste zuerst an sich denkt. Wenn nun aber die jüngeren bei den älteren Geschwistern sahen, wie herzlich eines dem andern zuvorkam, wenn sie die Freude der Eltern fühlten über jeden kleinen Liebesdienst, den sie einander erwiesen, so fingen sie doch allmählig an, sich in Anderer Freude freuen zu lernen.

Es wurden nicht viel Worte gemacht über Fleiß, Ordnung und Frömmigkeit, und doch war ihr Segen unverkennbar. Jede Arbeit durfte unterbrochen werden, wo Eins dem Andern etwas zu Liebe thun konnte. Die zwei ältern Töchter waren schon erwachsen, und an ihnen sah Sophie zum ersten Male, was ein schönes Jugendleben ist. Wenn sie mit der Mutter um den Arbeitstisch saßen, und ein frommes Lied zusammen anstimmten, wenn sie so freundlich in die Spiele und Freuden der jüngern Geschwister eingingen, wenn sie, mit allerlei häuslichen Vorräthen beladen, ihre stillen Abendgänge machten in die winkligen, schmutzigen Gäßchen der Stadt, wohin Sophie sich nicht getraut hätte, in ihren Zeugstiefelchen einen Fuß zu setzen, — und von

wo sie mit klaren Augen und frohen Herzen zurückkehrten, weil sie dort Kranke erquickt, arme Kinder gekleidet, Traurige getröstet hatten, — da kam Sophien ihr bisheriges Lernen und Treiben oft zweck- und werthlos vor. Es hätte ihr dies Haus recht zum Segen werden können, aber — aber die leidige Eitelkeit!

Sie wollte gegenüber von den Cousinen doch auch etwas gelten, und bemühte sich so viel wie möglich, das Licht ihrer Pensionsbildung leuchten zu lassen. Klara und Marie wußten wirklich nicht so viel, wie Sophie, denn sie hatten nur den Unterricht genossen, den ihnen ihr Vater und die Lehrer der kleinen Landstadt geben konnten: ihre französische Aussprache war mangelhaft, sie kannten Blumen und Pflanzen ihrer Gegend, ihren Nutzen und Gebrauch, und freuten sich ihrer Schönheit, aber sie verstanden nicht, sie in Klassen einzutheilen; und so gab es gar Manches, wo sie sich freuten, von der gelehrten Cousine noch zu lernen. Das that denn Sophie gar wohl, und sie ließ bei jeder Gelegenheit etwas von ihrer Weisheit einfließen. Manchmal mußte sie sich gestehen, daß die Mädchen das Wenige, was sie wußten, mehr zu eigen hatten, daß sie mehr darüber nachdachten und es auf das Leben selbst anwandten, während es in ihrem Kopfe noch etwas todt lag, ordentlich in Fächer abgetheilt.

Wenn sie nur so willig gewesen wäre, von den Bäschen zu lernen, als sie zu unterrichten! So aber schämte sie sich hier mehr als anderswo ihrer Unbeholfenheit, und that Alles, sie zu verbergen; das aber war das Einzige, was ihr den Aufenthalt in diesem Hause des Friedens störte. Jede Verheimlichung ist Unwahrheit, und diese liegt als dunkler Schatten auf dem klarsten Tage.

„Sophie, Kind! Dein Weißzeug scheint mir schadhaft, du könntest so nicht unter Fremde; so lang du bei uns bist,

können dir die Mädchen helfen, dich neu auszustatten, und du kommst dabei in Uebung," meinte die gute Tante. „Die Mutter hat noch neue Sachen für mich in Vorrath besorgt," sagte Sophie, „ich brauche gar nichts Neues." Das war nur zum Theile wahr; aber sie sagte es, damit man ja nicht merke, daß sie keinen ordentlichen Stich zu nähen verstände. Sie las während der Arbeitsstunden vor, trieb mit den Bäschen Französisch, lehrte die Kleinen ein wenig Zeichnen und entzog sich, wo sie konnte, allen Geschäften, die sie nicht verstand. Je ernster die Tante nach den ersten Wochen, wo sie ganz als Gast behandelt wurde, darauf dringen wollte, daß sie das Versäumte nachhole, desto unbehaglicher wurde ihr in dem Hause, wo es sonst Allen wohl war.

Der Onkel war damit einverstanden, daß sie eine Stelle als Erzieherin suche; aber sie schien ihm noch viel zu jung. „Verdaue erst deine Gelehrsamkeit ein wenig, liebes Kind," meinte er, „lern' dich im Hause tummeln und laß dich noch ein Bischen selbst erziehen, ehe du erziehen willst!" Das war aber gar nicht nach Sophiens Geschmack; es verlangte sie nach Selbstständigkeit, nach Anerkennung. Hier war ihr das Thun und Wesen des Hauses ein beständiger stiller Vorwurf; wäre sie nur einmal draußen, meinte sie, so würde sich Alles geben, und Niemand nach der Nähnadel und nach dem Kochlöffel fragen. Es ist eine gar häufige Meinung, besonders junger Leute, daß sie überall vortrefflich sein würden, nur nicht eben da, wo sie sind.

Sie hatte sich an die Vorsteherin des Instituts gewandt mit der Bitte, ihr eine Stelle zu verschaffen, und war nun voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Indeß hatte sie zu ihrer Freude eine Parthie alter Romane und Taschenbücher entdeckt, in die sie sich in Ermanglung besserer

Lektüre vertiefte. Von Stund an war sie für die Gesellschaft verloren, sie würzte sich die langweiligen Hausgeschäfte mit Lesen, und machte merkwürdige Erfindungen darüber, wie sich Arbeiten aller Art lesend verrichten ließen. Freilich verbrannte einmal der Kaffee, den sie lesend geröstet hatte, und ein andermal bei demselben Geschäfte das Buch, das sie aus Schrecken über der Tante raschen Eintritt in's Feuer fallen ließ. Ein Almanach, in dem sie beim Wäscheeinschlagen gelesen, kam aus Versehen unter die Wäsche und wurde unter der Mange zerquetscht. Der Scherz, der mit diesen Unfällen getrieben wurde, kränkte sie sehr und erregte in ihr immer mehr den Wunsch, an eine Stelle zu kommen, wo sie selbst ihre Beschäftigung zu bestimmen habe, und namentlich der Lektüre sich widmen könne, so viel sie wolle.

Unerwartet kam ein Brief der Vorsteherin, worin sie schrieb, daß sie für Sophie eine Stelle als Erzieherin in dem Hause einer Gräfin in Holstein gefunden, die es trotz ihrer Jugend mit ihr wagen wolle, ihrer vorzüglichen Zeugnisse wegen. Da war nun große Freude bei Sophien, sie sah lauter Herrlichkeit in dieser neuen Zukunft und nahm den Abschied gar leicht. Sie reiste noch nach der Residenz, um unter Anleitung der Vorsteherin sich für die neue Stelle auszurüsten, was einen großen Theil des kleinen Vermögens wegnahm. Mit Leonoren, die fast zugleich in ihre neue Stelle eintrat, war sie noch wenige Tage beisammen im Hause Onkel Stadtpfarrers und schied dann wehmüthig, doch ohne großes Bedauern aus dieser Friedensheimath.

---

9. Leonore als Haushälterin.

Leonore hatte keinen zu schweren Eintrit auf den herben Pfad der Dienstbarkeit. Frau Römer, die Kaufmannswittwe, der sie als Gehilfin im Hauswesen dienen sollte, empfing sie mit einer kurzangebundenen Freundlichkeit, die sich gleich auf den rechten Fuß mit ihr setzte.

„Jungfer Winterin (ich denke, Sie werden mir nicht zumuthen, daß ich nach der neuen Mode meine Hausjungfer Fräulein titulire), es freut mich, daß ich gehört habe, Sie seien noch nach der alten Art erzogen, wo man die Mädchen nicht in Porzellankästen stellte. Ich denke, wir werden gut mit einander auskommen; ich habe freilich mein Lebtage meine Geschäfte selbst verrichtet, nun aber hat mich unser Herrgott heimgesucht mit dem Fußleiden, daß ich nicht mehr fortkommen kann, da sollen mir so ein paar junge Füße wohl zu statten kommen, nur müssen Sie sich freilich drein schicken, daß Ihre jungen Hände und Füße einem alten Kopf folgen müssen."

Das war nun allerdings etwas, das gelernt werden mußte; daheim war Lorchen bei ihrer Brauchbarkeit und der zunehmenden Schwäche der Mutter unbeschränkte Hausregentin gewesen, hier mußte sie sich ohne viel Berathung und Widerrede einem fremden Willen fügen, und da Frau Römer natürlich die Arbeiten rascher im Kopf ausdachte, als Leonore sie mit den Händen vollbringen konnte, so war sie oft eine ungeduldige Gebieterin, und Leonore, die im Gefühl ihrer häuslichen Tüchtigkeit sich keiner besondern Demuth befliß, konnte sich hie und da eines dumpfen Gemurmels nicht enthalten, wenn Frau Römer ihren wohlüberdachten Vorschlag: „ich denke, heute will ich die Betten sonnen," mit dem kurzen

Befehl abschnitt: „nein, heut' eilen Sie, in den Garten zu kommen.“ Aber die Gebieterin befahl nichts Unvernünftiges, und nicht Sechserlei auf Einmal, wie Tante Amtmännin, so war es nicht zu schwer, ihr zu gehorchen.

Und Lorchen erwarb sich mehr und mehr ihre höchste Zufriedenheit, die Arbeit ging gut von Statten, Haus und Geräthe blickten reinlich und sauber, Rosen und Nelken im Garten wurden zwar nicht mehr so schön gehegt wie früher, dagegen brachte Leonore Kohlköpfe zu Stande wie Kanonenkugeln, Blumenkohl wie Zinnteller, Salat und Zwiebeln über alle Vergleichung erhaben. Die Küche wurde gut besorgt, die Wäsche war schön und weiß, richtig gestärkt und gehörig ausgetrocknet, selbst Susanne, die alte Magd der Frau Römer, die lange in heimlichem Krieg mit der Jungfer gelebt und ihr beharrlich die Schuhe nicht geputzt hatte, mußte zugestehen: „eine rechte Jungfer, und versteht ihr Sach', so jung sie ist.“

Und Leonoren wurde es mehr und mehr behaglich im Hause; es war ein stattliches Haus, das Frau Römer mit ihrem Sohne, der die Handlung führte, allein bewohnte; bewohnt wurde zwar eigentlich nur die Ladenstube, aber diese war geräumig und freundlich, ihre Fenster gingen auf einen sonnigen, kleinen Hof, hinter dem der schöne große Hausgarten begann, es stand da ein eichener Eßtisch mit schweren, gedrehten Füßen, um den unten ringsum eine kleine Fußbank lief, zur Seite der Schreibtisch des jungen Herrn Römers, ein altes Kanapee mit gewürfeltem Barchent bezogen, und am Fenster ein Nähstock; es war ein ganz behaglicher Wohngelaß.

Oben, da war außer den Schlafzimmern noch eine verborgene Herrlichkeit in einer Reihe von Prunkgemächern im obern Stock, die Lorchen, die eben noch nicht zu viel von der

Pracht und Eitelkeit der gottlosen Welt gesehen hatte, als der Inbegriff alles Wünschenswerthen erschien. Da waren Sopha und gepolsterte Stühle von Damast, große Porträts in künstlichen Rahmen von Ahnherren und Ahnfrauen des Römer'schen Geschlechts, deren reicher Anzug und prächtiges Geschmeide gerade keinen Beweis gab von den einfachen Sitten der guten alten Zeit, hohe Komoden mit heimlichen Schätzen von schwerem Silber und feinen Linnen, sogar noch die wunderlichen, reichgeputzten Häubchen, in denen die alten Römer waren zur Taufe getragen worden; — keine adelige Familie konnte sorgsamer die Reliquien der Vergangenheit bewahren.

Die einstige Besitzerin all dieser Schätze dünkte Leonoren die Glücklichste der Sterblichen, und — dieser Besitz, so unumschränkt ihn auch jetzt Frau Römer verwaltete, mußte dereinst an die künftige Gattin ihres Sohnes übergehen! Leonore dachte zwar nicht, wenn sie den jungen Herrn Römer hinter seinem Ladentisch betrachtete, gleich der Prinzessin Eboli:

> Wie schön ist diese Hand,
> Wie reich ist sie! — Und diese Hand hat noch
> Zwei kostbare Geschenke zu vergeben —
> Herr Römers Herz und dieses volle Haus!

sintemal sie den Schiller nicht gelesen hatte und in Versen weder sprach noch dachte, aber in Prosa kam ihr denn doch der Gedanke: ‚wie gut hat es einmal die, die als Frau in dieses Haus kommt! und der Herr Römer ist dazu noch ein netter Mann und so brav!' Lorchen war jung, aber ihre Großmutter hatte schon im Sechzehnten geheirathet; — wer weiß, wie viel nicht dieser leise Gedanke im Hintergrund zu der unermüdeten Treue, der stillen Emsigkeit, der geduldigen Fügsamkeit beitrug, mit der sie ihre Pflichten erfüllte!

Und Herr Römer war wirklich ein netter junger Mann von stillem, gesetztem Wesen, der von seinen Reisen nichts von der windigen Gewandtheit eines gewöhnlichen Kommis Voyageur in das solide Vaterhaus gebracht hatte. Er war ein guter Sohn seiner Mutter, trug ihr zu Liebe noch die feinen Jabothemden des seligen Vaters, und stützte und führte sie mit rührender Geduld in die Kirche oder in den Garten. Noch andre und tieferblickende Mädchen, als unser praktisches Lorchen, hätten das Loos seiner künftigen Gattin für beneidenswerth halten können.

Leonore hatte eines Abends eine große Wäsche siegreich vollendet und eingeräumt und ging früher als sonst in den Garten, wo Frau Römer und ihr Sohn war, da der Laden bereits geschlossen war. Mutter und Sohn saßen in der Laube und bemerkten ihr Kommen nicht; da sie ihren Namen nennen hörte, hielt sie sich mäuschenstill, um dem Gespräch zu lauschen, — ob das gerade recht und nobel sei, darüber kamen ihr keine Bedenken, sie hielt es für höchst natürlich, da das Gespräch sie anging.

„Ein ganzes Mädchen, die Leonore," sagte Frau Römer, „da hat sie mitgewaschen, gekocht daneben, Alles allein gestärkt und aufgehängt, . . . allein gebügelt, und sie ist im Stande und flickt noch heute Abend." — „Es ist wahr," sprach Wilhelm, „es wird Alles so gut besorgt, als wie Sie selbst noch in Thätigkeit waren, Mutter." — „Weißt du, Wilhelm, was ich schon gedacht habe?" — „Nein," sagte Wilhelm einfach. — „Meinst du nicht, — ein so fleißiges, ordnungsliebendes, sparsames Mädchen sei in ein Geschäft besser, als Eine mit großem Vermögen? wir haben ja das, Gottlob! nicht nöthig." — „Mir kam derselbe Gedanke," erwiderte offen der Sohn, „als ich so zu Anfang das rührige, thätige Wesen des Mädchens sah. Ich dachte, sie gäbe

eine gute Tochter für Sie und vielleicht ein gutes Weib für mich. Aber, liebe Mutter, ich bin für's Geschäft erzogen und lebe darin den ganzen Tag, ich bin kein Mann der Gesellschaft und kein Mann der Wissenschaft; da möcht' ich denn am Abend bei meiner Frau das tägliche Treiben vergessen, mich erfrischen an einem guten Buche und an einem vernünftigen Gespräche. Was hilft mir da eine Frau, die von nichts zu reden weiß, als von ihren gelben Rüben und vom Fruchtpreise und von Stadtgeschwätzen? So lang Sie leben, Mutter, — und will's Gott, so wird er Sie mir noch manches Jahr erhalten, — vermisse ich das nicht; Sie kennen die Welt und das Leben, Sie freuen sich mit mir eines guten Buches; aber wenn ich einmal allein wäre . . ." Die Augen des guten Sohnes wurden feucht, er sagte nichts mehr; auch die Mutter schwieg lange, endlich sagte sie: „Du hast nicht Unrecht, Wilhelm; ich wußte oft selbst nicht, was mir abgeht bei der Leonore, aber es ist wahr, über ihre Küche und den Gemüsgarten hinaus gehts nicht bei ihr, höchstens versteigt sie sich noch zu einem Dorfgeschwätz."

Lorchen ging leise in's Haus zurück, ganz in der Stille, so matt und erschöpft, wie sie nie von der schwersten Arbeit geworden war. Ach, sie hatte sich ja selbst die goldene Hoffnung nicht gestanden, mit der sie indeß so fröhlich und unverdrossen hier geschafft und gedient hatte, die Hoffnung aus der Dienerin noch die Herrin zu werden. — Und nun war diese Hoffnung schon begraben. — Mit tiefer Erbitterung überdachte sie wieder das Gespräch, das sie belauschte; „also zu dumm bin ich ihnen," dachte sie, „ich, die ich mir's so sauer werden ließ, der wunderlichen alten Frau Alles recht zu thun! Ja freilich! wäre ich so faul hingesessen und hätte ein Bischen geschrieben und in Büchern gelesen, wie meine Sophie, so wäre ich vielleicht recht. Wollte doch sehen, was

Frau Römer sagte, wenn sie die Löcher sähe, die die Sophie zugeflickt hat."

Und Leonore entschlief an dem Abend in bittern Thränen und kam sich wie eine verkannte Unschuld und unschuldig Zurückgesetzte vor; — nur sehr leise und sehr langsam brach sich der Gedanke in ihr Bahn, daß sie selbst die Schuld des Mißgeschicks trage, — sie mußte noch manch sauren Tritt thun, bis sie den Pfad der Demuth fand.

Es wollte nicht mehr so rasch und freudig vorwärts mit den Geschäften, wie zuvor. Herr Römer mußte eine kleine Reise machen, und die Mutter, die stets die einfache Handelskorrespondenz geführt hatte, wurde krank. Sie diktirte Leonoren einen Brief, den diese mit tausend Aengsten niederkritzelte. „Nun, Kind, zeigen Sie 'mal her! Ja du meine Güte, da weiß man nicht, soll man lachen oder weinen über das Geschmiere. Geschwind in's Feuer damit, daß niemand sieht, wie Sie schreiben. Und ihr Vater selig war ein Pfarrer!"

Mit bitterer Beschämung dachte Leonore in der Stille der vergeblichen Mühen des treuen Vaters um ihre Ausbildung, und wagte nichts zu erwidern.

Im Laden war die Schwierigkeit noch größer; Lorchen brach der helle Angstschweiß aus, wenn sie rechnen sollte, was ein halber Vierling Kaffee ausmacht, wenn das Pfund 28 Kreuzer kostet. Sie stand mit der Kreide, rechnete und löschte wieder aus, bis sich der Laden mit ungeduldigen Kunden füllte. Sie mußte des Ladengeschäfts ein für allemal enthoben werden.

Freilich kam ihr manchmal der Gedanke, noch einzuholen, was ihr fehlte, und das verscherzte Paradies vielleicht dennoch zu gewinnen. Aber wie hätte sie das angreifen sollen? Sie konnte doch nicht wieder mit Kindern in die

Schule gehen, und sie fühlte, daß sie weniger wußte als ein Kind.

Lange war ihr bang vor dem Wort, das endlich eben doch ausgesprochen wurde: „Liebes Kind," schlug ihr Frau Römer eines Tags vor, „wie wär's, wenn Sie zu dem Steuerrath Benzing in U. als Haushälterin gingen? Da ist erst die Frau gestorben und Kinder genug, die aber fast alle schon in die Schule gehen. Zu arbeiten, zu nähen und flicken gibt's da genug, und man wird nicht viel nach Lesen und Schreiben bei Ihnen fragen. Der Gehalt ist größer als bei mir, und, — nehmen Sie mir's nicht übel, aber in ein Kaufmannshaus taugen Sie einmal nicht: obgleich Sie die beste Hausjungfer von der Welt sind."

Die Sache arrangirte sich und Leonore verließ in heißen Thränen, mit bitterem Herzweh das Haus, in dem ihr einmal so wohl geworden war. Frau Römer, und auch Wilhelm, der Sohn, beschenkten sie noch auf alle Weise, wie um ihr dies stille Weh zu vergüten.

Wir lassen sie indeß bei dem Herrn Steuerrath, wo ihr in dem engen, überfüllten Stadtlogis unter den vielen Kindern erst recht das Heimweh kam nach den behaglichen Räumen bei Frau Römer, mit dem Gedanken: „und ich will hier erst noch zeigen, was man auch ohne Schulbildung und Gelehrsamkeit ausrichten kann, daß Euch's noch reuen soll!" und sehen uns nach Sophie um.

---

10. Sophie als Gouvernante.

Sophie hatte einen recht freundlichen Eintritt an ihrem neuen Bestimmungsorte. Von der Gräfin wurde sie mit vieler Güte, von den Kindern, vier Mädchen, im Alter von

6 bis 12 Jahren, die sich freuten, eine so junge hübsche Gouvernante zu bekommen, mit zutraulicher Freundlichkeit empfangen. Es wurde ihr ein hübsches Zimmer angewiesen, und das Zimmermädchen hatte auch sie zu bedienen. Die schöne Umgebung des freundlich gelegenen Landhauses, die gute Tafel, die artige Behandlung, das Alles that ihr gar wohl, und sie setzte sich an dem Morgen, wo ihr Unterricht beginnen sollte, mit besonderem Behagen an den Tisch im Lehrzimmer. Die Gräfin selbst wohnte dem Unterrichte bei, was sie etwas beklommen machte, da sie doch fand, daß sich das Unterrichten nicht so von selbst gebe, wie sie sich gedacht hatte; aber sie war ein gescheidtes Mädchen und hatte auch schon im Institut und in Onkel Stadtpfarrers Hause einige Vorübungen gemacht. So ging es bald gut; die Kinder lernten gern, und die Gräfin war zufrieden.

Die ersten Wochen verflossen ihr äußerst angenehm, wenn sie auch das Unterrichten etwas anstrengte. Sie genoß das Frühstück auf ihrem Zimmer, bereitete sich in dem schönen Garten auf ihre Lectionen vor, ertheilte diese in dem anmuthigen Gartensaale; dazwischen machte sie eine Pause, in der sie sich mit den Kindern zwischen den Bäumen und Büschen erging. Mittags bei der Tafel wurde sie vom Grafen und der Gräfin wie ein Glied des Hauses behandelt; Nachmittags machte man hübsche Ausfahrten oder große Spaziergänge, da den Kindern alle Tage ein neuer Ort einfiel, den man der Fräulein Winter auch noch zeigen müsse; Abends machte man Musik.

So ging das eine Weile auf's Schönste. Die fatalen Arbeitsstunden suchte Sophie so lang als möglich fern zu halten. Sie hatte sich wohl gedacht, daß man auch Unterricht in Handarbeiten verlangen werde, aber sich dann wieder leicht getröstet. Viel, dachte sie, wird ja in einem

vornehmen Hause doch nicht gearbeitet, kann ich doch ein wenig Häkeln und Körbchen flechten! stricken werden die Kinder schon können.

Vierzehn Tage nach Sophiens Ankunft sagte die Gräfin: „so, ihr Lieben, nun haben die Feiertage ein Ende! Ich trete eine kleine Reise an," sprach sie zu Sophien gewendet, „und überlasse die Kinder ganz Ihrer Aufsicht. Ihre Vorgängerin, Mademoiselle Lacroix, ließ die kleineren Kinder Nachmittags zwei Stunden, die älteren drei Stunden arbeiten. An vier Tagen in der Woche überlasse ich Ihnen die Arbeiten zu bestimmen; Mittwochs und Samstags wird in unserer kleinen Fabrik gearbeitet; die habt ihr Fräulein Winter auch noch nicht gezeigt," schloß sie, zu den Kindern sich wendend.

„Ja in die Fabrik, in die Fabrik!" jubelten die kleinen Mädchen und hingen sich an Sophiens Arm, die nicht recht wußte, was das bedeuten sollte. Die Fabrik war ein großes helles Zimmer im obern Stock, in dem es aber keineswegs gräflich aussah. Da standen zwei Tische, der eine mit Strickkörbchen, der andere mit Nähzeug, angefangene Röckchen, Leibchen, Kinderjäckchen; — was konnte die Gräfin damit wollen?

„Sehen Sie, meine Liebe," sagte die Gräfin, „das ist unsere Fabrik! hieher kommen zweimal in der Woche Mädchen vom Dorfe, die ich dazu ausgewählt habe, und hier wird von unsern Armen und für diese gearbeitet. Die kleinen Mädchen stricken, die größeren üben sich an alten Kleidern und einfachen Stoffen im Nähen. Meine Kinder sollen ihre Zeit und ihre Hände nützlich anwenden lernen. Ueber die Strickerinnen führt meine Henriette und ein älteres Dorfmädchen die Aufsicht; zum Zuschneiden und Nähen kommt hie und da eine Person vom Dorfe, die aber jetzt krank ist. — Sie, als die gut erzogene Tochter eines bürgerlichen Hauses, werden es ganz leicht finden, inzwischen ihre Stelle

zu ersetzen; es ist alles ganz einfach, wie Sie sehen." Sophie murmelte ein paar Worte der Zustimmung, ließ aber zugleich die Bemerkung fallen, daß sie in gewöhnlichen Handarbeiten etwas außer Uebung sei. Das kam ihr doch ganz ungeschickt! welch' ein unnöthiger Einfall der Gräfin, eine Schneiderei zu errichten!

„Das wird sich bald wieder geben," meinte zuversichtlich die Gräfin, „es ist ja gar nicht mehr nöthig, als jedes junge Mädchen verstehen muß, um ihre eigene Garderobe in ordentlichem Stande zu erhalten; mit dem Schnitte nehmen's unsere Dorfkinder nicht so genau, nur gut genäht!" „Und alle Weihnachten und Ostern wird bescheert, um Weihnacht Winterkleider, die Sommerkleider zu Ostern," erzählten die Kinder, „das ist so hübsch!" „Und an den andern Tagen müssen Sie uns was Schönes lehren auf Mama's Geburtstag!" flüsterte ihr Henriette, die älteste, zu. Sophie war keineswegs erbaut von diesen Aussichten; der Schrecken von der Nähstube war ihr in alle Glieder gefahren.

Die Gräfin reiste ab, beruhigt, ihre Kinder in so guten Händen zu lassen; Sophiens Kenntnisse, ihr lebhaftes Wesen, ihre heitere Weise, sich mit den Kindern zu beschäftigen, und ihre Gabe, sie zu unterhalten, gefielen ihr sehr wohl. Fertigkeit in Handarbeiten setzte sie bei jedem Mädchen voraus, zumal da sie hierin keine hohen Ansprüche machte.

Sophie suchte sich zu helfen, so gut sie konnte: sie ließ eines der Mädchen ein Drahtkörbchen flechten, ihre einzige Kunst, die zweite häkeln, was sie auch noch ein wenig verstand, und die andern thun, was sie wollten. Sie selbst nahm eine Arbeit in die Hand und gab sich mehr Mühe, sie hübsch zu machen, als je zuvor in ihrem Leben; aber Kinder haben gar scharfe Augen für die Mängel von Vorgesetzten, und Sophien entgingen die spöttischen Blicke nicht, welche die

Mädchen manchmal auf ihre Arbeit warfen. Die Fabriktage aber waren Tage sauren Schweißes für sie; zwar wandte sie all' ihren Verstand an, um ihre Unkenntniß zu verbergen und selbst von der Geschicklichkeit der älteren Mädchen zu lernen; aber oft kam ihr vor, als ob es absichtliche Bosheit der Kinder sei, wenn sie immer wieder um Dinge fragten, die sie nicht wußte, oder wenn sie ihre Arbeit aufmerksam besahen und riefen: „wer hat so krumme Stiche an der Schürze gemacht?" und kichernd die Köpfe zusammensteckten.

Das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit machte sie auch hie und da übler Laune in den Lehrstunden, und das Verhältniß zwischen ihr und den Kindern blieb nicht immer so heiter wie anfangs. Und doch war sie so gerne hier. Die fatalen Arbeiten waren der einzige Schatten auf ihrem Leben. Es war ein edler freundlicher Ton in dem Hause, so wie ihn wahrhafte Bildung gibt, die auf dem Grunde eines ächt christlichen Sinnes ruht.

Am schönsten waren die Sonntage. Da machte man bei schönem Wetter in aller Früh den Gang zur Kirche in das Dorf, das eine Viertelstunde vom gräflichen Schloß entfernt war. Der Weg führte durch eine wunderschöne Allee alter Buchen, die kleine Kirche und das Pfarrhaus lagen auf einer Anhöhe etwas abgesondert vom Dorf. Es war so recht das Ideal eines Pfarrhauses! Der Eingang war von hohen Linden beschattet und ein schmaler Weg führte über den grünen Rasen bis zu der Kirche. Ein Blumengärtchen, der Stolz der Fräulein Ludovike, der bejahrten Tante des jungen Pfarrers, umgab die andre Seite des Pfarrhauses, — es war so wunderbar still und friedlich hier, — es wurde Sophien so heimathlich zu Muthe, daß sie vor Heimweh hätte weinen mögen. Die Kinder waren hier ganz zu Hause, der Spiz, der sich vor der Hausthür sonnte, sprang wie toll vor Freude,

wenn er sie von weitem sah; die alte Pfarrmagd legte ihr Gesicht in die freundlichsten Falten, wenn die kleinen Gräfinnen kamen und die Mädchen meinten sogar, der Kanarienvogel stimme sein schönstes Liedchen an, wenn sie eintreten.

Da die Kinder Nachmittags noch eine Religionsstunde bei dem Pfarrer hatten, an der Sophie Theil nahm, so wurde meist der Mittag bei Pastors zugebracht und die Mädchen glaubten zuversichtlich, daß keine Delikatesse der gräflichen Tafel daheim je der süßen Grüze der Tante Ludovike gleich komme. Der Pfarrer war sehr ernst, fast etwas zu bedächtig für seine Jugend, doch konnte er hie und da im Kreise der Kinder eine kindliche Heiterkeit zeigen, die aus der Tiefe eines warmen, rein bewahrten Herzens quellend, ihm doppelt liebenswürdig stand.

Hier erst lernte Sophie begreifen, daß die Harmonie des Alltagslebens, diese höchste und schwerste Aufgabe nicht durch geistige und nicht durch häusliche Vorzüge allein erreicht werde, sondern nur durch die Treue und Liebe, mit der jede Kraft ausgebildet, jede, auch die kleinste Pflicht erfüllt wird.

Sie fühlte nun wohl, welche Quelle harmloser Befriedigung sie sich verstopft hatte, indem sie alle weiblichen Fähigkeiten vernachläßigt hatte, selbst wenn keine Pflicht ihre Uebung erfordert hätte; sie hätte auch gern noch gelernt, aber das war nun schwer, wo sie schon allerlei kleinen Betrug anwenden mußte, um ihre Unkenntniß zu verbergen.

Fräulein Ludovike dachte dem jungen Mädchen wohl zu thun, wenn sie sie recht oft in die Erinnerungen an ihre Jugend, an ihr Leben und die Lebensweise daheim zurückführte. Da und dort kam bei dieser Gelegenheit zu Tage, wie gänzlich fremd Sophie allen häuslichen Arbeiten geblieben war, Ludovike schüttelte in der Stille bedenklich den Kopf dazu und dachte bei

sich: „nein, wenn ich Mutter wäre, ich ließe kein Mädchen so zur Gelehrsamkeit allein ausbilden; das gibt in Ewigkeit keine Hausfrau!“ und Sophie erröthete tief, wenn sie bei einem solchen Gespräch den stillen Augen des Pfarrers begegnete, die so aufmerksam, und ihr so furchtbare Zuhörer waren.

Hie und da thaute auch der stille junge Pfarrer auf und vertiefte sich mit Sophien in ernste, tiefeingehende Gespräche, wo sie so gern, ach so gern all ihre Mädchengelehrsamkeit dem gediegenen männlichen Wissen unterordnete, sich so willig belehren ließ. Sollte er, so geistig, so vielseitig gebildet, wirklich so großes Gewicht auf häusliche Fertigkeiten einer Frau legen? Sie wagte nicht sich die Frage zu verneinen, da sie zu verständig war, um nicht allmälich einzusehen, wie sehr auch das geistigste Glück im Familienleben von der guten Ordnung und verständigen Leitung des Haushalts abhängig ist. Sie bekam jetzt auf einmal einen fast übermäßigen Respekt vor den Geheimnissen der Haushaltungskunst und weiblicher Handfertigkeiten, so daß diese ihr, so jung sie noch war, fast unerreichbar schienen.

Als einmal der Graf im Scherz zu Ludoviken etwas über die künftige Frau Pfarrerin sagte, hatte sie geäußert: „o, gnädiger Herr, mein Neffe kommt in seinem Leben nicht zu einer Frau!“ „Ist er denn so anspruchsvoll?“ hatte der Graf gefragt. „Das nicht eben, aber so bedächtig, so gar gewissenhaft! Bei Einer zweifelt er, ob er sie glücklich machen könne, bei der Andern, ob sie ihn beglücken würde; einmal will er nicht wählen ohne besondere Zuneigung, was man so Liebe nennt, und wenn ich denke, er sei verliebt, so ist er erst recht besorgt, ob er auch ein rechtes Urtheil über den Gegenstand habe, gerade weil er ein wenig verliebt sei, er will gar keine Ansprüche machen, und doch ist ihm Keine vollkommen genug; Sie werden sehn, er kommt zu Keiner!“ Sophie

mußte oft unwillkührlich an dies Gespräch denken, wenn sie den stillen prüfenden Augen begegnete.

Als die Gräfin von der Reise zurückgekehrt war, hatten sich die Mädchen beeilt, ihr mit kindischem Wichtigthun ihre Entdeckungen über die neue Gouvernante mitzutheilen. „Mutter," hieß es, „Fräulein Winter kann nicht weiß sticken: ich wollte noch einen neuen Stich an meinem Kragen lernen, da wußte sie nicht einmal recht, wie man die Nadel hält!" — „Mutter, Fräulein Sophie kann gar nicht recht nähen: an dem wollenen Röckchen hat sie eine Ueberwindlingnaht gemacht, und nicht umgebückt, wo kein Salband ist; alles ist wieder aufgegangen, und zuschneiden kann sie gar nicht!" und — „Mutter, sie kann nicht einmal flicken: einen Riß an ihrem Kleide hat sie nur so zusammengezogen, und die zerrissenen Strümpfe muß ihr das Mädchen flicken," — und „Mutter," wußte die Kleinste, „solch ein garstiges Strickzeug hat sie, und ich sah in ihrem Körbchen zwei angefangene Strümpfe, die sie gar nicht fortgestrickt hat!"

Die Mutter hörte diese schweren Anklagen zuerst mit Lächeln und verwies den Kindern ein unbescheidenes Spioniren nach Fehlern; aber sie nahm sich vor, aufmerksam zu sein. Sophie bemerkte dies und fühlte sich sehr unbehaglich. Sie wollte ihr Bestes thun; aber es kam gerade oft ungeschickter heraus und sie fühlte mehr und mehr, daß das Verhältniß ein untergrabenes sei. Endlich kam eine Erklärung der Gräfin, die Sophie geahnt, aber zu sehr gefürchtet hatte, um nicht doch darüber zu erschrecken. „Liebes Fräulein, Sie taugen nicht für mein Haus; die Lehrerin meiner Kinder soll ihnen auch in weiblichen Tugenden und Fertigkeiten Beispiel sein. Ich schätze Ihre Talente und Kenntnisse, ich könnte den Unterricht in Handarbeiten etwa durch Andere ertheilen lassen; aber Sie sind durch diese Mängel zu sehr in der Achtung

der Kinder gesunken, Sie hätten keine Autorität mehr. Ich weiß nicht, ob es eine Stelle gibt, bei der sie weibliche Handfertigkeiten so ganz entbehren können; ich rathe Ihnen daher, nach Hause zu gehen und das Versäumte so viel wie möglich nachzuholen, so lange Sie noch jung sind."

Dazu aber konnte sich Sophie nicht entschließen, nachdem sie erst ein halbes Jahr vorher so fröhlich, ihrer Sache so sicher ausgezogen war! Ueberdies wußte sie nicht einmal, wohin? Onkel Dekan würde sie freundlich aufnehmen, aber doch nur aus Güte, — dagegen sträubte sich ihre ganze Natur. Die Gräfin sah das und versprach, sich nach einer andern Stelle für sie umzusehen. Da traf es sich denn glücklich, daß eine alte Dame ihrer entfernten Bekanntschaft eine Gesellschafterin und Vorleserin suchte. Die Gräfin schlug Sophie dazu vor, und diese, der die neue Stelle, wo man gewiß keinen Näh- und Flickunterricht verlangte, wie eine wahre Himmelsgabe vorkam, schlug mit Freuden ein. Der Abschied aus dem gräflichen Hause fiel ihr übrigens sehr schwer; auch die kleinen Mädchen, denen man den Grund des Wechsels natürlich mittheilte, und die sie lieb gehabt hatten, waren sehr betrübt. Die Gräfin, die großes Mitleid mit ihr hatte, beschenkte sie reichlich, auch die Kinder brachten ihr hübsche Andenken; aber nichts konnte sie von dem bitteren Gefühle befreien, daß sie durch eigene Schuld diese freundliche Stätte verliere. Sie nahm auch noch Abschied von Fräulein Ludovike im Pfarrhause; bis jetzt hatte sie sich zusammengenommen und nirgends merken lassen, wie schwer ihr der Abschied wurde. Als sie aber in dem alten traulichen Stübchen saß, auf dessen hellen Wänden die Schatten der Linden hin- und herspielten, da war ihr erst, als müsse sie mit dem Abschied von dieser Stätte von ihrem Paradiese scheiden, und sie konnte kaum mehr reden vor unterdrücktem Weinen.

Ludovike wußte von der Gräfin, die sich manchmal mit ihr berathen hatte, und aus ihrer eigenen Beobachtung wohl die Gründe für Sophiens baldige Entfernung; sie war eine herzgute Person und hatte Sophie herzlich lieb gewonnen, aber ihr, die sehr häuslich erzogen war, kam der Mangel an häuslichen Kenntnissen und Fertigkeiten ein ganz unersetzlicher und furchtbarer vor, und das arme Mädchen, die mit achtzehn noch nicht ordentlich stricken, nähen und flicken konnte, betrachtete sie mit einem ganz unaussprechlichen Mitleid und wußte kaum wie sie sie trösten sollte.

„Sie sind ja noch jung, liebstes Fräulein," sagte sie endlich, „es kann Ihnen noch lange gut gehen und daheim gibt es manches noch zu lernen." „Ich gehe nicht heim, ich habe keine Heimath," sagte Sophie und ihr gedrücktes Herz machte sich in bittern Thränen Luft; aber sie trocknete sie rasch bei dem Eintritt des Pfarrers.

Der Abschied des Pfarrers war kurz, obgleich er Sophiens Hand länger in der seinen hielt als nöthig gewesen wäre, so that es ihr doch weh, daß er so wenig Worte für sie hatte. Sie wußte nicht, daß er hinter dem Vorhang seines Studirzimmers ihr nachblickte, so lange er sie noch sehen konnte, daß er nachher lange, lange in innerem Kampf auf und abschritt, sie wußte nicht, wie gern er sie gebeten hätte, sein Haus und Herz als Heimath anzunehmen. Aber, Tante Ludovike hatte nicht Unrecht, er war eine bedächtige Natur, die Für und Wider bei allen Schritten genau, fast zu genau abwog. Sein Frauenideal mußte er sich neben allem Reichthum des Gemüths denn doch stets in emsigem, häuslichem Walten als umsichtiges Hausmütterchen denken, und die innigste, wahrste Liebe war bei seiner ernsten Natur nicht feurig genug, um alle Schattenseiten des geliebten Gegenstandes zu verklären. Er war, sei es gesagt auf die Gefahr hin, daß

poetische Seelen sich mit Abscheu von ihm wenden, er war prosaisch genug, selbst der Dame seiner stillen Liebe gegenüber an die Nachtheile von zerrissenen Hemden, verbranntem Essen, unordentlichen Zimmern zu denken, und zu glauben, daß diese Uebelstände auch in die Harmonie der Seelen einen Mißlaut bringen könnten. Er sagte sich freilich: ‚sie ist so jung, so talentvoll, das Bischen Haushaltung wird sich wohl noch einholen lassen,‘ aber, kam das Bedenken wieder: ein Mädchen, die so das Nöthigste der ächt weiblichen Ausbildung versäumt hat, hat auch keinen Sinn, kein Herz für ihren weiblichen Beruf, kein rechtes frommes, demüthiges Frauenherz, sie würde sich unglücklich fühlen, an's häusliche Joch geschmiedet zu sein, ‚aber da ist ja die Tante,‘ schlug wieder die Stimme des Herzens vor, ‚nein, meine Frau soll einmal Hausfrau, die leitende Seele des Hauses sein, nicht ein Gast unter ihrem eigenen Dach, der sich füttern und kleiden läßt,‘ sagte der nüchterne Verstand darauf. Und, um es offen zu gestehen, obgleich ein Mann im rechten Sinn des Worts, hätte der Pfarrer doch kaum den Muth gefunden, der Tante nur von einer solchen Wahl zu reden, ihr, die nur im Ton des tiefsten Mitleids von ‚dem armen verwahrlosten Mädchen mit ihrem Bischen Wissenschaft,‘ sprach.

Und so ließ er Sophien ziehen mit einem Herzweh, wie er es nie empfunden; er wurde von der Zeit an stiller, scheuer vor Gesellschaft, und die Tante verzagte mehr und mehr daran, daß er ‚noch zu Einer komme.‘

Mit dem Beginn des Frühlings war Sophie auf Diepenbrok, dem Gut der Gräfin eingezogen, — es war im Oktober, mit den Herbstwinden und fallenden Blättern, als sie an dem etwas trübseligen Schlößchen vorfuhr, das Frau von Ahrens, ihre neue Herrin, bewohnte, und sie brachte wenig

von dem guten Muth mit, der ihr den ersten Eintritt in die Fremde erleichtert hatte.

Leonoren hatte sie in dieser Zeit auch einigemal geschrieben, und diese hatte auch ihr einige Briefe geschickt, die man für Hieroglyphenschrift hätte halten können. Aber die Schwestern verstanden sich zu wenig, und Leonorens Unfähigkeit zum Schreiben erschwerte den Verkehr zu sehr, als daß ein Zusammenleben in der Ferne möglich gewesen wäre. Die Schwestern, die beide so allein in der Welt standen, dachten freilich oft mit Liebe an einander. Daneben aber meinte doch Sophie hie und da im Stillen: „meine Leonore, die unwissender ist als ein Bauernmädchen, die macht ihren Weg in der Welt mit ihrem bischen Flicken und Stricken und Kochen, und ich mit meinen schönen Kenntnissen soll nicht einmal eine passende Stelle finden!“ und so dachte Lorchen auch wohl mit einiger Bitterkeit: „ja die Sophie, die ihr Lebtag nicht schaffen mochte, und sich hinsetzte, wie eine Prinzeß und nicht ihre eigenen Strümpfe flicken kann, die lebt jetzt in Schlössern herrlich und in Freuden mit ihrem Bücherlesen und Schreiben, und ich, die ich mir's immer sauer werden ließ und Alles verstehe, ich soll von Haus zu Haus ziehen und nirgends gut genug sein!“ Wie bittres Unrecht geschieht doch den Leuten auf der Welt!

---

11. Zusammentreffen.

Das Wittwenhäuschen in Altenzimmern stand, seit es die Schwestern verlassen, wohl verschlossen, aber in seiner ganzen, einfachen Einrichtung noch unverändert, wie es bei der Mutter Lebzeiten gewesen war. Es war von einer längst verstorbenen Frau Pfarrerin für Pfarrwittwen gestiftet worden

und wäre jedenfalls leer geblieben. Da hatten die Verwandten beschlossen, hier den Schwestern die Betten und das Hausgeräth vorläufig aufzubewahren. Frau Hauschin, die verwittwete Schultheißin, die allezeit die Geheimräthin und Hausfreundin der seligen Frau Pfarrerin gewesen war, erbot sich mit Vergnügen für das Lüften der Zimmer und die Erhaltung der Sachen Sorge zu tragen. Frau Hauschin war stolz auf ihr anvertrautes Amt, namentlich gegenüber der gegenwärtigen Pfarrerin, die ihren Rath und ihre Freundschaft nicht verlangte und gegen die sie daher eine unauslöschliche Pique hatte, und besorgte alles aufs Beste.

Es waren bald zwei Jahre, nachdem die Schwestern die Heimath verlassen hatten, im Beginn des Frühlings, als man alle Fenster des Häuschens offen und die rüstige Wittwe mit ganz besonderer Geschäftigkeit darin handthieren sah. „Jungfer Lorchen‘ hatte ihr geschrieben, daß sie in den nächsten Tagen in aller Stille gern in ihrer alten Heimath einkehren und einige Zeit da verweilen wolle. Frau Hauschin hatte den neugierigen Dorfbewohnern nie zugegeben, daß die Pfarrtöchter in Dienste getreten seien, ‚sie helfen vornehmen Herrschaften eine Weile aus, so lang es ihnen gefällt,‘ dabei blieb's. So erklärte sich's auch ganz natürlich, daß Lorchen wieder eine Weile in die alte Heimath kam. Leonore war von Frau Hauschin wie vom übrigen Dorf stets der Schwester vorgezogen worden; zwar bewunderten sie Sophien höchlich wegen ihres hübschen feinen Aussehens, ihres modischen Anzugs und wegen ihres reinen Deutsch und nannten sie vorzugsweise ‚die g'scheidte Pfarrjungfer,‘ aber Lorchen war viel populärer, sie interessirte sich für jede Kuh im Dorfe, konnte mit jeder Bäuerin plaudern, — sie freuten sich Alle, daß sie wieder bei ihnen einkehrte.

Frau Hauschin hatte die Wohnstube behaglich erwärmt,

das Bett in der uralten Himmelbettlade, das die Schwestern von Kindheit auf getheilt hatten, frisch bezogen, auf dem Tisch prangte ein ‚dicker Kuchen‘, den sie ihrem ‚Leonorle‘ zum Eintrittsgruß gebacken hatte; freundliche Bauernweiber hatten den Küchenkasten mit allerlei Grüßen an Mehl, Butter, Eier, dürrem Obst gespickt, Lieschen brachte noch einen Stock mit braunen Nelken, — sie konnte kaum erwarten, bis sie endlich das ‚Pfarrlenorle‘ in dem bekannten dunkeln Shawl das Dorf herabkommen sah.

„Ei du meine Güte, Jungfer Lenorle,“ empfieng sie sie nach dem ersten Gruß, „ich meine, Sie sehen nicht so gut aus wie sonst, haben Sie sich denn so abschaffen müssen, du lieber Gott, ein Waislein ist eben übel dran; kommen Sie denn zu Fuß?“ — „Ich bin bis Untersberg mit der Post gefahren,“ sagte Leonore, die es diesmal sehr nach Einsamkeit und Stille verlangte, von der sie bisher keine besondere Freundin gewesen war. Aber zur Einsamkeit kam sie noch nicht so bald, es stellten sich noch einige Dorfweiber ein, die einen Küchengruß brachten und hören wollten, wie es ihr indeß gegangen, die den Papa selig lobten und über den neuen Pfarrer ein wenig schimpften. Da aber Leonore viel stiller war als sonst, so entfernten sie sich bald und meinten auf dem Heimweg, sie sei doch draußen etwas stolz geworden. Das ließ aber die Hauschin nicht gelten, obgleich sie selbst auch nicht recht zufrieden war: „was glaubt Ihr, wenn man wieder kommt an einen Ort, wo man vorher daheim gewesen ist, da wird einem immer das Herz schwer, und das ist bei Privatsleuten noch viel mehr als bei unser Einem. Ich habe noch die gar alte Frau Pfarrer Bauzenbergerin gekannt, wie die einmal wieder als Wittfrau in das Pfarrhaus gekommen ist, hat sie geschrieen, daß man's drei Häuser weit gehört hat.“ Gegen so ein eklatantes Beispiel wußten die Weiber nichts einzuwenden und gaben sich zufrieden.

Leonore schrie nicht, daß man's drei Häuser weit hörte; nachdem sie dem Andenken der lieben Mutter ihre Thräne geweint, richtete sie sich ein in den engen vier Wänden und fühlte sich ganz unbeschreiblich wohl wieder in einem Eigenthum. Es dünkte ihr, nach den Erfahrungen, die sie gemacht, in diesem Augenblick eine Glückseligkeit, ihr Lebenlang hier zu ‚eigenbrödeln', wo man nicht mehr von ihr verlangte, als was sie wußte und konnte; — aber sie fühlte denn doch wieder, daß sie dazu zu jung sei und daß sie ein berufloses Leben nicht ertragen könnte. Nach wenigen Tagen schon dünkte ihr dies Leben zwecklos und einsam, sie sehnte sich nach Stoff für ihre Thätigkeit.

Den sollte sie nun ganz unerwartet finden. Sie saß Abends mit Frau Hauschin auf der Bank vor dem Hause emsig strickend und ließ sich Dorfbegebenheiten erzählen, die sich in ihrer Abwesenheit ereignet hatten, als ein leichtes Gefährt, mit einem Koffer und etlichen Paketen und Schachteln beladen, das Dorf herauffuhr. Ein junges, elegantes Fräulein stieg aus. „Sophie! grüß Gott, Sophie!" rief Leonore, und lachend und weinend lagen sich die Schwestern in den Armen; so innig, mit so unbeschreiblicher Freude und Liebe hatten sie sich nie begrüßt.

Leonore war stolz, die Wirthin zu machen, sie führte Sophie in's Zimmer, nahm ihr die überflüssigen Hüllen ab, brachte ihr Gepäck unter und bewirthete sie mit ihren ländlichen Vorräthen. Mit tiefer innerer Beschämung und Rührung sah Sophie diesmal die häusliche Geschäftigkeit, die dienende Sorgfalt der Schwester, die sie sich sonst so vornehm hatte gefallen lassen.

Wie freute sich Leonore, daß sie, mit ihrer gewohnten Umsicht, vor ihrem Abzug in die Heimath sich noch in der Stadt mit einigen Vorräthen eingerichtet hatte und die Schwe-

ster mit Thee bewirthen konnte, dem sie selbst sonst wenig nachfragte. Wie oft hatte sie bei der Mutter gemurrt, wenn Sophie sonst in den Ferien war und Thee zum Abendbrod erschmeichelte statt der Suppe, die Leonore für gesunder und wohlfeiler hielt; nun sie die Wirthin war, ordnete sie so freundlich die Tassen, die schöne frische Butter und das gute Brod, ja sie bereitete sogar einige Eier dazu, was ihr sonst der Gipfel von Uebermuth und Luxus erschienen war und brachte zuletzt noch ein Täßchen mit schönem, klarem Honig, den ihr die Müllerin verehrt hatte.

„Wie gut du bist, Lorchen," sagte Sophie einmal über das andere, „komm, ich bitte dich, setz dich endlich und genieße auch etwas, ich schäme mich, wenn du mir so aufwartest; — so, nun will ich auch dich bedienen," sagte sie, als endlich Leonore sich niederließ und schenkte ihr Thee ein und strich ihr Butterbrode, und die zwei Schwestern waren im Stillen ganz verwundert über das neue Element von Liebe und Freundlichkeit, das in ihnen erwacht war und fühlten sich seelenwohl darin.

„Ja, Leonore," hub Sophie an, „wenn ich so ein Hausmütterchen wäre wie du, so wäre ich wohl nicht hier." „O Sophie," seufzte Leonore, „wenn ich nur ein Bischen von deiner Gelehrsamkeit profitirt hätte, wer weiß, wo ich jetzt wäre und wie gut ich's haben könnte!" Zu einem rechten Aufschluß über die Vergangenheit kam es aber beim Thee noch nicht.

Erst als die Schwestern sich zur Ruhe gelegt hatten, unter den gemalten Himmel der alten Familienbettstatt, wo sie das bedeckte Lager gegenüber im Auge hatten, auf dem die selige Mutter einst zum letzten Schlummer entschlafen war, als das Licht gelöscht war und nur ein Streifen klaren Mondlichts das Stübchen erhellte, gingen die Herzen recht auf und sie fühlten Beide das Bedürfniß rückhaltlosen Vertrauens.

„Schläfst du, Leonore?“ fragte Sophie. „Ach nein, ich kann gar nicht schlafen,“ sagte diese, „ich muß an so vieles denken.“ „Nun, Lorchen, so möchte ich dir gerade jetzt alles erzählen, wie mir's indeß gegangen ist, morgen käme ich vielleicht wieder nicht dazu.“ Stolz und glücklich über das Vertrauen der Schwester, von der sie sonst immer das peinliche Gefühl gehabt, daß sie auf sie herabsehe, richtete sich Leonore auf als bereite und aufmerksame Zuhörerin.

Und Sophie fing an und erzählte ihr zuerst von dem Aufenthalt bei der Gräfin, von aller Liebe und Freude, die sie dort genossen, von dem Pfarrhaus bei den grünen Lindenbäumen, und offener als sie gewollt, offener als sich selbst, gestand sie, nun das Vertrauen im Fluß war, der Schwester, wie allein an ihr selbst, an ihrem Mangel an weiblichem Fleiß und Geschick es gelegen, daß sich dieser freundliche Aufenthalt für sie geschlossen hatte.

„Nun kam ich,“ fuhr sie fort, „zu Frau von Ahrens, und obgleich mir's schon beim Eintritt in ihre düstere Wohnung heimwehartig zu Muthe ward, so nahm ich mir doch vor, Alles zu thun, um hier bleiben zu können. Frau von Ahrens war eine alte, kränkliche Dame; sie saß, fast so lange ich da war, Tag für Tag in einem sammtenen Lehnstuhl am Fenster, ich ihr gegenüber auf einem Tabouret. Ich fing mein Amt als Vorleserin an; meine Stimme, meine deutsche und französische Aussprache gefiel ihr; manchmal musizirte ich ihr ein wenig, dann nahm ich etwas in die Hand, was einer Arbeit gleich sah, erzählte ihr Gelesenes oder Erlebtes, — wir kamen vortrefflich mit einander aus in den ersten Wochen.

„Aber Frau von Ahrens war sparsam und durchaus nicht gesonnen, mich zum bloßen Vorlesen zu besolden, obgleich meine Stelle diesen Namen hatte. Auch war es wohl natürlich, daß sie von einem gesunden jungen Mädchen noch

andere Dienste erwartete. Sie hatte eine besondere Liebhaberei für schöne Arbeiten, da sie sich auf ihr scharfes Gesicht bei ihrem Alter etwas zu Gute that. Ihre Freude dauerte aber nicht zu lange; wenn sie einige Blumen gemacht hatte, so gab sie die Arbeit mir: „nicht wahr, Fräulein Winter, Sie vollenden mir das?“ Ich that's freilich; aber wie? — Dann hatte sie ganze Kästen und Truhen voll alter Atlaßkontuschen und Salopps und Enveloppes und Aufsätze von ihren Uhranfrauen her. Wenn sie sich nun einen schönen Tag machen wollte, so mußte die alte Kammerjungfer einen Korb voll davon auf den Platz bringen; sie wurden probirt und sollten verändert werden nach neuem Geschmacke. Ebenso hatte sie beständige Veränderungen mit Spitzenhauben und Kragen im Plane. Die alte Kammerjungfer konnte sie zwar vortrefflich ankleiden und frisiren; aber zu Nadelarbeiten reichten ihre Augen nimmer aus, da hieß es denn: „wir haben uns schon lange gefreut, ein paar junge Augen zu Hilfe zu bekommen,“ und überall sollte ich aushelfen. Alles verschwor sich gegen mich: einmal erkrankte die Kammerjungfer und Köchin zugleich, da sollte ich gar noch an der Köchin Stelle treten und wie Frau von Ahrens meinte, wenigstens ihr Krankensüppchen kochen. Und meine Kochkunst ging doch nie über die Bereitung eines Thee hinaus. Nun sagte ich ihr wohl, ich habe mich zur Erzieherin ausgebildet und verstehe weder Schneiderei, noch Putzmachen, am wenigsten die Küche; das verstimmte aber meine Gnädige ungemein, und sie meinte, was sie wünsche, müsse sich bei jedem Mädchen von selbst verstehen, zumal bei einer Pfarrtochter; — es ist nicht zum ersten Mal, daß mir dieser Vorwurf in's Herz schnitt, der eigentlich, und wie unverdient! unserer guten treuen Mutter galt.“ Leonore nickte bedeutsam. „Nun, daß ich's kurz mache, unser Verhältniß wurde immer kühler; mit dem verzweifelt

scharfen Augen bemerkte Frau von Ahrens auch jeden Mangel meines Anzugs, wo mir in Elfenburg noch die gefällige Kammerjungfer nachgeholfen. Sie meinte, dazu sollte doch wenigstens eine Erzieherin erzogen sein, ihre eigene Garderobe in Ordnung zu halten, und bald nach Neujahr rieth sie mir, bis zum Frühling eine andere Stelle zu suchen. Ich war so gebeugt und muthlos, so verzagt an mir selbst, daß ich der Gräfin Alles schrieb und sie um ihren Rath bat. Sie antwortete mir sehr gütig und meinte ganz bestimmt, ich solle zunächst an gar nichts denken, als um jeden Preis das Versäumte einzuholen, so lange ich noch jung sei, und wenn mich's die größte Ueberwindung und Demüthigung koste. „Sehr wenige und seltene Ausnahmen unseres Geschlechts," schrieb sie mir, „sind zu ausschließlich geistigem Wirken berufen, und selbst diesen verzeiht man kein zerrissenes Kleid. Ohne eine geschickte, fleißige Hand und ein liebevoll aufmerksames Auge für die kleinen Bedürfnisse des Lebens werden Sie nirgends recht am Platze sein und nirgends sich zufrieden fühlen. Und es mag wohl sein, daß ein edler, guter Mann, der Ihnen eine freundliche Heimath für's Leben hätte bieten mögen, nur durch die Erwägung zurückgehalten wurde, daß, um ein Herz und ein Haus zu beglücken, nicht nur eine gebildete, sondern vor Allem auch eine häusliche und fleißige Frau nöthig ist." — „Was hat sie denn damit eigentlich gemeint?" fragte Leonore, bei der diese Stelle auch eine innere Saite anschlug.

„Ach, ich weiß nicht so recht; ich sage dir das ein andermal," sagte Sophie, froh, daß die Nacht ihr tiefes Erröthen verhüllte. „Da beschloß ich denn, dem Rath der Gräfin zu folgen, und, wohl oder übel, wie ein kleines Mädchen mit Stricken und Nähen zu beginnen, mir mit Mühe unter Fremden die nöthigsten Begriffe des Haushalts zu erwerben, die mich die selige Mutter so gern umsonst gelehrt hätte.

schreiben lassen, kleine Lieder lehren," rc. meinte die Frau Tante. Nun die Buchstaben kenne ich Gottlob! aber wie ich's mit dem Unterrichten angreifen sollte, wußt' ich nicht recht. Kurz, es war eine Noth und Drangsal, und zuletzt hielt ich's selbst für Pflicht, der Tante zu sagen, ein Mädchen von mehr Schulbildung werde besser hier am Platze sein. Sie nahm das sehr willig an: „Es thut uns wirklich leid, Fräulein Winter, Ihre häuslichen Fähigkeiten zu verlieren; vielleicht aber wollen Sie selbst noch etwas für Ihre Ausbildung thun, die von Ihren Eltern versäumt zu sein scheint" (o, wie bat ich dem treuen Vater meine Trägheit ab!), „und ich muß Ihnen sagen, wenn Sie nicht Köchin oder Nähterin werden wollen, so thun Sie daran wohl! Das war nun grob, aber wahr. Der Steuerrath dankte mir übrigens tausendmal für meine Mühe und Treue im Ordnen seines Haushalts. Ich aber habe mir vorgenommen, noch einmal in die Schule zu gehen, es koste was es wolle, und nicht mehr in die Welt hinaus, bis ich nur auch das Nöthigste gelernt habe. Weil ich aber nicht recht wußte, wie ich das angreifen sollte, und mich auch ein wenig schämte, so ging ich zunächst hieher; hier versauern will ich aber nicht."

Es war fast Morgen geworden, bis die Schwestern ihre Geständnisse vollendet hatten und sich zum Schlummer niederlegten. Am andern Morgen am Frühstücktische, den Leonore emsig bediente, hub Sophie an: „weißt du was, Lorchen, ich will bei dir die Haushaltung und was dazu gehört, studiren!" — „Und weißt du was, Sophie, ich will bei dir das ABC noch einmal lernen! das ist das Beste: wir zwei haben am wenigsten Grund, uns vor einander zu schämen, und am meisten Ursache, Geduld mit einander zu haben."

Unter Lachen und Weinen, wenn sie an die verlorene

Zeit ihrer frühen Jugend dachten, die nun so mühsam eingeholt werden mußte, entwarfen die Schwestern ihren nächsten Lehr- und Lebensplan und theilten ihn dem Onkel Stadtpfarrer, der, seit Großonkel Maier gestorben, ihr Vormund war, zur Genehmigung mit. Beide, besonders Sophie, hatten von ihrer Dienstzeit ein Sümmchen zurückgelegt, das ihnen leicht möglich machte, ein Jahr hier zusammen zu leben. Onkel Professor hatte wirklich nicht Zeit, sich um Anderer Angelegenheiten zu bekümmern. Einer seiner Söhne war durch's Examen gefallen, weil er seine Studienjahre gar zu eigenthümlich benützt hatte, und der andere aus der Lehre entlaufen, die seiner Eigenthümlichkeit gar nicht zusagte.

Onkel und Tante hatten nun freilich ihre Zweifel über das Praktische des Plans und bezweifelten, ob die Geduld der Schwestern den Familienunterricht, dieser höchsten aller Geduldsproben, bestehen würde, namentlich schien für Sophie der Schauplatz gar zu klein zur Erlangung von Haushaltungskenntnissen, aber Sophie meinte, es handle sich bei ihr ja nur um ein Verständniß des Nöthigsten, das sich in Einfachheit, in Stille und Ordnung am Besten erwerbe und da Lust und guter Wille von beiden Seiten so groß war, so willigte man endlich in den Versuch.

Auf des Onkels Anrathen wurde auch das Eis gebrochen und die Nachfolgerspique überwunden, die sich zwischen der alten Frau Pfarrerin und dem neuen Pfarrer gebildet hatte, und die Schwestern fanden bei dem gebildeten Pfarrer und seiner liebenswürdigen Frau herzliche Aufnahme und freundlichen Rath.

Daß die Waisen das Wittwenhäuschen bewohnten, fand keinen Anstand, der einfache Haushalt wurde wieder in Stand gerichtet und es begann zum zweitenmal ein

Wechselseitiger Unterricht.

Diese Schwesternschule wäre freilich ein gewagtes Unternehmen, und wohl ein unmögliches gewesen, wenn nicht die Mädchen zuvor schon in der Schule des Lebens den Anfang in der schwersten Lektion: der Selbstverläugnung und Demuth, gemacht hätten. Aber die rechte Schwesterliebe, die sie in der Fremde zuerst gelernt, der Gedanke an die treuen Eltern, denen sie den oft versäumten Gehorsam nun doch als Gabe auf's Grab legen wollten, die Erkenntniß, daß gerade zu den kleinsten Werken die Kraft aus der höchsten Quelle geschöpft werden muß, gab ihnen Geduld und Ausdauer, mehr als man für möglich gehalten hätte. Vielleicht auch ruhte leise und verhüllt im Hintergrund der Herzen ein Traum von irdischem Glück, das noch nicht ganz verscherzt sei, und das der Preis ihrer treuen Bestrebungen werden könnte; — wer kann's läugnen und wer wollte es tadeln; aber was sich ein Mädchen selbst nicht sagt, das brauchen auch Andere nicht zu sagen.

Ein Jahr ist freilich eine gar kurze Zeit, um einzuholen, was durch eine ganze Kinderzeit versäumt wurde; darum sollte dies treulich benützt werden, und die Mädchen begannen mit großem Eifer ihr beiderseitiges Lehramt. Leonore war die Erste, die früh am Tage die schlaftrunkene Sophie weckte. Diese wollte recht von unten auf dienen. Keine Arbeit sollte mehr nur für die Schwester recht und für sie zu gut sein; darum begann sie damit, Feuer aufzumachen, Frühstück zu kochen, Zimmer und Haus zu reinigen und die einfachen Mahlzeiten zu bereiten. Leonore zeigte große Geduld, wenn sie die Schwester in Handarbeiten unterrichtete; aber es zuckte ihr in allen Fingern, selbst anzugreifen, wenn Sophie in

Haus und Küche sich oft so ungeschickt zeigte. Im Ganzen war es freilich ein gar kleiner Hausstand, wenn sie auch je und je ein Nachbarkind zu Gaste luden; doch meinte Lorchen, zum ersten Anfang sei es wohl gut, und ein großes Hauswesen bekomme Sophie doch nicht zu leiten. Auch war es gut, daß Zeit genug zu Lehr- und Arbeitsstunden übrig blieb.

Sophie zeigte wirklich viel Gaben und Geduld zum Unterrichten und viel Verstand in der Auswahl des Nöthigsten für ihre bald neunzehnjährige Schülerin, und es begegnete je und je noch dem guten Lorchen, daß sie mit Seufzen nach der Uhr sah, ob es noch nicht Zeit wäre, in die Küche zu gehen; aber Sophiens Beharrlichkeit beschämte sie, sie rief sich all die trüben Stunden zurück, die ihr die Unwissenheit gemacht, und sie faßte sich wieder und that ihr Bestes, glücklich, wenn die Schwester ihre Schülerarbeit lobte. Ebenso stichelte Sophie unermüdlich, trennte auf und nähte wieder nach den Anweisungen ihrer sehr pünktlichen Lehrmeisterin, als ob sie nie etwas Anderes thun wollte. Nur wenige Zeit gestattete sie sich zur Fortübung in den Fächern, die ihr später wieder nöthig sein würden, zur Korrespondenz mit der gütigen Gräfin, die sich ihrer noch mit mütterlicher Treue annahm; auch die Abendstunden widmete sie, neben dem unerläßlichen Strickzeuge, der Schwester, und las ihr, nach der Anleitung Onkel Stadtpfarrers, Werke vor, die ganz geeignet waren, ihr allmählig Geschmack und Freude an dem Höhern beizubringen.

Nicht, daß sie nun gerade wie die leibhaftigen Engelein miteinander gelebt hätten und alles ineinandergegriffen hätte, wie ein gutes Rechenexempel — das eben nicht, gar manchmal wurde die Lehrerin heftig und die Schülerin widerspenstig, aber sie ließen die Sonne nicht untergehen über ihrem Zorn und erzählten sich nachher selbst nützliche Exempel aus ihrer Vergangenheit.

Der Verkehr mit dem Pfarrhause war eine wohlthuende Abwechslung in ihr Stillleben und auch Leonore lernte die Abende dort dem Plauderbänkchen der Frau Hauschin, die nicht recht mehr zufrieden mit ihr war, weit vorziehen, sie hörte da so manches Gute und Schöne aus der ihr neuen Welt des Geistes, zu der sich ihr nun wenigstens ein schmales Pförtchen aufgethan und Sophie fand in dem kinderreichen Hause reichlich Gelegenheit, ideale und reale Fertigkeiten in freundlicher Aushilfe zu üben.

Auch Feste wurden hie und da im Schwesternhause veranstaltet, wenn Onkel Stadtpfarrers zu Gaste kamen, um den kleinen Haushalt zu erweitern. Es war ergötzlich zu sehen, wie sich Sophie als Hausfrau geberdete und mit Stolz den selbstverfertigten Pudding auftrug und wie jede der Schwestern die neuerworbenen Kenntnisse der andern in's Licht zu setzen suchte, um zugleich ihren Ruhm als Lehrerin zu erhöhen.

Lorchens Eroberungen auf dem Gebiete der Literatur blieben freilich gemäßigt, zwar verstieg sie sich auf Sophiens Antrieb bis zur Lekture von Schillers Dramen und fand sie recht schön, jedoch ‚ein wenig übertrieben,' aber sie schrieb nun doch einen hübschen korrekten Brief, sie wußte ihren Sonntag mit dem Lesen guter Andachtsbücher besser als sonst zu verbringen, und sie kopirte zu ihrem Privatvergnügen alle Kaufmannsnota's, die ihr in die Hand fielen und rechnete sie sorgfältig nach, versteckte jedoch diese Zeugen ihres Fleißes selbst vor der Schwester.

Unternehmender war Sophie als Köchin, sie wollte sich, — nicht zufrieden mit den gegebenen Rezepten, sogar in neuen Kompositionen versuchen, was Leonore aber zu gewagt und kostspielig fand.

---

12. Ein wunderbarer Zufall.

Ein Lehrjahr war vorüber, der Frühling sandte seine Vorboten in's Land, und auch die Schwestern, so wohl sie sich in ihrem Stillleben befanden, fühlten doch, daß es nicht so bleiben könne, um so mehr, als ihre Ersparnisse sich sehr erschöpft hatten und der Fond des bescheidenen Vermögens nicht angegriffen werden sollte.

Sophie hatte längst schon die Gräfin gebeten, ihr wieder für eine passende Stelle zu sorgen, und auch Leonore wollte sich jetzt nach einem Wirkungskreis umsehen. Sophie hatte ihr im Scherz einmal gerathen, der Frau Römer zu schreiben, um ihr zu zeigen, welch' gute Feder sie jetzt führe, das aber hatte sie mit Indignation verworfen, es wäre ihr wie ein indirekter Antrag vorgekommen, und „gelehrt oder nicht gelehrt," sagte sie zu der Schwester, die Mühe hatte, sie nach diesem Vorschlag wieder zu versöhnen, „ich bin ein Mädchen, ich will mich suchen lassen und nicht suchen, und zehnmal lieber sitzen bleiben, als Einen Schritt zu viel thun." Sophie erröthete tief bei diesen Worten; war nicht ein leiser, ein ganz leiser Gedanke im Hintergrunde ihrer Briefe an die Gräfin gelegen? — Sie wollte lieber nicht daran denken; der Pfarrer hatte gewiß längst den Phönix gefunden, den er gesucht, die Gräfin hatte so wenig als sie selbst je seiner in ihren Briefen erwähnt.

Im Gedanken an eine nahe Trennung hielten die Mädchen noch inniger zusammen als zuvor, und pflegten recht mit Treue das kleine Hausgärtchen, um ein gutes Andenken zu hinterlassen, wenn sie nun bald der Weg wieder in die Fremde führe.

Es war ein stiller, schöner Morgen, als Sophie allein im Gärtchen beschäftigt war; sie hatte Kresse gesät: allerlei

mysteriöse Namenszüge, die die Schwester nicht enträthseln konnte; und während sie das Beet begoß, flogen ihre Gedanken weit, weit weg über Thal und Hügel, da hörte sie eine Stimme, eine Stimme, ach, wie man nur Eine, nur eine einzige im ganzen Leben hört: „So fleißig, Fräulein Sophie?" sie blickte auf, am Gartenzaun stand der Pfarrer des Orts, neben ihm ein jüngerer Mann; — war's möglich? war's kein Traum? konnte sich in diesem wirklichen, nüchternen Leben etwas so Wunderbares ereignen? — Aber nur das Aufleuchten ihrer Augen, die tiefe Gluth, die ihre Wangen einen Augenblick überzog, zeigte ihre innere Bewegung bei dem Anblick des Fremden; mit ächt weiblicher Fassung grüßte sie zuerst den Pfarrer, und fragte dann, als ob sie ihrer Sache nicht recht gewiß wäre: „Herr Pastor Jürgens?" — „Und ein alter Freund, wie ich hoffe," sagte der Pastor aus Holstein, ihr die Hand bietend; er war fast befangener als Sophie, und selbst dem Pastor Loci dämmerte eine Ahnung, als ob dies wunderbarliche Zusammentreffen von zwei alten Bekannten kein so ganz zufälliges sei, obgleich Mannspersonen nicht mit absonderlicher Spürkraft in Herzensgeheimnissen begabt sind.

Es war wirklich Herr Pastor Jürgens aus Diepenbrok, dessen gute Tante, Fräulein Ludovike, vor einigen Wochen gestorben war und der, um sich zu zerstreuen und aus rein theologischen Interessen die Versammlung des Gustav Adolphsvereins hatte besuchen wollen. Er hatte ein Empfehlungsschreiben an Pfarrer Horst in Altenzimmern, der in seiner Jugend in Norddeutschland gewesen war, und war dessen Einladung gefolgt, ihn auf ein paar Tage zu besuchen, um auch das Landleben in Schwaben kennen zu lernen. Gestern Abend war er im Pfarrhaus eingetroffen; bei der Unterhaltung über die Ortsverhältnisse war auch die Rede auf die verwaisten Schwestern gekommen und die Pfarrerin hatte ihm das Leben und

Streben der zwei Mädchen gar ansprechend geschildert. Als ihre Namen genannt wurden, vermuthete er fast mit Gewißheit, daß er Eine der Schwestern schon früher im Hause der Gräfin Stein als Gouvernante gesehen haben werde, und der Pfarrer führte ihn auf dem Morgenspaziergang an dem kleinen Schwesternhause vorüber; so stellte sich die Sache der glaubigen Pfarrfamilie dar. O du grundredlicher Pastor Jürgens, von dem Tante Ludovike rühmte, daß du ein Nathanael ohne Falsch seiest, warum hast du denn gänzlich verschwiegen, daß die Gräfin so freundlich war, dir, auch zufällig und gelegentlich, alle Briefe Sophiens mitzutheilen, daß du vollkommen gut wußtest, wo die zwei Schwestern lebten und wie sie lebten, und daß der einzige freundliche Zufall bei der Sache war, daß du gerade auf dieses kleine Fleckchen Erde ein Empfehlungsschreiben bekommen konntest?! — „Wie sonderbar," meinte auch Sophie, als sie mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen Leonoren die Begegnung erzählte, „wie sonderbar, daß Pastor Jürgens gerade hieher kommen mußte!" — „Ueberaus sonderbar," sagte Lorchen ironisch; „o geh, ich bin nicht so dumm als ich aussehe, ich weiß auch, was die Glocke geschlagen hat!"

Die Schwestern wurden im Pfarrhaus zu Mittag geladen, und Leonore, als die Aelteste, lud, nach manchem Bedenken Sophiens, Pfarrers nebst ihrem Gast zum Abendthee.

Wenn nun auch der Pfarrer wohl gewußt hatte, daß er Sophie hier traf, so hatte er doch nicht gewußt, wie liebenswürdig sie sich in ihrer häuslichen Geschäftigkeit ausnahm. Seine schüchterne bedachtsame Liebe machte riesige Fortschritte, kein Erwägen und kein Ueberlegen hätte ihn mehr abhalten können, die Frage auszusprechen, die Eine bedeutsame Frage, auf die er einer süßen Antwort so ziemlich gewiß war.

Die grüne Laube des kleinen Gärtchens, wo sonst nur stille Wittwen ihrem vergangenen Glück nachgeträumt hatten,

wurde nun auch einmal zur Wiege eines jungen Glückes, aber nicht lange, der Pastor mußte abreisen, und das war gut, denn die Dorfbewohner hätten großen Anstand an der bräutlichen Zärtlichkeit genommen, und fanden die ‚g'scheidte Pfarrjungfer' sehr ungescheidt, daß sie sich am Arm führen lasse, wo sie doch allein laufen könne.

Nun gab's erst Uebung im Nähen, als die Schwestern zusammen die Aussteuer machten, und Leonorens praktische Tüchtigkeit und Geschick zeigte sich in vollem Glanze. Im Herbst durfte sie der Schwester den Brautkranz in die Locken flechten und Onkel Stadtpfarrer segnete den Bund mit tiefer Rührung in der kleinen Kirche, wo einst der Vater Sophie getauft hatte.

Wie gern hätte Sophie der Schwester den Liebesdienst erwiedert! Sie glaubte, es komme die Gelegenheit dazu, als kurze Zeit vor ihrer Hochzeit ein Brief der Frau Römer an Leonoren anlangte. Leonore, die kühle, besonnene, vernünftige Leonore konnte kaum vor innerem Zittern das Siegel erbrechen. Wie gespannt war Sophie auf den Inhalt! Aber Lorchen wandte sich ab, als sie den Brief gelesen hatte, und blieb eine Weile still im Schlafstübchen, dann stieg sie auf den Boden, dann trug sie die zehnmal gesonnten Betten nochmals an die Sonne, dann grub und jätete sie im Gärtchen, wo nichts mehr zu jäten war, kurz, sie arbeitete viel und sprach nichts.

Bei Nacht erst, als das Licht ausgelöscht war, vertraute sie der Schwester, was in dem Briefe gestanden war. Frau Römer hatte sie gefragt, ob sie nicht wieder als Jungfer bei ihr eintreten wollte, ihr Sohn sei seit einem Jahr verheirathet, die junge Frau habe Zwillinge und sei dadurch erstaunlich in Anspruch genommen, ihr eigenes Fußleiden habe sich aber sehr verschlimmert und eine treue umsichtige Hilfe thäte ihr Noth. „Was Schreiben und Rechnen anbelangt," schrieb sie ihr, „so wird das wenig an Sie kommen, da meine Sohnsfrau sehr

bewandert in der Feder ist, sonst habe ich in allen Stücken das beste Zutrauen zu Ihnen, Jungfer Winter."

Leonore theilte das Sophien in kurzen Worten mit, ohne Kommentar, und Sophie nahm sie ohne Kommentar in die Arme und weinte herzlich mit ihr, bis sie Beide einschliefen.

Am andern Morgen lehnte Leonore dankend das Anerbieten der Frau Römer ab, da sie gegenwärtig ihrer Schwester noch nöthig sei; gesprochen wurde nichts mehr darüber. Leonore aber hat nicht vergebens diese schwerste Schule stiller Entsagung durchgemacht.

---

13. Zu guter Letzt.

Und nun sehen wir noch einmal in das Pfarrhaus bei den grünen Linden, wo Sophie als glückliche Frau Pastorin lebt und waltet. Es sind zehn Jahre des Glückes und Friedens, die sie hier verlebt hat; aber Lehrjahre waren es auch noch, ohne Lehrgeld ging es nicht ab, sie mußte gar oft erfahren, wie auch das Glück der Herzen abhängig ist von den Kleinigkeiten, die eine Frau nie ungestraft vernachlässigt, und manche stille Thräne war aus den hellen Augen geflossen, wenn sie die Nachsicht und Geduld ihres Mannes in Anspruch nehmen mußte, da wo sie sich gerne gewaibet hätte an seiner Freude und Zufriedenheit. Aber wie die Lehrjahre hienieden nie ganz ein Ende nehmen, so ist es auch zum Lernen nie zu spät für Alle, denen es Ernst damit ist.

Leonore hat sich in dienender Liebe, in aufopfernder Thätigkeit als treue Schwester bewährt, nun aber weilt sie in Sophiens Nähe am eigenen Herd als die Gattin eines Gutsbesitzers, dessen mutterlosen Kindern sie eine gute Mutter geworden ist. Sie gilt als Muster einer vortrefflichen

Hausfrau, ‚wenn sie gleich eine Fremde ist,‘ und Schwager Jürgens lächelt oft über den Eifer, mit dem sie für gehörigen Unterricht ihrer Kinder sorgt, wie er sich ergötzt an den schönen, lehrreichen Reden über weiblichen Fleiß und häusliche Tüchtigkeit, die seine liebe Sophie an ihre Mädchen hält, die sich sogar schon zu der Drohung verstieg, alle Bücher zu verbrennen, wenn sie darüber die Handarbeiten versäumen sollten.

Durch Onkel Stadtpfarrers stehen die Schwestern noch in stetem, freundlichem Verkehr mit der Heimath. Onkel Professor hat, so viel mir bekannt ist, fünf von seinen eigenthümlich Erzogenen nach Amerika spedirt; Otto fungirt dort als Kaminfeger mit allerlei Nebenämtern, Heinrich ist Oberkellner, Ludwig Hausknecht und Richard mit der schönen Stimme, Pfarrer daselbst geworden.

Tante Maier lebt als Wittwe bei ihrer Tochter, in deren Hause sie mit grimmiger Thätigkeit schaltet und bitterlich klagt, daß so wenig Segen und Freude bei dem Reichthum sei, den sie doch mit so saurer Mühe erworben und zusammengespart habe.

Ob nun vielleicht zur Abwechslung Sophiens Töchter Haushaltungsgenies und die Leonorens Gelehrte werden, weiß ich nicht; auf jeden Fall ist ihnen zu gönnen, wenn ihre Laufbahn zu so glücklichem Ziele führt, wie die Lehrjahre der zwei Schwestern.

Mädchenbriefe.

Und schlummern alte Kinder,
So träumen sie nicht minder
Von Lust und holden Scherzen,
Von bittersüßen Schmerzen.

Und wenn sie dann erwachen,
Sie große Augen machen,
Viel anders ist es aufgekeimt
Als sich ihr thöricht Herz geträumt,
Und immer doch hielt weich und warm
Die ew'ge Liebe sie im Arm.
Drum schlaf, mein Kindlein, schlaf!
Den Kindlein wird's im Schlaf.

Wiegenlied.

1.

Liebste Julie!

Kaum kann ich vor Wehmuth die Feder ergreifen, wenn ich denke, daß uns nun Berge und Thäler trennen, daß wir so lange, ach wie lange! keine Hoffnung haben, uns wieder zu sehen. Du von mir fern, die Du meiner Seele innerstes Meinen verstanden hast! Ich bin freilich nicht arm an befreundeten Herzen; da ist Ida und Klara, die muntere Henriette und Irene, lauter intime Freundinnen, aber keiner, keiner kann ich so wie Dir alle Falten meines Herzens enthüllen!

Aber was hilft das Klagen?

Entbehren und Entsagen
Macht hier auf Erden reich,
Das Finden und Erjagen
Ist nur für's Himmelreich.

Von mir und unserem hiesigen Leben weiß ich Dir wenig zu berichten, es ist immer das alte: um acht Uhr Klavierübungen, um neun Uhr italienische Stunde, — Du weißt, daß ich mit dem Englischen und Französischen jetzt fertig bin, — um zehn Uhr Generalbaß (man sagt uns, daß Kenntniß im Generalbaß wirklich immer von einer Musiklehrerin gefordert wird); im Institut höre ich nur noch Physik, Astronomie und die Theorie der Kochkunst; Zeichnen und Singen, — bei Almorini! — treibe ich nur für mich allein. Es ist mir leid, diese Stunden kosten die Mutter ungeheuer viel, aber sie sagt, es sei ein Kapital für die Zukunft. Ich weiß nicht, wie das ist, aber wir haben immer zu viel nöthig, um sparen zu können, und das Geld ist wieder fort, ehe man dazu kommt, es einzutheilen, dann müssen wir auf's neue auf Rechnung nehmen, und so können wir gar nie mit dem rechten Sparen anfangen, von dem wir doch so viel reden. Die gute Mutter rechnet sich fast zu Tode und ist ganz glücklich, wenn sie nur wieder weiß, wofür all unser Geld ausgegeben wurde, aber fort ist's, das ist gewiß.

Die arme Mutter freilich, die in Glanz und Herrlichkeit erzogen wurde und nun ihre letzte Kraft daran setzt, um mit den Künsten und Fertigkeiten, die der Zeitvertreib ihrer jungen Tage waren, ihre Kinder zu erhalten!

Nun, ich hoffe einmal als Erzieherin eine recht glänzende Stelle zu erhalten, dann soll es die Mutter noch gut bekommen. Ich höre wirklich auch eine Vorlesung über Pädagogik; ich kann es oft kaum erwarten, bis ich junge Seelen bilden kann; am liebsten möchte ich eine Prinzessin erziehen, damit die Keime, die ich in ihre zarte Seele legen dürfte, zum Baume würden, der seine segensreichen Aeste

über ein ganzes Land breitete! — Der Traum ist kindisch, aber göttlich schön! — —

Wärest Du noch am Sonntag in der Kirche hier gewesen! nein, diese Predigt von Herrn Lambert! Er sprach über des Christen Kampf und Sieg: Antworten auf die tiefsten Fragen unseres Herzens. Ich hatte ein wenig nachgeschrieben und wollte es Abends für Dich in's Reine bringen, aber Don Juan wurde gegeben, und obgleich ich die Mutter nicht gern zu der Ausgabe veranlasse, so meinte sie doch selbst, es sei für meine musikalische Ausbildung nöthig; die Nina sang einzig, ganz göttlich! Ja, was ich sagen wollte, nun ist mein Concept von der Predigt verwischt, weil's mit Bleistift geschrieben war; ich hoffe ein andermal besser Zeit zu finden.

Deinen Hut, liebes Herz, will ich erst besorgen, wenn der meine fertig ist, er muß ganz gleich werden:

Zwei Seelen und Ein Gedanke.
Zwei Herzen und Ein Schlag.

Ich sage Dir, der meine wird allerliebst: weiß, auf der Seite nur Eine dunkelrothe Kamelia mit Sammetlaub, die Blume macht ihn sehr theuer, aber die Mutter meint, es sei besser gespart, wenn man gleich etwas rechtes nehme, und es ist wahr, die theuren Kornblumen, die ich im vorigen Jahr kaufte, sind noch wie neu; wenn man einmal wieder Guirlanden trägt, kann ich sie gut brauchen.

Aber das Papier geht zu Ende und wie viel wüßt' ich Dir noch zu sagen! Die Mutter schilt, ich soll nicht zu viel sitzen, der Doktor fürchtet eine Bleichsucht, ich soll mir Bewegung machen. Bewegung im Schloßgarten, wo ich jedes Blättlein auswendig weiß, von den langweiligen Pomeran=

zenbäumen am Eingang bis zu den langweiligen Genien am Ausgang!

Die Bleichsucht? — könnte es nicht auch die Schwindsucht sein? wäre ich die erste Blüthe, die welkt, eh' ihr der volle Frühling aufgegangen?

Warum weilst du, stiller Knabe,
Mit dem tiefgesenkten Blick,
Noch verhüllst du deine Gabe,
Streckst die Fackel scheu zurück.
Willst du zagend vor mir fliehen,
Weil mein Lenz mich noch umweht,
Jugendlich die Wangen blühen
Und im Haar die Rose steht?
Ach, die Blum' in meinem Haare
Gieb mir freundlich in das Grab,
Grün bekränzt sei meine Bahre,
Eine Rose fall' ich ab — —
— — — — — — — — —

Du, meine Theure, Du wirst mein nicht vergessen, wenn ich frühe scheiden sollte, und ich werde Dir nahe sein im Flüstern der Trauerweide auf meinem Grabe.

Aber ich muß schließen, Herz, es ist sechs Uhr vorüber und heut ist unser französisches Kränzchen, und weißt Du, ich trinke den Thee gern warm.

Leb wohl, Du Glückliche, die ausruhen darf am Busen der Natur! Die Mutter grüßt Dich mit mir. In Eile

Deine ewig treue
Fanny.

N. S. Wenn Du Deinen Kragen noch nicht angefangen hast, so laß es lieber, man trägt jetzt nur kleine Chemisetten.

2.

Höre und staune, meine Theuerste! Das ist der letzte Brief, den Du aus den todten Mauern der Hauptstadt erhälst, ich gehe auf's Land, liebstes Herz, auf's Land!

> Fern von der Menschen Streben
> Bin wieder frei gegeben
> Der alten Einsamkeit,
> Wie's Vöglein singt in Lüften,
> Ausströmt die Blum' in Düften
> Wohl all ihr Herzeleid.

Ja, das hat sich wunderbar gefügt.

Die Mutter und ich wußten kaum, daß Vater einen alten Onkel, Gutsbesitzer weiß nicht wo, hat, mit dem er seit langen Jahren nicht mehr zusammen kam. Er hat, glaub ich, Vaters Heirath nicht gern gesehen. — Nun, der Onkel kam, ich glaube seit Olims Zeiten zum erstenmal wieder in Geschäften hieher und wollte bei der Gelegenheit doch nach der Wittwe und den Kindern seines Neffen sehen.

Er ist ein recht guter Mann, der Onkel, etwas eigen, etwas, — ich möchte nicht gern sagen roh, aber wie man eben auf dem Lande wird, und ziemlich materiell. Er wußte der Mutter seine Liebe und seinen guten Willen nicht besser zu zeigen, als daß er ihr Viktualien aller Art heimlich in die Küche stellte, bald eine Weinflasche, bald Würste; einmal zog er sogar einen Hasen aus seiner eigenen Tasche. Nun, der Wille war gewiß gut, am glücklichsten hat er mich gemacht durch seine Einladung, auf längere Zeit zu ihm auf sein Landhaus zu kommen. „Das schmächtige Töchterlein geben Sie mir mit, Frau Nichte, die soll sich bei uns rothe Backen holen, wird ihr auch nicht schaden, wenn sie einmal sieht, wo das Brod wächst und daß man die Milch nicht aus dem Brunnen schöpft, wie in der Stadt."

Das war ein Himmelswink für die gute Mutter, die sich schon lange mit Plänen gequält, wie sie einen Landaufenthalt für mich möglich machen solle, und für mich! — ich hätte laut jubeln können.

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur.

Der Onkel reiste gleich ab, morgen werde ich nachfolgen, nachdem endlich, nach unendlichen Mühen, meine Ausstattung für den einfachen Landaufenthalt besorgt ist.

Die gute Mutter! sie hat ihren Hochzeitschmuck aufgeopfert, um alles recht herzustellen, sie hatte ihn mir zum Brautschmuck aufheben wollen, — mir zum Brautschmuck! — arme Mutter! — sie weiß nicht, daß ihr Kind diese Träume längst begraben hat und getrost einer einsamen Zukunft entgegen geht, die es sich schmücken will mit allen Blüthen der Freundschaft und der Dichtung.

Bereits ist alles fertig und gepackt. In zwei Koffern, drei Schachteln nebst der Hutschachtel, einer Reisetasche und einem Necessaire ist außer dem kleinen Handgepäck, das noch nachkommt, alles glücklich untergebracht. Die Guitarre hat Er mir noch gestimmt. — Es ist etwas viel Gepäck, aber ich wußte von meiner bisherigen Garderobe nichts zu entbehren, selbst nicht das weiße Mousselinkleid, das ich aber im Koffer verborgen lassen will, damit man nicht denkt, ich mache Anspruch auf Vergnügungen; zu ländlichen Tanzfesten beim Ton der Schallmeien hoffe ich doch, es gebrauchen zu können. Und dann mußte ich mich doch auch mit soliden, einfachen Kleidern versehen, da ich bei der Tante die Haushaltungskunst lernen werde: zwölf Küchenschürzen, ein Dutzend Vorärmel, allerliebste Holzpantöffelchen, sogar ein Kleid von wasserdichtem Stoff hat die besorgte Mutter gekauft, die selbst

mit den Bedürfnissen des Landlebens wenig bekannt ist; wozu das letztere weiß ich nicht recht, vielleicht für den Fall einer Ueberschwemmung, wo ich in einem Kahn Menschenleben durch die wogende Fluth retten könnte.

Dann meine Bibliothek, — die Kinderschriften, mit denen ich vielleicht die Kinder des Dorfes um mich versammeln kann; dann meine Kleinodien, meine lieben Dichter, die ich noch ergänzt, — wie süß wird sich's damit träumen im Schatten säuselnder Linden! und die englischen, französischen und italienischen Bücher, und die Noten, — er selbst hat mir noch neue Musikalien bezeichnet, die mußt' ich natürlich anschaffen.

Mein Gartenhut ist wundernett, ungeheuer groß, er wogt wie Meereswellen, mit langflatternden, himmelblauen Bändern.

Fürchte nicht, Liebe, daß mir die ländlichen Arbeiten schwer fallen werden, wie freue ich mich, Morgens eine Schaar munter gackernder Hühner mit einem Regen goldener Körner an mich zu locken! Auch das Melken und Buttern muß allerliebst sein; es ist sonderbar, daß mir Mutter nicht erlaubte, aus dem neuen Holzwaarenlager einen zierlich geschnitzten Melkkübel und ein niedliches Butterfaß mitzunehmen, es hätte auf die Großtante gewiß guten Eindruck gemacht, wenn sie mich so wohl vorbereitet auf's Landleben gesehen hätte.

Und nun noch Eins, meine Theure, zum ersten, vielleicht zum letzten Mal, das süße, schmerzliche, unausgesprochene Geheimniß meiner Seele, das Du längst errathen. Ich scheide von dem Gefühl des Städtelebens, aber ich scheide ja auch von Ihm!!

Sein hoher Gang,
Seine edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt.

O, das ist schmerzlich, und weißt Du, daß er jetzt schon zweimal mit mir gesprochen, und ich einmal mit ihm! in der letzten Singstunde, wo ich wagte, ihm zu sagen, daß ich austrete, und um seinen Rath über Musikalien bat.

O, er wußte nicht, warum meine Stimme zitterte! wir blieben kühl und fremd, er war der Lehrer, ich die Schülerin; — es ist wohl besser, wenn ich gehe, ich werde ihn ja nie mehr sehen.

Wandle, wandle Deine Bahnen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Ach, ich habe wohl einmal geträumt, — geträumt, wenn ich — es will nicht aus der Feder, — wenn ich Sein wäre! — welch selige Zukunft wäre das! Ich weiß wohl, er ist arm, wie ich, aber das ist ja eben so göttlich, da kann man sich solche Opfer bringen, — er hat Talente; und ich, o, wie hätte ich arbeiten wollen! ich hätte Stunden gegeben den ganzen Tag, — und die Nächte durch hätte ich gearbeitet, — für Ihn! Die Mutter hätten wir zu uns genommen und auf den Händen getragen, — und für alle Mühe hätte mich ein Lächeln von seinen Lippen (weißt Du noch, diesen wunderbar fein geschnittenen Mund zwischen dem schwarzen Bart?) reich, o wie reich belohnt.

Es sollte nicht sein.

Was ist's, wenn er im Leben
Von mir gewendet geht?
Ich will ihm gern vergeben,
Daß er mich nicht versteht.

Du kehrst bald in die Residenz zurück, theure Julie, in der Singstunde denke auch an Deine

entsagende

Fanny.

Bitte, schicke mir den Thomas a Kempis, und Dein breites blaues Band zur Guitarre, kannst mein rosafarbenes dafür nehmen; ich denke doch, Hut- und Lautenband sollten gleich sein.

Den nächsten Brief von Stauffenberg aus, welch romantischer Name! Ich kann mir Großonkels alterthümliches Schlößchen ganz vorstellen, ich werde wohl ein Erkerstübchen bewohnen, da wird's freilich ein Bischen schauerlich sein.

3.

Stauffenberg.

So wäre ich also hier, meine Liebe, ich komme später zum Schreiben als ich geglaubt; — es ist alles so viel anders, wie ich mir vorgestellt, aber doch freundlich und ländlich, gewiß ganz ländlich. Ich bin letzten Freitag angekommen, Onkels Gefährt hat mich auf der Post abgeholt, eine etwas sonderbare Kutsche, sie ist grün angemalt und hat keine Thürchen zum Oeffnen, man muß oben hineinsteigen, ein alter Knecht in einem grauen Mantel kutschirte, die Pferde sind angezogen wie Ackergäule, es ist alles recht nett: aber ich war eigentlich doch froh, daß mich niemand aus der Stadt gesehen hat. Eben wollte ich mich dem biedern Alten mit ein paar freundlichen Worten nähern, da fing er an auf eine ganz rohe Weise zu fluchen über mein vieles Gepäck, zu dem außer dem früher beschriebenen nur noch das Notenkistchen und das Guitarrenfutteral gekommen war; wenn mir's nicht Spaß gemacht hätte, als er bei der Guitarre sagte: „dui Geig' ka des Jungferle uf d'Schoß nemme," so hätte mich diese Rohheit recht gekränkt, obwohl er's nur für sich brummte. Er brachte alles unter, ging aber so rück-

sichtslos mit den Sachen um, daß ich immer in Todesangst war, da bei jedem Stoß auf dem steinigten Weg alles zusammenholperte und rumpelte.

Wir kamen endlich an; ach, Julie! das Schloß ist ganz anders, als ich mir gedacht, es ist gar kein Schloß, und ist nicht alt, und hat keinen Erker und steht auf keiner Höhe, — es ist nur ein Haus, lang und gerade mit vielen Fenstern, einige Schnörkel über dem Portal und blecherne Delphine an den Wasserrinen sind der einzige Schmuck. Und dann steht es mitten im freien Ackerfeld, ringsum nichts als Aecker und ein Gemüsegarten, nur auf der Rückseite sieht man auf den grünen Wald. Ach, Liebste, in so langweiligen Räumen kann sich nichts ereignet haben!

Großonkel und Tante empfingen mich unter der Hausthüre recht freundlich, ich war froh, daß ich den Onkel schon kannte, denn die Großtante sieht etwas trocken aus, sie ist eine ältliche Frau und wird nie schön gewesen sein; sehr einfach gekleidet, aber so gar frisch und sauber, alles wie ganz neu, und doch bemerkte ich später, daß ihr graues Kleid vielfach ausgebessert ist.

Ich glaubte, der Onkel wolle sich krank lachen über mein Gepäck; als ich vollends noch den gestickten Feldstuhl, den mir die Mädchen für meine ländlichen Spaziergänge zum Abschiedsgeschenk gegeben, die Farbenschachtel und die vielerlei kleinen Sachen ablud, da war er nimmer zu halten, nur die Magd schien mit großem Respekt die vielen Sachen zu betrachten, der Knecht aber stimmte mit in's Lachen ein, was mich fast zu Thränen brachte; ein junger Mann, der etwas anders als ein Bauer aussieht, obgleich er nicht viel besser gekleidet ist, nahm rasch und leicht einen Koffer und ein paar Schachteln und trug sie hinein, allmälig kamen die andern Sachen nach, Großtante hatte mir Thee gemacht und es wurde

mir ziemlich behaglich, aber doch anders, so ganz anders als ich mir gedacht hatte; warum weiß ich selbst nicht recht.

Der junge Mann ist eigentlich mein Vetter, obgleich er gar nicht so aussieht, er ist der Enkelsohn Großonkels, seine Eltern leben nicht mehr. Er wäre schon ordentlich, scheint aber ganz ungebildet, und denke nur, aber ich kann's fast nicht schreiben, — auch darfst Du es niemand sagen, — denk nur, er heißt Tobias; das ist doch gewiß gar zu ländlich. Aber nicht wahr, behalt es für Dich. Wenn eines der Mädchen wüßte, daß ich einen Vetter habe, der Tobias heißt!

Ich bewohne ein nettes Stübchen, doch ist es kein bischen schauerlich. Noch bin ich nicht recht daheim, das wird aber schon gehen, die Tante ist sehr gut gegen mich.

Und Du bist in der Residenz, und wir wären jetzt wieder beisammen!

Sei stille mein Herz, und schlage nicht so,
Ist alles denn hin, wenn die Liebe entfloh?

Grüße mir alles viel tausend, tausendmal, und wenn Du in die Singstunde kommst, so denke an mich, wenn Du in die schwarzen Augen siehst, in deren Tiefe mein Glück versunken ist; grüßen darfst Du ihn nicht, auch nicht leise; ich wag's nicht im Traum.

Leb wohl und denk an Deine

einsame Fanny.

Wenn Du etwas neues in Schürzen siehst, so theil' mir's doch mit; man geht hier in Schürzen aus.

4.

Es fängt schon an, sich hier freundlicher zu gestalten, wenn ich auch immer noch vieles anders finde als meine Träume. Wo im Leben ist das anders?

Die Lage von Stauffenberg ist doch freundlich, der Garten freilich unendlich langweilig, Tante gibt mir aber Erlaubniß, Blumen darin zu pflanzen, so viel ich will. Das werde ich denn auch, sobald ich nur mit meinen eigenen Angelegenheiten ein wenig im Reinen bin. Nur geht das nicht so schnell, weißt Du, bis ich alles ausgepackt und eingeräumt und ausgebügelt habe; es hält hier so schwer, heiße Bügelstähle zu bekommen, die Leute sind gar nicht darauf eingeschult, da es nur in der großen Wäsche vorkommt, Tante trägt immer graue Kleider und sehr einfache Hauben. Dann bin ich mit meinen Arbeiten noch nicht fertig, ich habe angefangen, mir Kragen und Aermel zu einem Morgenröckchen zu festonniren, Du weißt, das nimmt viel Zeit. Bei Licht häkle ich mir einen Fensterteppich in mein Stübchen, um es doch ein wenig herauszuputzen, und so gibt es den ganzen Tag zu thun, ich habe nicht zu viel Zeit für die Musikübungen und Sprachen.

Von Musik scheint der gute Onkel eigene Begriffe zu haben. Neulich kam er bald vom Felde heim, wohin er immer selbst geht, wir saßen in der Dämmerung im Zimmer. „Spiel' uns auch was, Bäschen," bat er; ich sagte, daß ich meine Noten noch nicht ausgepackt habe. „Ja was?" rief er, „kannst Du denn nichts auswendig? spiel' mal einen Walzer, oder einen Marsch, das hör' ich am liebsten." Ich erklärte ihm, daß ich nur Sonaten, Variationen und größere Salonstücke spiele, und daß mein Lehrer nicht wünsche, daß ich auswendig lerne. Da hättest Du sehen sollen, wie ärgerlich der Onkel wurde; „was? wozu gibt man das schwere Geld für euch aus, wenn ihr nicht im Stande seid, etwas Raisonnables zu spielen!" Tante hatte Mühe, ihn wieder zu begütigen.

Den Vetter sehe ich selten: Morgens ist er meistens

schon auf dem Feld oder sonst in Arbeit, auch Mittags bleibt er nicht lang da, nur Abends, wo er nach Tisch oft vorliest; aber ich muß gestehen, das Vorlesen ist mir langweilig, er liest meist Biographien oder landwirthschaftliche Sachen, und Sonntags liest er aus der Bibel. Das ist doch etwas sonderbar von einem jungen Mann; wenn es noch ein Andachtsbuch wäre, aber geradezu aus der Bibel, — freilich, wenn man auch Tobias heißt!

Mit der Oekonomie, die ich hier lernen soll, habe ich eigentlich noch nicht angefangen. Sie lachten Alle zusammen, als ich fragte, ob ich melken solle und bedauerte, daß ich den netten Melkkübel nicht mitgebracht. „Das thut schon die Stallmagd," meinte die Tante, und in der That, als ich einmal in den Stall hineinkam, lüstete mich's nicht nach einem zweiten Besuch, und der Vetter, der trockene Tobias, wollte sich wieder fast krank lachen, als er sah, daß ich ein parfümirtes Taschentuch an die Nase hielt. Auch das Buttern habe ich versucht, aber ich kann den schweren Stöpsel gar nicht halten. Die Hühner sind immer schon gefüttert und weiden auf dem Wiesenplatz am Hause, wenn ich aufstehe. Mit der Küche will's auch nicht so recht gehen, Tante kocht meistens allein und schickt die Mägde auf's Feld, aber ich kann die rußigen Töpfe doch nicht selbst heben, auch lege ich die Halbhandschuh nicht gern ab, es gibt sonst so häßliche Hände, — ich denke, später wird's schon noch gehen, und sagte der Tante, ich wolle vorher mit meinen Sachen in's Reine kommen. Sie lächelte und meinte, das soll ich nur thun.

Großtante ist eine eigene Frau, etwas trocken und macht nicht viele Worte, auch geht sie nicht schnell und thut alles geräuschlos, aber es ist, als ob ihr die Erdmännlein hülfen bei der Arbeit, dabei ist alles nett und sauber; freilich, sie trägt im Hause Salbandschuhe, die ziemlich plump sind, aber

sie geht so leicht und leise darauf, ihre grauen Kleider sind immer wie neu, und wenn sie gekocht hat, setzt sie eine blendend weiße Haube zu Tisch auf und thut ein ebenso weißes Halstuch mit schmalen Spitzen um den Hals, das steht recht nett und frisch aus, wenn auch gar nicht modern.

Onkel und sie machen nicht viel Worte mit einander, aber es ist angenehm, zu sehen, wie sie für ihn sorgt und denkt und wie großes Vertrauen er in sie setzt. „Fragt nur meine Frau," bescheidet er in tausend Dingen die Leute, und wenn die Frauen der Nachbarschaft hie und da zu Besuch kommen und von ihren häuslichen Anordnungen daheim reden, so sagt der Onkel gewiß: „da müssen Sie sich an meine Frau wenden, die hat eine ganz vortreffliche Methode in diesen Sachen." Er ist sehr gut und freundlich gegen mich, aber ich merke doch, daß er nicht viel auf mich hält, weil ich nun eben wieder verschieden bin von seiner Frau. Aber jede Zeit macht andere Anforderungen.

Es ist komisch, wie mich der gute Onkel immer zum Essen nöthigt, ich weiß mir oft nimmer zu helfen: entsetzlich fettes Fleisch und schwere Klöße will er mir aufdringen, und ich muß mich wirklich erst ein wenig an die rauhe Kost hier gewöhnen, die gute Tante hat mir oft schon in der Stille den schwer beladenen Teller abgenommen, den ich mit wahrer Verzweiflung betrachtete.

Im Ganzen bin ich gewiß gern hier, und es ist nicht blos das thränenfeuchte Lächeln eines resignirten Herzens, mit dem ich der guten Mutter heitere Berichte schreibe.

> Nur leise will ich klagen,
> So lange die Thräne noch rinnt,
> Und träumen von schöneren Tagen,
> Die lange verflossen sind.

O cara memoria!

Denkst Du der Stimme,
Die uns getönet,
Wie Zauberklänge
Aus fernen Welten?

O Theure, ich habe auch Dein Herz wohl verstanden! Ein Herz und Eine Seele, Eine Liebe, Ein hoffnungsloses Leid, das muß uns binden für die Ewigkeit.

Gesellige Verbindungen habe ich noch keine angeknüpft, die Frauen der Nachbarschaft, die hie und da Tante besuchen, schwatzen von Seife und Lichtern, von Hanf und Flachs, von Obst und Most, als ob das Leben dran hinge; die wenigen jungen Mädchen, die ich sah, sind ganz flache, gehaltlose Geschöpfe, ohne Tiefe und Werth.

Aber mein Brief ist ein Buch geworden, gute Nacht. Leb wohl, Theuerste, vergiß nicht

Deine Fanny.

5.

So ganz nüchtern und ohne Geheimnisse, wie ich glaubte, ist doch unser Herrenhaus nicht; ich habe wirklich eine nette Entdeckung gemacht, von der ich Dir berichten will; ich sage Dir, es ist fast wie im Dornröschen.

Unser Haus ist sehr groß und die Zimmer im obern Stock fast alle unbewohnt, nun habe ich im Dachstock vom Garten aus hie und da Abends Licht bemerkt, zur Zeit, wo ich wußte, daß keine der Dienstmädchen oben war; das sah gar geheimnißvoll aus, ich mochte nicht fragen, es ist so hübsch, etwas Räthselhaftes selbst zu ergründen. Eines Abends, als ich das Licht wieder erblickte, entschloß ich mich, ihm nachzuspüren.

Sie stieg hinauf zum Dache
Die Zarte ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Mit klopfendem Herzen und zitternder Hand drückte ich die Klinke auf und richtig:

Ein Weiblein grau von Haaren,

das da zwar nicht spann, aber nähte; — ich war so überrascht, daß ich, als sie aufblickte und die Augen mit der Brille zu mir wandte, mit einem Schrei davon sprang, die Treppen hinunter und bis in die Küche zur Tante, die mich ganz verwundert anblickte.

„Tante, was habe ich für ein seltsames, altes Weiblein entdeckt!“ „Wo denn, du albernes Kind?“ „Oben, ganz oben in einem verborgenen Dachstübchen, da sitzt sie bei einer Lampe und näht.“ „O du einfältiges Dinglein,“ lachte die Tante, „das ist ja das Annamreile, unsere alte Näherin.“ „Aber warum habe ich nie von ihr gehört, Tante?“ „Ja, was hättest du denn von ihr hören sollen?“ „Und warum sitzt sie so hoch oben und so allein, und kommt nie herunter?“ „Sie bleibt am liebsten in dem Dachstübchen, weil sie da schon gewohnt hat, als sie meine Schwiegermutter in Dienste nahm, und sie kommt nicht herunter, weil sie nicht mehr gut Treppen steigen kann, morgen kannst du ihr neue Flickwäsche hinaufbringen und sehen, daß sie keine Fee und kein Erdfräulein ist.“

Ich wurde noch viel ausgelacht mit meiner merkwürdigen Entdeckung; am andern Morgen kam ich [illegible] Tageslicht hinauf und habe mir alles besehen. Annamreile ist kein Weiblein, sondern eine alte Jungfer, wohl achtzig Jahre alt oder mehr; mit der Brille aber, die glaub' ich auf ihrer

Nase angewachsen ist, kann sie noch das Feinste nähen bei Tag und Nacht, ich möchte sie malen können, wie sie Abends den Faden am Licht abbrennt, ehe sie einfädelt. Sie sitzt unverrückt vom Morgen bis in die späte Nacht auf einem alten, runden Tabouret mit drei gedrehten Füßen und einem verschossenen blauen Ueberzug; vor ihr ein Nähkissen mit zahlreichen Stecknadeln besteckt, die sie aus zerbrochenen Nadeln mit Siegellack verfertigt, zu ihren Füßen eine alte graue Katze, zu ihrer linken Seite ein Korb mit dem schadhaften Weißzeug, zur rechten ein anderer, in den das ausgebesserte kommt; so sitzt sie Tag für Tag in ihrer Dachkammer, am Fenster, vor dem ein Rosmarin- und ein Nelkenstock steht. Das Essen wird ihr hinaufgebracht, und wenn sie bei dieser Gelegenheit nicht ein wenig plaudert, so hört und spricht sie oft tagelang kein Wort. Tante besucht sie bisweilen Abends und steht sehr vertraut mit ihr.

Mir kam die Entdeckung ganz erwünscht. Mein Morgenkleid hatte im Garten einen Riß bekommen und mein Hauskleid einen großen Brandfleck in der Küche, ausbessern war nie meine Liebhaberei. Strümpfe stopfen, das ist ohnehin mein Tod, da hab' ich denn alles dem Annamreile hinaufgetragen, sie flickt excellent.

Ich habe eine Art von Freundschaft mit ihr geschlossen und verplaudere hie und da ein Stündchen an Regentagen, obgleich die Luft in ihrem Stübchen fast etwas dumpfig ist; — es ist süß, sich für andere hinzugeben, und meine Besuche sind gewiß ein Lichtblick in diesem einsamen Leben.

Zudem, — im tiefsten Vertrauen, meine Theure, ich werde mich hier im Hause eben nie, nie so daheim fühlen, ich fühle mich so unverstanden unter diesen guten Leuten.

Fremd dem Ohr ist meine Sprache,
Fremd den Herzen ist mein Leid.

Der Onkel zwar ist ein prächtiger Mann, mit dem schwarzen Sammetkäppchen auf seinem grauen Haare, immer zufrieden, immer heiter, aber — seine Späße verletzen mich doch hie und da. Auch ist mir's peinlich, daß er immer verlangt, ich und Tobias sollen einander duzen, das kann ich doch unmöglich. Tante ist sehr gut, gewiß, aber sie ist doch gar zu geschäftig, ich sehe nicht ein, wozu sie Mägde hat, wenn sie alles selbst thut; wenn ich mit meiner Arbeit in der Laube sitze, ist mir's immer peinlich, wenn sie so hackt und gräbt, ich meine oft, sie thut es absichtlich, nur mir zum Beispiel; ich habe mich wohl oft schon angeboten, ihr zu helfen, dann weist sie mir immer Arbeit an, aber von dem Begießen bekam ich abscheulich nasse Strümpfe, von dem Setzen wurden meine weißen Aermel schwarz und schmutzig von Erde, da fiel mir das wasserdichte Kleid ein, und ich sagte der Tante, ich wolle das anziehen.

Bis ich mich aber umgekleidet hatte (ich fand so lange niemand, der mir das Kleid zugemacht hätte), war Tante mit allem fertig, und ich hatte das steife Kleid vergebens an.

Vetter Tobias, der ist mir vollends unbequem, er hat so stille Augen, mit denen er einen verfolgt, ich glaube nicht, daß er etwas dabei denkt, o nein, es sind im Grunde fade, graue Augen, nicht „zwei Königskinder, in Demanten blitzend," wie jene Augen, — aber sie inkommodiren mich doch, er macht nur hie und da seine trockenen Bemerkungen. Als der Onkel neulich mir rief, die Suppe hereinzubringen, sagte Tobias: „o nein, Fanny würde ihre Handschuh verderben, das ist nur für Großmutter." Was geht es ihn an, was ich arbeite oder nicht, ich gehe wahrhaftig nicht müßig, schon das ganze Kleid festonnirt, und nun habe ich eine Haube auf der Tante Geburtstag angefangen, obgleich ich mit meinen eigenen Sachen nicht halb fertig bin.

So oft ich mich in ein ordentliches Gespräch mit ihm einlassen will, schreckt mich seine Plumpheit zurück, — und er hat nicht einmal studirt und spricht nicht Französisch, das einfachste Erforderniß höherer Bildung.

Ich brachte neulich das „Wort der Frau" von Heiden aus meiner kleinen Bibliothek zum Vorlesen, Tobias las es wirklich nicht übel vor, und es fand mehr Beifall, als ich geglaubt hätte, obgleich der Onkel ein paarmal dabei einschlief, und nachher versicherte, er wisse nichts mehr davon, als daß von einem gewaltthätigen Weibsbild die Rede sei.

„Frau Irmengard ist auch nicht mein Ideal einer Frau," sagte ich. „Wollen Sie uns vielleicht Ihr Ideal schildern, Fanny?" fragte Tobias. „Ich höre lieber vorher das Ihrige," entgegnete ich, denn in der That, ich fand es nicht leicht und nicht nöthig, das ganze Bild süßer, hingebender Weiblichkeit, vereint mit dem höchsten Geistesadel, so wie es mir vor der Seele schwebt, vor diesen profanen Augen zu entfalten.

„Mein Ideal?" sagte er, „das ist nicht weit zu suchen, es ist meine Großmutter." Tante war schon wieder draußen, ich weiß nicht, was sie immer zu thun hat.

„Natürlich," sagte ich etwas gereizt und unartig, wie ich nachher einsah, „ist Ihnen die häuslichste Frau auch die beste; je mehr eine wascht und näht, kocht, pflanzt und spinnt, desto vortrefflicher —"

„Nicht weil die Großmutter kocht und spinnt, wascht und näht und noch viel mehr thut, was Sie, Bäschen, nicht einmal wissen," fiel er, auch in verstärktem Tone ein, „sondern weil sie alles thut, was sie kann, um Andere glücklich zu machen, weil sie mit stillem Sinn vor Gottes Augen ihre Pflicht thut, und über der Erde den Himmel nicht vergißt. Und wenn ich Ihnen in Kürze sagen soll, welche ich für die beste Frau halte, so sage ich, es ist, die sich am meisten selbst

vergißt, die am treuesten ist über das ihr Anvertraute, sei es nun wenig oder viel."

Ich weiß gar nicht, wie der stille Tobias zu so einer Rede und ich zu so heftiger Aufregung kam, fast weinend sagte ich: „und weibliche Bildung, Talente, Kenntnisse, verwerfen Sie natürlich, selbst wenn sie um eines Berufes willen ausgebildet werden?" eine so entsetzliche Ungerechtigkeit bringt mich immer beinahe außer mir.

„Keineswegs," antwortete er wieder ganz ruhig, „sie gefallen mir sehr, wo sie dieser Treue im Nächsten und Kleinsten nicht in den Weg treten, es kann auch Pflicht sein, sie auszubilden, aber wer sich nicht selbst vergessen lernt, wird weder als Hausfrau, noch als Erzieherin glücklich sein und glücklich machen."

Großtante kam wieder, und Onkel rief: „gut, daß Du kommst, die Zwei da wären sich bald in die Haare gerathen, da sieh, wie die Fanny ein rothes Köpfchen hat, weil Tobias nicht die Mädchen bewundert, die sich mit vier Sprachen abgeben und Sternkunde verstehen."

Ich verließ das Zimmer in höchster Bewegung, ich begreife wirklich nicht, warum ein so ungebildeter Mensch mich so kränken kann, noch jetzt hat mich die Erzählung angeregt. Gute Nacht für heute, meine Liebe, Du, Du verstehst mich, wenn Alle mich verkennen. Leb wohl!

Vergiß nicht die neueste Nummer der Musterzeitung und

Deine

verkannte Fanny.

6.

Wir haben wirklich Regentage, Du hast keinen Begriff, Theuerste, wie trübselig das auf dem Lande ist. Hier fühlen

sie es nicht. Tante hat angefangen, ihre Kammern zu rangiren, obwohl da nichts zu ordnen ist, da ist immer alles wie ausgeblasen. Aber sie behauptet, es sehe schrecklich aus, und steht in einem schauerlichen Chaos von Leinwandballen, von Tuchresten, von was weiß ich alles. Ich lief im Schrecken davon, als ich versuchen wollte, meine Hülfe anzubieten. Tante selbst ist aber höchst vergnügt dabei, und versichert, so oft sie aus dem Drangsal zum Essen kommt, es sei einem doch recht wohl, wenn man auch wieder einen klaren Ueberblick über sein Besitzthum bekomme, — bald fällt ihr über einem alten Bettcouvert ihre Urgroßmutter ein, aus deren Staatsrock es gemacht ist, bald erinnert sie ein wurmstichiger Perrückenstock an ihren Papa selig; dann hat sie eine Leinwand entdeckt, die ihre Muhme als siebenjähriges Kind gesponnen, — ich gönne ihr die Freude, aber wenn mein Besitzthum aus solchem alten Plunder bestände, ich wäre froh, wenn mir's in Ewigkeit nicht unter's Gesicht käme. Sie hat mir auch Leinwand geschenkt, um Hemden für die Mutter zu machen; es ist gewiß recht freundlich von ihr, nur sehe ich nicht ab, wie ich zu einer solchen Näharbeit kommen solle.

Onkel, der studirt in einem uralten Folianten: „Der kluge und rechtsverständige Hausvater." Daß er Vergnügen daran findet, kann wohl sein, aber daß Tobias mit solchem Interesse seine Vorlesungen daraus hört und die alten Bilder besieht, — das scheint mir fast Heuchelei. Tobias zeichnet daneben eine Karte von dem Gut und ist mit Leib und Seele in diese Arbeit vertieft. Und in all diesem prosaischen Treiben Deine arme Fanny allein, —

Allein, wie in dem Sarg die Leiche,
Allein, wie in des Blau's Bereiche
Die dunkle Wolke sturmbeschwert
Am heitern Tag vorüberfährt.

Allein mit ihren stillen Thränen, ihren süßen Erinnerungen
unter Larven die einzig fühlende Brust.

Das klingt freilich zu hart, ist aber auch nicht so schlimm gemeint.

Mit Tobias bin ich noch ernstlich gespannt; ich hätte ihm vielleicht das bittere Unrecht verziehen, das er mir kürzlich zugefügt, — mich selbstsüchtig zu nennen, — deren höchster Wunsch nur darum eine glückliche Zukunft ist, weil ich die Mutter beglücken möchte; aber verkannt zu werden ist ja Erdenloos.

Ich habe schon vergeben,
Des Friedens Schatten schweben,
Wo sanft ein Herz voll Liebe ruht.

Aber er läßt nicht nach, mich zu kränken. Kürzlich war Besuch vom Städtchen da: eine Frau Verwaltungsaktuarin und ihre Schwester, die Frau Amtspflegerin mit ihrer Tochter, — Du kannst Dir nichts Langweiligeres denken. Ich flüchtete mich in meine geliebte Laube mit einem italienischen Buch; o diese süßen Laute! — Da stand auf einmal der Vetter Tobias vor mir, „es ist Besuch oben, Bäschen," sagte er in einem rechten Schulmeisterton. „Ich weiß es," erwiederte ich gleichgültig. „Man weiß, daß Sie da sind," sagte er wieder, „es fällt doch auf, wenn Sie allein im Garten sitzen." „Ich halte nicht für nöthig," sagte ich ziemlich gereizt, „meine Zeit in einer Gesellschaft zuzubringen, in der ich nicht verstanden werde, wo ich weder Genuß, noch Veredlung suchen darf." Ich konnte ihm freilich nicht sagen, daß die Frauen oben und selbst die Mädchen von kleinen Kindern, Windeln und was sonst gesprochen hatten, was ein feinfühlendes Wesen doch in etwas genirt.

„Wissen Sie das gewiß?" fing er wieder an, „Mathilde,

die Schwester der einen Frau, hat ihre alten Eltern Jahrelang mit Treue gepflegt und mit ihrer Hände Arbeit erhalten, Sophie, die Tochter der Amtspflegerin, ist die älteste von zwölf Geschwistern und mehr als die rechte Hand der Mutter; da wäre es keine verlorene Zeit, wenn Sie solchen Umgang suchten."

„So verlieren Sie doch keine Zeit, Vetter," sagte ich etwas aufgeregt, „gehen Sie, um Ihr Ideal zu finden." Er sah mich sonderbar an und ging langsam, sagte aber noch im Gehen: „vielleicht wäre es auch freundlich gewesen, wenn Sie der Großmutter bei Bewirthung der Gäste geholfen hätten."

Nun, das war richtig, es war vergeßlich von mir, daß ich daran nicht gedacht, aber er brauchte mir das just nicht zu sagen; ich wäre nun gern gegangen, aber dann hätte er gedacht, ich gehe auf seinen Befehl, und das wollte ich gerade nicht.

Tante kam nachher mit den Gästen in den Garten; ich schämte mich ein bischen und schloß mich an sie an, pflückte auch den Mädchen einen Blumenstrauß. Aus meiner Blumenkultur ist noch nicht viel geworden, vielleicht könntest Du mir Absenker von weißen Moosrosen, Tulpenbäumchen und Kameliasamen von einem Gärtner besorgen.

Die Mädchen sind wirklich nicht so übel; in Manchem sind sie freilich hier sehr zurück, die Eine trug noch statt der Mantille oder Visite ein dreieckiges seidenes Halstuch! Von tieferem Anklang ist natürlich keine Rede.

Aber zu dem alten Annamreile habe ich einen wunderbaren Zug; in diesen Regentagen habe ich mich mit meiner Arbeit ganz bei ihr etablirt, und sie thaut allmälig auf. Für die nächste Vergangenheit und Umgebung ist ihr Gedächtniß etwas schwach, sie begreift nie so recht, wer ich eigentlich

bin und woher ich komme, und nennt mich oft Bertha, eine längst verstorbene Schwester des Onkels, und oft Rosalie — so hieß meine Großmutter, — aber in alten Zeiten da lebt und webt sie.

Vergangene Geschichten
Aus längstvergangner Zeit
Ist sie mir zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Ich schreibe Dir nächstens, was sie mir aus der Geschichte der Familie erzählte, ich schreibe mir's manchmal Abends nieder, ehe ich an mein Tagbuch gehe, das wirklich oft vernachlässigt wird. Was sollt' ich auch schreiben?

Leb wohl und liebe

Deine Fanny.

Geschichte der alten Nähterin.

Bertha's Blumengarten.

Unter Annamreile's Fenster, dicht am Hause, ist ein kleines Gärtchen, verwildert und verwachsen, nur zahlreiche Rosenstöcke haben sich unter dem Unkraut erhalten und schmücken es zur Sommerzeit. Die alte Nähterin sieht alle Morgen und alle Abende in das Gärtchen hinunter, — ich habe ihr von den Rosen gebracht, obschon sie schwer zu pflücken sind unter Nesseln und Unkraut, und sie stellt sie mit besonderer Freude im Glase vor sich hin.

„Das Gärtchen, mußt du wissen," so erzählt Annamreile, — sie duzt mich immer, — „das hat der Bertha gehört; da hat's vor Zeiten zusammengeblüht wie ein Paradiesgarten: Rosen und Aurikeln und die Beete mit blauen Vergißmein-

nicht eingefaßt, du hast nichts so Schönes auf der Welt gesehen. Ich bin als ganz junges Mädchen zu der alten Frau (Großonkels Mutter) in Dienst gekommen und habe die Kinder alle aufziehen helfen, und so ein schönes und so ein liebes Kind wie die Bertha habe ich vorher und nachher nie mehr gesehen.

Ein ganz besonderes Kind ist sie gewesen, es hat sich kein Thierlein vor ihr gefürchtet, und wo sie ein krankes Blumenstöcklein in Pflege genommen, da ist es wieder gediehen. Dabei war sie fröhlichen Herzens und hat gesungen wie eine Nachtigall. Obgleich sie so fein, weiß und roth war wie eine Prinzessin, so hat sie sich doch von keinem Geschäft abgezogen und die Feldarbeit war ein wahres Plaisir, wenn die Bertha mit hinausgezogen ist. Kränze und Blumen hat's überall gegeben, wo sie dabei war, aber das sah nur um so lustiger aus, und die Mutter ließ sie machen und sagte: „Du bist eben ein Kindskopf.“

Alle Kinder sind ihr von weitem entgegen gesprungen, und wenn die Weiber auf dem Feld waren, ging sie in die Häuser, wo man die kleinen Kindlein zurückgelassen, geschweigte sie und legte sie trocken. Die allerkleinsten Kinder haben zu schreien aufgehört, wenn die Bertha sie auf den Arm genommen.

Der Mutter war zu Anfang vieles nicht recht von ihrem Wesen, sie war gar eine g'schäffnige (rührige) Frau und meinte, man habe alleweil im eignen Hause genug zu thun; aber am Ende hatte sie nichts dawider, es war — Gott rechne mir's nicht zur Sünde, — fast als ob der liebe Heiland in's Dorf käme, wenn Bertha hinunterging, und sie selber hat es gar nicht gewußt, sie hat nicht anders gethan und geredet als wie ein anderes junges Mädchen, nur die Engel im Himmel haben's gewußt, und auf der Welt hat ihr, glaub' ich, niemand so lang sie lebte eine harte Rede gegeben.

Am Allerglückseligsten ist sie in ihrem Gärtchen drunten gewesen, und wer ihr etwas Liebes hat erweisen wollen, der hat ihr schöne Blumenstöcke darein verehrt, sie selbst aber ist die Allerschönste gewesen.

So schön und lieb, wie sie war, hätte man denken sollen, die Freier um sie hätten fast das Haus weggelaufen; es kamen aber doch nicht so viele, sie hat gar stille für sich gelebt und ging nicht gern unter viel Leute, und dann war eben etwas Besonderes an ihr, es hatten Alle so viel Respekt, so bescheidentlich sie war. Sie selbst dachte gar nicht an's Heirathen, es war ihr zu wohl daheim.

Nun war ich dazumal schon nicht gut zu Fuß und hatte das Nähen angefangen; an dem Fenster da bin ich immer gesessen, und es war meine Freude, wenn ich am Morgen und Abend hinausguckte, die Bertha zu sehen, wenn sie bei ihren Blumen war, die Täublein vom Dach flogen ihr auf den Kopf, und Hündlein und Kätzlein schmeichelten ihr.

So stand sie an einem Abend, ich meine, es sei heut, am Gartenzaun; es war gerade zur Rosenzeit und blühte Alles zusammen. Da kam den Weg vom Wald her ein junger Jägersmann bis an den Zaun und fragte sie um den Weg. Ich seh' immer noch die Zwei am Zaun stehen, sie innen und ihn außen, nur ein heller Streif von der Abendsonne schien auf das Gärtchen, das Haar der Bertha glänzte wie lauteres Gold, der Jäger hatte kohlschwarze Haare, war aber ein schöner Mann, — er sah die Bertha an, als wollte er sie durch und durch gucken. Mir hat's nicht recht gefallen, ich sah gleich dazumal, wie es kommen werde.

Der Jäger war Praktikant, oder wie sie's heißen, beim Förster in Eichelberg drüben, und er hatte sich verirrt; weiß Gott, wie er's angegriffen hat, daß er so weit herüber gekommen ist, ich wollt', er wär' auf einer andern Seite vom Wald heraus gekommen!

Der alte Herr kam dazu, als der Jäger eben wieder fort wollte, und hat ihn in's Haus eingeladen, er aber bat um Erlaubniß, im Gärtchen bleiben zu dürfen; da setzte er sich auf die Steinbank an der Mauer, an der Bertha ihr Tischchen, und sie brachte ihm Wein und Brod heraus, er hat kein Auge von ihr gelassen, wo sie ging und stand.

Nun, daß ich's kurz mache, der Jäger war nicht zum letztenmal da, er war bald daheim, wie das Kind vom Hause. Er war reich und vornehmer Leute Kind, das merkte man wohl an seinen fürstlichen Manieren. Ich konnte ihm nicht mehr feind sein, wenn ich sah, wie die Bertha so glückselig war, wenn er kam, — ich habe keine Augen mehr so glänzen sehen seitdem.

Mit seinem Forststudiren muß es nicht viel gewesen sein, denn er war oft tagelang hier. Das allein betrübte Bertha oft, daß er nie in die Kirche gehen wollte. Ich hatte das Herz und sagte ihr einmal: „und ich thät' Keinen nehmen, der nicht in eine Kirche geht; wer nicht betet, der glaubt nichts, und wer nichts glaubt, dem frißt eine verborgene Krankheit am Herzen und bricht einmal aus mit Schrecken.“ Da schaute sie mich so herzbeweglich an mit ihren blauen Augen und sagte: „und wenn du Einen recht lieb hättest, und du wüßtest, daß ihm ein geheimes Uebel am Herzen nagt, wolltest du ihn dann verlassen, — allein lassen, ohne einen Gott? Nein, das thätest du nicht,“ sagte sie dann wieder, „du wolltest bei ihm bleiben Tag und Nacht, und beten, daß Gott dir Frieden gebe für dich und ihn. Und wenn die dunkle Stunde kommt, wo sein Herz sich elend fühlte und gottverlassen, da wolltest du erst recht bei ihm stehen und sehen, ob dir's Gott verleihe, ihn zurückzuführen.“ Ich hab's immer gewußt, daß sie ein Engel war, aber dazumal mußte ich bitterlich weinen, denn ich sah wohl, daß sie bei uns nicht bleiben werde.

Es dauerte nicht lang, so waren sie Braut und Bräutigam, und ein Stein hätte sich freuen müssen, zu sehen, wie die Beiden so glücklich waren. Er hatte ein Horn, mit dem blies er wunderschön, wenn er vom Wald herunter kam. Bertha, die meist in ihrem Gärtchen saß, sang die nämliche Melodie, dann ging sie ihm entgegen, und wenn die Zwei mit einander den grünen Weg daher kamen, mußte man sich freuen, daß die zusammengekommen.

Sie saßen oft und oft auf der Steinbank im Gärtchen, manchmal tief in die Nacht hinein, bis der helle Mond schien. Ich hätte gern gewußt, was sie denn immer einander zu sagen hätten, aber horchen wollt' ich nicht.

Am Tage ging Bertha auch wohl mit ihm in den Wald, und kam wieder mit einem grünen Kranz von Eichenlaub um ihr schönes helles Haar — sie wurde alle Tage schöner.

Auch von der Hochzeit wurde geredet, der Jäger, ich will seinen Namen nicht nennen, — sagte, seinen Eltern sei Alles recht, das glaubten wir auch; wem wird denn so ein holdseliger Engel nicht recht sein? und auf's nächste Jahr wollte er Bertha heimführen, er bekomme bis dahin einen Dienst in seiner Heimath; das Alles war gut und im Reinen, der alte Herr hatte nachgefragt.

Da gab's nun zu nähen für mich, und Bertha hat treulich mitgeholfen, wenn sie nicht der Mutter half oder wenn der Bräutigam nicht da war. Das war ein lustiges Schaffen! sie sang und jubilirte dazu wie ein Vögelein, Schelmenliedlein und andere; wenn sie aber das Horn blasen hörte, da war's, als ob der klare Tag über ihr schönes Gesicht schiene und sie warf ihr Nähzeug in alle Weite, — ich mußte nur zusammenlesen, und drunten war sie wie geflogen. Ja, das war eine lustige Zeit.

Einmal, es war des alten Herrn Geburtstag, hatte sie

den ganzen Tag umsonst auf den Bräutigam gewartet und war voller Angst, als er nicht kam; es waren viele Gäste da, denen Allen war es unkommod, Angst zu haben; so meinten sie, er werde eben sonst wo sich verweilen; Bertha war zu gut, jemand nach ihm in den Wald zu schicken, aber es ließ ihr keine Ruhe mehr, und so ging sie allein hinaus ihm entgegen. Ich saß eben an meinem Fenster, nähte und dachte an nichts, da sah ich sie auf einmal vom Wald her rennen, ganz athemlos, ohne Hut, ihr Haar flog ihr um's Gesicht.

Sie hatte den Bräutigam in seinem Blut im Walde gefunden, ein Wilderer hatte ihn geschossen. „Hülfe, Hülfe!" rief sie mit ihrem letzten Athem, sank am Hause nieder wie todt und konnte nur noch sagen, wo man ihn finde. Man trug sie herauf und holte den Jäger aus dem Wald, er war ohnmächtig, aber der Schuß nicht gefährlich, Bertha stand wieder auf und pflegte ihn, obgleich sie selbst Pflege gebraucht hätte. Das furchtbar schnelle Rennen und der Schrecken hatten ihr einen Treff gegeben, sie ist von der Stunde an nimmer gesund geworden.

Der Jäger war bald wieder rüstig und gesund, Bertha aber hatte einen bösen Husten und klagte über Schmerzen auf der Brust; sie hat es niemand gesagt, als mir, ich sagte es der Mutter, man brauchte Thee und Säfte, aber es half nichts. Ihre Wangen waren schön roth, wie immer, und ihre Augen noch heller als vorher, aber ich sah wohl, daß das alte Leben nicht mehr in ihr war. Es ging freilich ganz langsam abwärts mit ihr, aber abwärts gings doch. Daheim hörte sie ganz auf zu singen, nur wenn sie das Waldhorn hörte, fing sie immer wieder an, aber es klang so traurig, daß ich weinen mußte, so oft ich's hörte.

Im Spätherbst ging der Bräutigam zu seinen Eltern

nach Hause, im Frühling sollte die Hochzeit sein, da wollte er wiederkommen, um sie zu holen.

Nun ist es eine eigne Sache; die Bertha war so ein frommes Kind und hatte in frühen Jahren schon ihr Herz zum Tode bereitet; oft und oft, noch ehe sie Braut war, noch als ein halbes Kind voller Leben und Gesundheit, hat sie mit mir vom Sterben gesprochen; — seit sie aber den Husten hatte, war es, als sei der Gedanke an den Tod wie weggewischt von ihrer Seele. Wir nähten und nähten an der Aussteuer wie sonst, aber es war nimmer so lustig dabei, sie konnte wenig schlafen vor Husten und spät aufstehen, aber heiter war sie immer. „Es sei ein recht hartnäckiger Katarrh," meinte sie, „bis zum Frühjahr aber, da sei sie ganz gesund;" und sie schrieb Briefe voll Hoffnung und Leben, trug ihr Myrthenbäumchen jedem Sonnenstrahl nach und sprach tagelang davon, wie sie ihr künftig Haus einrichten wolle, — der Bräutigam hatte ein Bildniß davon geschickt, es war ein schönes Jagdschlößlein, — die Mutter und ich sahen einander oft nur an und sagten nichts.

Da kam der Frühling und kam der Bräutigam; — es war am Ostersonntag, ein so wunderschöner Tag, und Bertha war ganz weiß angezogen und saß im Gärtchen, da kam der Jäger mit raschen Schritten, wie vor Zeiten zu ihr herein, sie sprang auf, wollte ihm entgegen, — sie konnte nicht, es quoll ihr Blut aus dem Munde und über das weiße Kleid. Man trug sie in's Haus, da erholte sie sich bald wieder und saß mit ihrem alten Lächeln bei dem Bräutigam auf dem Sopha und versicherte, es habe gar nichts zu bedeuten.

Er aber war sehr erschrocken und bekümmert; ihr Gesicht war freilich so schön wie immer, aber ihre Gestalt war dünn und zart geworden, auch konnte sie nicht mehr bis in den Wald mit ihm gehen.

So blieb er nun ein paar Wochen da; Bertha war immer und immer glückselig, wenn sie ihn nur sah und klagte nie. Das Brautkleid war fertig, aber niemand redete von der Hochzeit. Nur Bertha sprach oft und viel von seinen Eltern und von ihrer künftigen Heimath. Wir wußten wohl, wie es stand, und Alle wollten noch um sie sein, so lang es nur möglich war; dem Bräutigam aber schien's immer weniger wohl zu werden, er wurde auch stiller und stiller, wenn er so bei ihr saß. Ach wenn ich dir's nur sagen könnte, wie sanft und holdselig sie ihn allemal angeschaut hat!

Einmal war der Doctor da, den Bertha immer versicherte, es gehe ihr ganz erträglich; eh' er ging führte ihn der Bräutigam herauf in die obere Stube, es war die Stube neben der meinen; sie wußten nicht, daß ich da war, und als sie einmal die Thüre geschlossen hatten, da scheute ich mich merken zu lassen, daß ich da sei. Der Jäger fragte den Arzt ernstlich um den Zustand seiner Braut; der zuckte die Achseln: „die Lungen sind angegriffen, von gänzlicher Herstellung wird keine Rede sein, aber wie lange es ansteht, das ist schwer zu bestimmen, es scheint noch viel Lebenskraft da zu sein.“ —

Der Bräutigam ging heftig auf und ab; „ich wünschte Ihren Rath, Herr Doctor,“ sagte er, „mir ist die Sache natürlich sehr schmerzlich, ich will als rechtlicher Mann handeln, aber Sie müssen gestehen, es ist eine eigne Zumuthung, sich mit einer Sterbenden zu verbinden.“ „Von Hochzeit kann zunächst keine Rede sein,“ meinte der Doctor, „obwohl man seltene Fälle weiß, wo eine bereits keimende Schwindsucht nach der Verheirathung sich wieder gebessert hat.“ „Nun, wenn auch,“ sagte der Andere, „so ist dies doch ein höchst peinlicher Zustand; meine Zukunft ist gesichert, ich muß meine Stelle antreten, meine Eltern wünschen eine baldige Ver-

heirathung, wie kann ich mich nun auf's Unbestimmte an ein Siechbett fesseln? Zudem habe ich einen wirklichen Horror vor der Krankheit, es greift meine Nerven an, den Husten zu hören, — ich riskire wahrhaftig meine eigene Gesundheit." — „So reisen Sie für einige Zeit nach Hause," rieth der Doctor, „eine totale Aufhebung des Verhältnisses könnte bei der Ahnungslosigkeit der Kranken wirklich von plötzlicher Gefahr sein." „Meine Meinung ist," sagte der Bräutigam wieder, „daß diese Ungewißheit, der leidenschaftliche Wunsch um meinetwillen gesund zu werden, viel aufregender und nachtheiliger für ihren Zustand ist, als eine schonende Auflösung des Verhältnisses. Ich wiederhole es, ich will als rechtlicher Mann handeln, aber unter diesen Umständen scheint mir das Recht vollkommen auf meiner Seite, — ich selbst leide am meisten darunter."

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können," sagte der Doctor, ich hörte wohl an seinem Ton, daß er nicht viel auf ihn hielt, „wenn Sie mich auf ärztliche Pflicht fragen, so muß ich wiederholen, daß Ihre Braut an Lungenschwindsucht leidet, daß ich aber das Ziel ihrer Krankheit nicht bestimmen kann. Für die Folgen eines plötzlichen Schrittes kann ich nicht stehen."

Der Doctor ging und im Hause blieb noch eine Weile Alles beim Alten, der Jäger konnte es, scheints, doch nicht recht über's Herz bringen, ihr geradezu die Treue aufzusagen: sie lebte wie ein Kind, von einem Tage auf den andern, immer in Hoffnung auf bessere Zeiten.

Da bekam er Briefe, — er mußte schleunig nach Hause reisen, wie er sagte. Bertha begleitete ihn bei seinem Gehen noch bis an die Gartenthüre, müde und schwach, wie sie war, sie sah ihn so selig und so traurig an mit ihren schönen Augen, — „leb wohl, leb wohl," sagte sie tausendmal, „wenn

du wieder kommst, bin ich gesund." Warum hat er sie nicht sterben lassen im Glauben an seine Liebe?

Bald nach seiner Abreise kamen wieder Briefe von ihm, — von seiner Frau-Mutter; — an Bertha's Eltern, an sie selbst — viel schöne Worte, der Sinn war aber: mit der Brautschaft sei es vorüber, — „man sollte es ihr recht schonend beibringen, — es würde für ihre eigene Ruhe besser sein," — weiß nicht, was sie als für schöne Redensarten machten, weiß auch nicht, wie man es der Bertha mitgetheilt, — sie hat nicht viel darüber gesprochen, aber von dem Tage an war sie auf ihren Tod bereit. Zu mir sagte sie nur einmal mit ihrer alten holdseligen Freundlichkeit: „es ist recht gut, daß ich nun weiß, wie es mit mir steht, ihr Alle seid viel zu schonend gewesen, nun kann ich mich rüsten zum Abzug."

Ihre Schwäche nahm rasch zu, aber sie ist lieblich geblieben bis auf die letzte Stunde, freundlich und geduldig in all ihren Leiden. Kein einzig bitteres Wort über den Ferdinand kam über ihre Lippen, sie sagte oft und oft: „ich bin doch recht glücklich gewesen mein ganzes Leben lang."

An schönen Tagen trugen sie die Brüder noch in ihr Gärtchen, man hatte die Steinbank mit weichen Kissen belegt, — da ließ sie auch noch Kinder zu sich kommen, im Zimmer konnte sie kein Geräusch mehr ertragen. Die Leute vom Dorf, denen sie so viel Gutes gethan, schlichen dann nur still am Zaun vorüber, sie hätten sie gern noch einmal gesehen, und grüßten sie von weitem, sie nickte Allen freundlich mit dem Kopfe, reden konnte sie nicht mehr viel.

Wie sie es erfahren, daß ihr Bräutigam, der Ferdinand sich wieder verheirathet, weiß ich nicht, die Eltern und Brüder waren so erbittert über ihn, daß sie vielleicht selbst nicht vorsichtig mit der Nachricht waren; ich dachte mein Theil,

sagte aber nichts über ihn, darum blieb sie gegen mich zutraulicher als gegen die Andern.

An einem gar schönen, warmen Tag im September war sie zum letztenmal im Gärtchen, ich durfte bei ihr sein, da zeigte sie mir ihre allerschönsten und liebsten Blumen und bat mich, die recht sorgfältig herausnehmen zu lassen und an die Frau des Ferdinand zu schicken, ich solle sie bitten, daß sie diese Blumen in ihren Garten pflanze, und ihr sagen, daß sie bis zum letzten Hauch zu Gott um Segen für sie gebetet habe. „Es geht ihm gewiß gut," sagte sie mit freudiger Zuversicht. „Man sagt, gebrochene Treue bringt Unsegen, aber der Tod, als er mich berührte, hat unser Band gelöst, und nicht Ferdinand. Ich habe ihm gewiß so viel Segen gewünscht für all seine vergangene Liebe, daß selbst der Fluch gehoben sein müßte."

Am andern Tag nahm sie mit den Eltern und Allen im Hause das Abendmahl. Die Ihrigen mußten ihr feierlich versprechen, daß sie keinen Groll gegen Ferdinand mehr hegen wollen. Es dauerte nicht mehr lange. Sie hatte noch einen schweren Kampf, aber im Tode war sie wie ein Engel.

Die Blumen habe ich an die Frau Forstmeisterin geschickt, was sonst noch Schönes im Gärtchen war, haben wir auf ihr Grab gepflanzt; eine lange Zeit war das Grab vom ganzen Dorf gepflegt, und wie der schönste Garten. Jetzt ist es ein wenig verlassen und nur Rosen und weiße Lilienblumen stehen noch darauf."

7.

Da habe ich Dir eine von Annamreile's Geschichten mitgetheilt, sie ist mir recht zu Herzen gegangen. Ich habe gestern angefangen, das Blumengärtchen der Tante Bertha

herzustellen, aber das ist nicht so leicht, wie ich mir gedacht; ich hätte wohl schon abgelassen, wenn mir nicht Vetter Tobias beigestanden wäre, — da gibts freilich ein Stück, wenn der arbeitet. Er grub Alles um, schonte aber recht sorgfältig der Rosenstöcke, ich konnte zuerst nichts thun, als das Unkraut zusammenlesen, jetzt aber haben wir die Beete hübsch abgetheilt, ich habe Dir gearbeitet! Alles bepflanzt, obwohl das Bücken recht lästig ist und meine Finger ein paar Tage lang zu rauh waren zum Sticken.

Du glaubst aber nicht, wie viel Freude mir die Arbeit machte, Onkel kam und sah uns auch mit großer Lust zu, Bertha ist seine liebste Schwester gewesen, auch Tante freute sich: „es war meine Versäumniß, daß ich über den nöthigen Geschäften das Gärtchen so zerfallen ließ,“ sagte sie, „aber die Pflege schickt sich auch besser für eine junge Hand.“

Ich sehe nun alle Tage nach meinen Pflänzchen, Rosen und Lilien kann man freilich erst auf's Spätjahr pflanzen, aber die Sommerblümchen wachsen schon hübsch.

Tobias war gar gefällig und hülfreich; noch jetzt überrascht er mich fast alle Tage mit einem neuen Schmuck im Gärtchen; die verwilderten Reben über der Steinbank hat er zu einer Laube gezogen, die Beete zum Theil mit hübschgeflochtenen Weiden eingefaßt, dabei ist er gar freundlich, mich Manches zu lehren, was ich nicht verstehe und mich scheue zu fragen. Ich habe mich so ziemlich mit ihm versöhnt, und finde das angenehmer als in Fehde zu leben.

Du weißt, daß es immer meine Absicht war, mich der Kinder und Armen und Kranken im Dorfe anzunehmen, bis jetzt aber kam ich nie dazu, es ist bei Onkels selten die Rede von so etwas, — Tante geht, glaub' ich, bisweilen in's Dorf, aber sie spricht nicht davon, und bei ihrer etwas trockenen Weise glaube ich gerade nicht, daß sie sehr zu einem „Engel

des Trostes" taugt. Tobias ohnedies scheint mir ziemlich hartherzig, ich hörte einmal, wie er arme Kinder ausschalt und fortschickte, — ich eilte ihnen nach und schenkte ihnen einen Sechser, darüber war er ganz ärgerlich als er's bemerkte, und sagte: das sei faules Volk, er habe sie früher Steine vom Acker lesen lassen wollen, da seien sie aber davon gelaufen. So ist er eine nüchterne, rauhe Natur.

Für des Lebens zartgeschwungne Laute
Ist denn doch das Weib nur die Vertraute.

Seit mir nun das Bild der Bertha so lebendig vorschwebt, habe ich mir fest vorgenommen, meine frühern Vorsätze auszuführen.

Gestern sagte Tante von einer sehr kranken, alten Frau, ich bat sie Nachmittags um Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen. „Du, die Ursel?" sagte Tante mit einiger Verwunderung, „was willst du denn bei ihr thun?" Sieh, so wenig weiß man hier von Werken der Barmherzigkeit! „Sie besuchen, sie trösten, ihr vorlesen," sagte ich etwas verlegen. „Nun, geh nur immerhin, Lise kann dir den Weg zeigen und die Weinflasche mitnehmen, die ich ihr schicken wollte, Glück auf den Weg!"

Auch Lise schien etwas erstaunt, als ich mich zu dem Gang gerüstet hatte. Die Kinder im Dorf sind gar nicht lieb und zutraulich, wie ich mir gedacht, sie gaffen mich an, und wenn ich sie anreden will, springen sie mir lachend davon, ja ich hörte schon, wie sie sich über mich und meine Kleidung lustig machten.

Wir kamen bei der Hütte an, ich nahm Lise den Wein ab und trat ein. Ach, Julie, dieser Qualm und Dampf! hinten im Zimmer stand ein großes Bett, aber es sah gar schmutzig aus, — und das alte Weib darin! Sehen denn die alten Frauen auch so aus, die ihr vom Verein aus be-

sucht habt? ich hatte mir eine ehrwürdige Alte gedacht, ärmlich aber reinlich gekleidet! Es saßen noch ein paar Weiber in der Stube, diese und die Kranke gafften mich an, als wär' ich vom Himmel gefallen. Ich gab der Kranken den Wein, fragte, wie es ihr gehe, — dann aber war ich in der tödtlichsten Verlegenheit, was ich weiter reden sollte. Die Weiber boten mir einen Stuhl, aber auf den konnte ich in meinem hellen Kleide nicht sitzen. Endlich setzte ich mich auf die Bank und fragte die Frau, ob ich ihr etwas vorlesen sollte, sie hatte nichts dawider, und ich las etwas recht Schönes aus dem neuen Gebetbuch, das ich mitgenommen.

Als ich geendet, fragte ich die Frau, ob es ihr gefallen, sie meinte ja, es sei recht schön, nur glaub' sie, nicht recht deutsch, die vornehm G'sprach verstehe sie nicht wohl, die Madel lese ihr aus dem Starkenbuch, das sei besser für „sottige Leut."

Ich hatte doch nur nach den Vorleseregeln des Herrn Professor Albert gelesen! Ich schenkte der Frau noch ein wenig Geld und war froh fortzukommen. Schreib mir doch, wie ihr es denn macht bei euren Armen- und Krankenbesuchen? Hier mag ich nicht fragen.

Das Grab der Tante Bertha habe ich auch besucht, es ist wahr, die weißen Lilien stehen wunderschön darauf. An dem einfachen Kreuz hängt ein verwelkter Kranz, den soll einmal ein fremdes junges Fräulein gebracht haben, vielleicht eine Tochter des Ferdinand.

Du hörst bald wieder etwas von Annamreile's Geschichten. Leb wohl, Du schriebst mir keine Sylbe von ihm!

Deine

Fanny.

8.

Ich habe dem Annamreile das Fehlschlagen meines innern Missionsplans geklagt, ich wußte, daß die mich nicht auslacht; aber sie ist, wie ich Dir früher sagte, oft nicht recht klar über das Nächstliegende; sie sah mich eine Weile an und sagte: „Du bist aber auch so weit her und so fein angezogen, — man muß die Leute kennen."

„Ich glaube, sie sind es hier auch nicht gewöhnt, daß man sich ihrer annimmt," sagte ich noch etwas gereizt. „Tante gibt vielleicht den Armen etwas, die auf den Hof kommen, Tobias nicht einmal das, sonst aber bekümmern sie sich nicht weiter um das Volk."

Annamreile ist immer gar bedächtig, wo es sich um Sachen aus der Gegenwart handelt, als traue sie da ihrem eigenen Gedächtniß nicht recht. Endlich aber hub sie sachte an: „Ich will dir von der jungen Frau (so nennt sie die Tante) etwas erzählen. Vom jungen Herrn (das ist Großonkel), da kann man gar nicht anfangen, was der im Stillen thut; wenn es scheint, er spotte die Leute nur aus mit seinen Späßen, so bringt er ihnen eine Gutthat bei, und das thut er im Dämmer, wenn man meint, er gucke noch nach den Knechten oder dem Vieh, — es sieht's kein Mensch als der liebe Gott. Wenn ein armes Weib vom Feld kommt und will nach einer Brodkruste suchen in der Tischlade und findet einen großen Laib darin, oder am Sonntag Morgen ein Stück Fleisch in der Küche, oder wenn dem Aehne seine Tabaksdose neu gefüllt ist und ein gutes warmes Wamms am Nagel hängt, dann wissen sie wohl, wo solche Stücklein herkommen, aber wenn sie sich bedanken wollen, so weiß er von nichts. Seine Frau merkt's wohl, wenn er so pfiffig herumsucht nach dem Speiskammerschlüssel, dann legt sie ihn

verstohlen hin, wo er ihn finden kann, manchmal wird's ihr auch zuviel und sie sagt: „aber, Alter, warum hast du denn das gute Morgenwamms verschenkt?“ „Ha, weißt, das alte zerreißt so bald,“ sagt er dann mit Lachen, „und der alte Stoffel hat kein Annamreile, die Alles so gut zusammenflickt.“ Und das Annamreile lachte herzlich über ihren lustigen jungen Herrn.

„Aber du hast mir ja von der jungen Frau erzählen wollen.“ „Ja so, freilich, und auch vom Kleinen!“ (Das nämlich ist Tobias, der, glaub ich, sechs Schuh lang ist.)

„Die junge Frau ist gesetzter als ihr Mann, und ist ihr nicht gegeben, daß sie's den Leuten mit einer so heitern Manier giebt, aber sie thut viel. — Da ist im Dorf eine alte Ausdingerin gewesen bei ihren Stiefkindern, die war wassersüchtig, und das junge Weib klagte einmal der Frau, es sei arg, daß die Ahne so lang nicht erlöst werde, man könne wegen dem Geruch fast nicht mehr in ihr Stüble. Da kommt meine junge Frau am nächsten Mittag hinaus zu den Leuten, und der Knecht trägt einen Bund Stroh nach. So ein Jungferle wie Du wär' ohnmächtig worden, wenn sie in so eine Stube käme; die junge Frau aber zieht selber das Weib frisch an und hilft ihr aus dem Bett in die Stube, läßt den Strohsack füllen, und macht warm Wasser und wascht die Ueberzüge, und überzieht das Bett frisch von ihren eigenen, und lüftet und kehrt die Stube, Alles mit eigenen Händen. Und wie das alte Weib wieder säuberlich hineingebettet ist und meint, sie sei im Himmel, da schenkt sie der Söhnerin Seife und sagt dem großen Enkelkind, die dabei stand und 's Maul aufsperrte: „So, Kätherle, wenn du jetzt die Ahne und ihr Stüble recht sauber hältst, so kriegst du am Christag einen neuen Schurz.“ Die Söhnerin freilich hat geschimpft, nicht schlecht, aber meine junge Frau, die geht

ihres Wegs. Sie hat freilich nicht viel Zeit, daß sie den Leuten vorliest und mit ihnen betet, meine Bertha selig hat das oft und viel gethan, und wäre der jungen Frau ein Töchterlein beschieden, die das rechte Herz dazu hätte, so thät sie's auch freuen; — aber an Herzen ist nicht so leicht zu kommen, wie an eine verdumpfte Stube."

„Aber Herr Tobias, der kann nicht an so etwas denken," fing ich wieder an; ich hätte nun doch gern auch von dem gewußt.

„Na, der kann freilich keine Leintücher waschen, er füllt auch, so viel ich weiß, keine Schnupftabaksbüchsen, weiß überhaupt nicht so viel von ihm, weil ich fast nimmer fort komme," — Annamreile weiß übrigens alles, obgleich sie kaum von ihrem runden Stühlchen aufsteht, — „nur ein Stücklein hat mir neulich die Botin erzählt, als die Herrschaft nicht daheim war. Der Kleine war hinüber gegangen nach Weißburg, um einen Maurer zu bestellen zu dem neuen Scheunenbau. Wie er nun an des Maurers Haus kommt, da hört er nichts als Aechzen und Winseln, der Mann war vor ein paar Tagen von einer Leiter gefallen und an allen Gliedern zerschlagen. Eben wie der Kleine herein kam, sollte er in ein anderes Bett gebracht werden, und sein Weib, ein Nachbar und der Kijurg, der gar ein leibarmes Mannchen ist, plagten sich und den Kranken ganz jämmerlich. Der Kleine, weißt, ist gar stark und groß von Postur, der nahm nun den schweren Mann auf die Arme und lupfte ihn hinüber. Der bedankte sich gar schön und sagte: „so gut und stät habe ihn noch kein Mensch gehoben." Was thut nun mein Kleiner: Von da an geht er alle Morgen zur Stunde, wo der Maurer verbunden wird, nach Weißburg hinüber, das ist hin und her eine gute Stunde, und hebt und legt

den Kranken, und nach wie vor geht er daneben an alle Arbeit wie sonst, vier Wochen lang, bis der Mann gesund ist."

Nun, Julie, was sagst Du? das gehört auch noch in's Feld der innern Mission. So etwas freilich könnte ich nicht, — aber das Beste ist es doch noch nicht, wenn man den Leuten trockene Kleider und Pflege gibt; ich habe sogar mit Tobias darüber gesprochen, — gelt, wir werden ganz vertraut! Sei ruhig, Geliebte, er ist eine sehr, sehr ungefährliche Personnage! — er gab mir darin recht, aber er sagt, nicht jedes von uns ist zu geistlichem Beistand berufen und geschickt; nur der Heiland hat dem Kranken die Sünden vergeben, ehe er ihn aufstehen und wandeln hieß, und gar Vielen hat er leiblich geholfen, ohne ein Wort der Predigt, — an die Herzen ist er wohl später zur rechten Zeit und Stunde gekommen. „Eh wir mit den Leuten beten, Bäschen," sagte er mit einem ernsten Lächeln, das ihm wirklich gut steht, „müssen wir zuvor gewiß sein, daß wir von Herzen für sie beten können." Da hat er wohl recht, und er hat mir viel zu denken gegeben.

Uebrigens ist mir lieb, daß ich im Frieden mit dem Vetter auskomme, es ist doch wohl besser, wenn man doch einmal unter Einem Dache leben muß.

Nicht wahr, Julie, Du besuchst auch meine Mutter häufig? es thut ihr gewiß wohl; ihre Briefe sind oft etwas gedrückt, — ich freue mich sehr auf Eduards Ferien, die sie hieher bringen. Wie möcht ich ihr den Ueberfluß gönnen an all den täglichen Nothwendigkeiten, deren ich hier genieße, und deren Anschaffung ihr so viel Sorgen macht. Nun, die gute Tante ist meinem stillen Wunsch durch eine reichliche Sendung zuvorgekommen; das erfuhr ich erst aus der Mutter Brief.

Adieu, Du hörst bald wieder eine von Annamreile's Geschichten.

Deine Fanny.

Geschichten der alten Nähterin.

Der lustige Robert.

„Es ist nicht immer so still und ruhig im Haus zugegangen, wie jetzt; mein junger Herr ist freilich heitern Sinnes, aber er macht nicht viel Lärm, die Frau ist allzeit still gewesen, und der Kleine redt auch nicht zu viel.

Wie aber meine alte Frau noch jung war und die vier Kinder so heraufgewachsen sind, und jedes von ihnen hat seine Kameradschaft mitgebracht, da war es oft laut und lustig genug, und ich habe nicht viel gute Ruhe gehabt zum Nähen. Keine schönern Kinder hat's auf der Gottes Welt nicht gegeben, als unsere vier, die drei Buben und die Bertha, — aber der allerschönste von ihnen ist doch mein Robert gewesen. Und gar ein lustiger Käfer! Wie oft haben sie mich geplagt, ich soll mit ihnen in den Wald, in's Erdbeerensuchen; wenn ich mich aber herunterbückte, um Beeren zu brechen, flugs saß' mir der Robert auf dem Buckel und ich mußt ihn reiten lassen, wohl oder übel; er war aller Streich voll und hatte immer die Buben vom halben Dorf hinter sich, da haben sie Schifflein gebaut und Bäche abgegraben und Eichhörnlein gefangen und oft den Kühen die Schwänz zusammengebunden, — Alles hat er können und mögen, nur nicht schaffen und lernen, und er hat erst noch so einen guten Kopf gehabt! — Der Schulmeister hielt's nicht mit ihm aus, bald hatte er aus dem Stecken einen Butzenmann ge-

macht, bald das Buch mit Vogelleim zugepappt oder am Subsellium ein Hexenklavier ausgeschnitten, — es kam alle Tage ein anderer Streich heraus; der Papa hat nicht gern zugeschlagen, und als ihn die Mama einmal in's Ofenloch gesperrt hat, da stieg er oben zum Kamin heraus auf's Dach, und man mußte ihn mit Todesängsten herunter holen.

Man that ihm einen Informator in's Haus, aber da ging's nicht viel besser. Wenn der meinte, er sei endlich im Zug mit Lernen oder Aufsagen, flugs stand er hinter ihm auf seiner Stuhllehne, und einmal machte er einen Purzelbaum über des Informators Kopf und über den Tisch hinüber, gerad in's Tintenfaß, das war eine schöne Geschichte!

Es hätten die Schelmenstücklein nicht viel geschadet, — der Heinrich war auch lustig, — wenn Robert nur ein Bischen gelernt hätte, aber er ist grundfaul gewesen.

Wie die Buben größer wurden, machte man aus, was aus ihnen werden sollte. Karl, das ist der junge Herr drunten, sollte des Vaters Gut übernehmen, Heinrich wollte Kaufmann werden, — ich glaube, es war ihm nur drum in die Welt hinaus zu kommen, denn das Schenie zu einem Kaufmann hatte er nicht: der Robert, der doch kleiner war, hatte ihm immer die wurmigen Aepfel für gute und um Weihnachten alte Butterkrapfen für Lebkuchen verhandelt, — der Robert der wollte pardu studiren, natürlich nur, weil er gern ein Student geworden wäre.

Dem alten Herrn war's nicht recht, er wußte, daß Robert nicht gern lerne, und fürchtete die Kosten; er hatte das Gut in schlechtem Zustand übernommen, und es kostete viel, es aufzubringen; aber dem Robert hat niemand etwas abschlagen können. So that man ihn denn in ein Gymnasium, da kam er gleich daher wie ein Prinz, aber die Zeugnisse die waren nicht so fürnehm, die Mutter und auch die

Bertha sprachen ihm oft recht beweglich zu; auf Bertha hat er noch am meisten gegeben, aber es that nicht auf lange gut.

Wie er auf die Universität wollte, hat man ihn zuerst gar nicht genommen, weil er nicht genug könne. Ich hab' freilich geglaubt, darum studir' man grad, weil man nichts könne, aber es muß, scheint's, anders sein. Nun hat man ihm wieder einen extra Informator gehalten, und weil er so gar gern Student geworden wäre, so hat er diesmal auch gelernt, was er zur Noth brauchte.

Das war eine Herrlichkeit, wie der Robert zum erstenmal als Student in die Vakanz kommen ist, in einem polnischen Rock mit Zotteln und Schnüren, und ledernen Hosen und hohen Stiefeln auf einem Reitgaul! Ein bildschöner Mensch ist er gewesen, ist ihm Alles wohl angestanden. Der Heinrich war eben aus der Lehre getreten und ein bescheidentlicher Ladendiener, dem kam's oft hoch herauf, wenn die andern Studenten, die den Robert gar oft in der Vakanz besuchten, etwas spöttisch fragten: „ist das der Bruder Schwung?“ Karl, der junge Herr, der ist immer der Brävste gewesen, er war zurückgekommen aus einer Ackerbauschule, — ich hab auch vorher nicht g'wußt, daß man das Ackerbauen in einer Schule lernt, — jetzt arbeitete er treulich mit, wie sein Vater; aber wenn er, wie's hier im Hause der Brauch ist, hie und da selbst hinaus fuhr auf den Acker und daneben die Studenten mit Jodeln und Singen hinausritten, so ist's ihm doch vielleicht auch etwas verbärmlich gewesen.

Der alte Herr hatte gar keine erstaunliche Freude an dem Wesen, er fragte oftmals: „hast du denn auch schon etwas gelernt, Robert?“ — er wollte auf einen Oberamtmann studiren. — „Im ersten Jahr lernt kein Student nichts!“ rief der lustig, „wart' nur, Papa, wie ich im nächsten Jahr studiren werde.“

Da kam das nächste Jahr, wo er so viel lernen wollte, man hat aber nicht viel davon gespürt; Geld brauchte er viel und viel, daß es ein Graus war, einmal schrieb er an den Vater, dann wieder an die Mutter, dann an Beide zusammen, oft g'spaßige Briefe, oft ganz demüthige, — aber Geld hat er in allen gefordert. Die Mama hat im zugeschoben, was sie gekonnt, sie hat ihre schönen Granaten und ihre großen Ohrenringe zuletzt einmal für ihn hergegeben; er gab die allerbesten Wörtlein, und man glaubte ihm immer wieder Alles. Weil der Informator schon gesagt hatte, er habe so einen guten Kopf, und die vornehmen Herren Lehrer am Gymnasium auch, so war man gewiß, daß er lernen könne, was er wolle, sobald er nur einmal recht wolle.

Der alte Herr war oft grausam bös über ihn, ehe er in die Vakanz kam, aber wenn er so hereinschaute mit seinem guten, schönen, lustigen Gesicht und ließ dann Alles über sich ergehen und versprach das allerbeste, da konnte ihm niemand mehr feind sein. Und wenn die Mama oder der Vater krank war, verpflegte er sie wie der beste Doktor. War dann die Vakanzzeit zu End, da schlich er ein paar Tage lang ganz degenmäßig (zahm, kleinlaut) herum und hatte ein ganz feines Stimmlein, bis er dem Vater die Konto gezeigt hatte, da ging's dann allemal arg her, der alte Herr fluchte im ganzen Jahr nicht so viel wie in der einen Stunde, der Robert muckste nicht und ließ Alles über sich ergehen. Zuletzt zahlte der alte Herr, und Robert kam heraus wie ein gebadeter Pudel, wurde aber gleich wieder ganz lustig, und schrieb dann noch von der Universität einen ganz schönen Brief, in dem er die besten Verheißungen gab, so daß die Mama weinte und sagte: „'s G'müth, das hat er doch von mir."

So ging das eine lange Zeit; der alte Herr ist auch selbst einmal auf die Universität gereist und wollte ihn heim-

nehmen, da haben ihm aber die andern jungen Herren so schön gethan und solche Flattusen gemacht über seinen talentvollen Sohn, daß er ihm wieder Frist gegeben hat.

Dazwischen hinein kam der Tod der Bertha, darüber war Robert auch im tiefsten Herzen betrübt, es war ihm, glaub ich, Ernst, den Eltern den Jammer zu vergüten, und es blieb eine Weile ruhig.

Er hatte schon vier Jahre lang studirt; um das Geld, das er gekostet, hätte man zehn Reiter mit sammt den Gäulen ausstaffiren können, und er war immer noch nicht fertig; da schrieb er auf einmal, er habe jetzt auch eine Braut, die er schon liebe, kein Mensch weiß wie lang, und sie sei ein wahrer Engel und ihr zu lieb werd' er jetzt Alles thun, — und kurz, das war noch sein allerschönster Brief. Der Vater aber war bös und wollte ihm alles rund abschlagen. Hatte noch keiner der ältern Brüder an's Heirathen gedacht, was sollte er, der unsers Herrgotts Garnichts war, daran denken; — die Mutter betrübte es freilich, daß er jetzt einer jungen Braut zu lieb thun wollte, was er seinen Eltern nie zu lieb gethan, aber sie meinte, man solle ihm nicht entgegen sein, das werde ihn doch anspornen.

So brachte er denn die Braut einmal heim, ein nettes, feines Fräulein, klein und hüpfenig wie eine Bachstelze, und sie hatten einander recht lieb, — die Mutter hatte sie gar gern, — der Vater schüttelte den Kopf, als Robert alle lieben Tage mit den Ackergäulen die Braut kutschenführen wollte, und ein Chaischen von der Stadt kommen ließ; und wir hatten doch die schöne Kutsche, in der heut noch der junge Herr fährt! Die Mama der Braut war auch mit da, eine gute, dicke, dumme Seele in einer großen Haube mit breiten Strichen, sie saß immer auf dem Sopha und legte die Hände übereinander, und wenn der alte Herr oder die Frau etwas

Ernsthaftes mit ihr redeten, so sagte sie nur: „ja, 's ist erstaunlich!" Der Herr meinte, es wäre besser gewesen, die jungen Leute hätten mit dem Verlöbniß gewartet, bis Robert ein Examen gemacht hätte, die Frau Mama aber sagte: „o, mein Mann selig hat gar kein Examen gemacht und ist doch Salzfaktor gewesen." Es war nichts mit ihr anzufangen.

Ein nettes Pärchen war's freilich zusammen, sie so ‚rahn und züchtig' (schlank und fein gewachsen) und er so robust; sie lachten, sangen und jubilirten den lieben, langen Tag, und als Robert ging, war er wieder aller guten Vorsätze voll, — aber selbst die Mutter hatte keinen rechten guten Muth mehr.

So viel der alte Herr vernehmen konnte, ist es mit dem Studiren beim Robert nicht viel besser worden; jetzt mußte er auch noch der Braut Besuche und Präsenter machen und Lustfahrten mit ihr anstellen, das Wirthshaus hat er daneben nicht versäumt, und wie man dem alten Herrn einmal berichtet, daß er an einem Morgen ein Schampanierfrühstück gehalten und ausgerufen habe, wie der Pfropf in die Luft flog: „ich sauf Schampanier, mein Alter kann Most trinken!" — da hat er lang nichts mehr von ihm hören wollen. Die nächsten Ferien kam er nicht heim, er wolle mit der Braut ihre Verwandten besuchen.

Auch zu Weihnachten ist er nicht mehr gekommen, wo sonst noch alle die Kinder zusammengekommen sind, „er wolle diesmal recht fleißig arbeiten," hat er heimgeschrieben, — ich meine, wenn er vorher was gethan hätte, wär' er wie ein ordentlicher Sohn über die heilige Festzeit nach Hause gegangen; — es war ein trauriger Christtag.

Weiß nicht mehr, wie lang er's mit dem Studiren trieb, er kam noch manchmal mit der Braut und redete jetzt immer vom Examen. Ach du liebe Zeit, ich habe vorher gar nicht gewußt, was ein Examen ist, und nachher hat es mir so

viel Drangsal angethan! Endlich ist er heimgekommen von der Universität, der Papa hat ihn geholt, — ist gut einpacken gewesen, er hat nicht mehr viel Gutes mitgebracht, wenig Kleider, keine Uhr, nur so lange Säbel und Handschuhe von steifem Bocksleder und Affengesichter von Draht.

„Hast du jetzt dein Examen gemacht, Robert?" fragte ich ihn. „So schön," sagte er mit Lachen, „daß ich's den Herren noch einmal vormachen muß," es ist ihm aber nicht halb so lächerlich zu Muthe gewesen.

Nun hat er sich in dem obern Stübchen eingerichtet, und ging an's „Ochsen," wie er sagte. Verzeih mir's Gott, er ist mir wahrhaftig wie ein Ochs vorgekommen, wenn er so auf die Bücher hineingestiert hat, und es schien mir oft, er versteh nicht mehr davon als ich. Dazwischen kamen wieder Kameraden, die ihn abholten oder mit denen er gefochten hat im Saal drunten, oder ging er auf einen Ball, dann war's mit dem Ochsen wieder drei Tage aus. Die Braut kam auch noch einmal, es ging aber nicht mehr so lustig her bei den Zwei, es sah aus, als sitzen sie nur noch brauchshalber zusammen; sie war gar freundlich, aber er war oft verdrießlich, und wußte manchmal nicht, was er nur mit ihr reden sollte, — ich glaube, er schämte sich auch ein bischen vor ihr und vor sich.

Er reiste wieder in's Examen; diesmal hat er nicht gelacht, als er zurückgekommen ist, — im Haus hat niemand mit ihm geredt, der Vater ist fortgegangen, nur die Mutter stieg nachher in sein Stüblein hinauf und hat da bitterlich geweint.

Die Frau Schwiegermama hat auch geschrieben, ihre Tochter sei jetzt neunundzwanzig Jahre alt, ob er nicht probiren wolle, ob's nicht zum Salzfaktor reiche. Er hat allerlei probirt, wollte Schreiber werden und Apotheker, — aber ich glaube, es gibt keinen ehrenwerthen Beruf, in den

Einer taugt, der seine Kraft und Zeit so sündlich verschlenkert hat.

Es war ein rechter Jammer und that mir das Herz im Leibe weh, wenn ich den schönen stolzen Menschen, der sonst dahergezogen war wie ein Fürst, so erschrocken und demüthig herumschleichen sah, und ausweichen, wenn ihm jemand begegnete.

Es war um diese Zeit, daß der Heinrich eine gar schöne, junge Braut heimbrachte, — war zwar dem alten Herrn anfangs auch nicht ganz lieb, doch war große Freude im Hause; Robert machte wohl hie und da seine alten Späße, aber es ging nimmer so recht. Er ging bisweilen auf Besuch zu alten Freunden; die waren meist in Amt und Brod, oder doch auf dem Weg dazu, auch besuchte er einmal die Braut, die sei jetzt so kränklich, habe Zahnweh und Nervenleiden, — da ist, scheints, die Freude auch nicht groß gewesen.

Dann kam er wieder und fing frisch an mit dem Studiren, es kam eine ganze Kiste voll Bücher, und ich glaube, er ist jetzt fleißig gewesen, aber 's scheint, er hat sich den guten Kopf doch verderbt durch das lustige Leben und 's ist nicht mehr so recht gegangen. Unsers Schulmeisters Ludwig, der zwei Jahre nach ihm angefangen hat, und den er und seine Kameraden mit Respekt zu vermelden, einen Nachtstuhl gescholten, war jetzt schon lang Aktuar in der Stadt drüben, der kam manchmal und hat ihm geholfen, und nun hat er's noch einmal probiren wollen mit dem Examen.

Der alte Herr hat in der letzten Zeit nicht viel mit ihm geredet, es sind immer und immer wieder alte Schulden herausgekommen und er mußte vom Gut selbst einige Stücke verkaufen, das hat ihm grausam weh gethan; wie Robert aber wegreiste zu dem verwünschten Examen, da bot er ihm die Hand und sagte: „mach, daß du wieder zu Ehren kommst.“ Der Karl, unser junger Herr, hat allezeit

zu einer Freude zu machen, was eine sündliche Verschleuderung des anvertrauten Pfundes gewesen.

Alle Morgen und alle Abende, wenn ich nach meiner Bertha Blumengärtchen hinausschaue, das du wieder so schön gemacht hast, blicke ich auch hinauf zu den Tannen und bete ein Vaterunser für meinen Robert.

Wenn ich so lustige junge Herren sehe, denen ich's ja von Herzen gönnen mag, so möchte ich ihnen doch auch gern von dem armen Robert erzählen und ihnen den Spruch von Salomo sagen: „So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein in deiner Jugend. Thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt, aber wisse, daß dich Gott wird um dies Alles vor Gericht führen."

9.

Wer hätte gedacht, liebe Julie, daß durch diese Räume, die so gleichgültig, so gewöhnlich aussehen, so viel tiefes Leid gegangen wäre! Es thut mir fast leid, daß mir die poetische Fröhlichkeit des Studentenlebens nicht mehr in so anziehendem Lichte erscheint. O, diese rauhe, kalte Welt mit ihren Forderungen!

Aber, Theuerste, ich bitte Dich, kann denn wahr sein, was mir die Mutter, — die gute Mutter, so ahnungslos, welchen Todesstoß sie ihrem Kinde versetzt, — von Almorini, — einmal will ich doch den Namen aussprechen, — in ihrem letzten Briefe schreibt? Er ein Betrüger, ein Schwindler, ein musikalischer Uhrmachergesell, der mit seiner schönen Gestalt und Stimme und seinem italienischen Aussehen selbst die Vorsteher des Instituts zu berücken gewußt

und nun wegen Schulden und Betrügereien schimpflich fortgewiesen?! — Es kann nicht sein, es darf nicht!

> Diese Brust voll Kraft und Liebe,
> Dieser liedersüße Mund.

Diese adelige Gestalt und das tiefe, tiefe Auge, o, ich bitte Dich, schreib' mir umgehend, daß Alles Irrthum und Verläumdung ist. Wäre es aber doch so, — nein, es darf nicht sein! — dann, Theure, schweig und laß uns weinen, daß so das Schöne enden muß. —

> Wird Alles denn zu Jammer,
> Was Jugend hofft und glaubt?

Hier natürlich muß ich schweigen von dem, was mich so tief bewegt, wäre aber dieser Schatten nicht, so wäre ich mit jedem Tage lieber hier.

Ich kann jetzt da und dort der Tante helfen, habe auch schon einmal ganz allein gekocht, dem Tobias hat's geschmeckt; ein so großer Appetit ist freilich fast prosaisch, aber es freute mich doch.

Habe auch wieder einen Krankenbesuch gemacht, diesmal ging die Tante mit mir hin, sie meinte, ich solle bei leichteren Aufgaben anfangen; wir waren bei einem jungen Mädchen, die an einem schmerzhaften Fußleiden schon seit Jahren darnieder liegt. Sie ist oft tagelang allein, da ihre Eltern in's Feld gehen, aber ihr Stübchen ist nett und reinlich. Tante bat mich, ich solle sie häckeln lehren, da sie mit den Händen arbeiten kann, das macht jetzt uns Beiden Freude; ich bin nicht mehr so verlegen, auch Christine ist gerade nicht schüchtern; sie hat sehr viel gelesen, zwar nur die Bibel und den Arndt und solche Bücher, Du glaubst aber nicht, welche Ruhe und Klarheit das Mädchen hat.

Ja, liebes Herz, das Blättchen wendet sich, hier sitze ich und lasse mich belehren, obgleich es Christine nicht merkt. Dieser Frieden und diese Heiterkeit bei einem so jammervollen Leben! — Ich schäme mich fast meiner Freuden und — meiner Thränen.

Gegenwärtig habe ich überhaupt ungeheuer viel zu thun, meine Stickereien liegen ganz darnieder, aus dem Fensterteppich in meinem Stübchen will ich jetzt dem Onkel eine Bettvorlage machen, Kragen und Aermel und Chemisetten habe ich genug auf lange, ich habe an so viel anders zu denken.

Tante hat eine arme Wäscherin vom Dorf, wenn die hier ist zur Wäsche, so kommen ihr fünf kleine Mädchen nachgekrabbelt und treiben sich im Hof herum, ein Nanele und ein Minele, ein Rösle und ein Louisle und ein Hannele, ganz gleich, wie ein Schachteleinsatz, nur immer Eine ein Bischen größer als die Andere; wie es neulich so kühl war, hieß mich die Tante sie in die Gesindestube führen, da bin ich so nach und nach mit ihnen bekannt worden, ich wollte ihnen Unterricht geben, wie das ja in den englischen Erzählungen so hübsch kommt, aber Tante meint, die Größern lernen, was sie brauchen in der Schule, ich soll mich lieber mit den Kleinen ein bischen befassen. Nun habe ich ihnen Puppen gemacht, hättest du diese Glückseligkeit gesehen! und Annamreile hat mir Jäckchen für sie geschnitten; Nachts stricke ich Strümpfe, — ich weiß nicht anzufangen vor Geschäften und wünsche mir nur die gute Ruhe der Tante, die immer zu Allem Zeit hat und mit Allem fertig wird. Sie selbst ermahnt mich oft, die Musikübungen nicht liegen zu lassen, ich hab'e aus den alten Noten der seligen Bertha, die auf der Bodenkammer liegen, einen Menuet und ein paar Lieder gelernt, — früher wollte ich nur italienisch singen, Du weißt warum, — wenn ich die anstimme, da

lacht und weint der Onkel vor Freude und Rührung; ich habe mich nie eines Beifalls so gefreut.

Und Tobias, was meinst Du? der ist jetzt mein Schüler im Französischen, damit ich's nicht verlerne, sagt er. Das ist eine sonderbare Lection; mein Schüler fragt mich eine Menge Dinge, auf die ich mich selbst noch nie besonnen habe, dann unversehens nimmt er die Grammatik und fängt an, mich zu belehren. Ich höre jetzt erst, daß er ganz gut Latein und Griechisch versteht. Er ist gar nicht so trocken, wie ich meinte, und es geht oft ganz lustig zu in unserer Stunde.

Im stillen Kämmerlein, da freilich erwacht oft wieder die schwere Frage: ist es wirklich? ist er in Staub gesunken der hohe Stern der Herrlichkeit? —

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich solche Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär' ich todt!

Dazu ist nun freilich keine Aussicht, es ist mir etwas bang, bis Du mich wieder siehst, ich bin fast zu blühend, die Bleichsucht ist wie weggeblasen.

Meine Haare trage ich jetzt in tiefen Scheiteln, die Chinois coiffure gefiel der Tante nicht. Annamreile hat mir nun auch die Heirathsgeschichte von Großonkel und Großtante erzählt, Du sollst sie das nächstemal bekommen.

Und nun, Herz, antworte bald, sei es nun Leben oder Tod,

Deiner

bekümmerten Fanny.

Geschichten der alten Nähterin.

Rahel und Lea.

„Ich habe Dir schon erzählt, daß Heinrich, der Kaufmann war, und ein schöner, stattlicher Mann, wenn auch nicht so schön wie der Robert, unversehens eine Braut in's Haus gebracht hat. Rosalie hieß sie, und war die allerschönste Jungfer, die ich nur gesehen habe. Ganz anders als die Bertha selig; sie hatte kohlschwarze Haare, die glänzten wie ein Spiegel, und schwarze Augen, — eine doppelläufige Flinte hat's der Robert einmal im Scherz genannt, und schöne, schöne rothe Backen, wie Sammet, und sie ging einher wie eine Herzogin.

Nun war sie aber ganz arm, ihr Vater war ein bankerotter Kaufmann gewesen; der Heinrich hatte sie kennen gelernt, wie man ihrem Vater ausverkaufte, und hatte sich gleich am andern Tag mit ihr versprochen. Heinrich selbst war noch jung, und der alte Herr war der Meinung, ein Bischen Warten wäre klüger gewesen, ein Kaufmann soll nicht nur so nach Gusto zulangen, sondern auch auf's Zeitliche denken. Als die Mama meinte, die habe er jetzt eben lieb gehabt, da sagte der Papa ärgerlich: „Dummheit, kann man sich denn nicht auch in vermögliche Mädchen verlieben?"

Nun, geschehen war geschehen, dem alten Herrn gefiel das schöne, fröhliche Töchterlein selbst, und wäre er nicht durch den Robert so gar ausgeschöpft gewesen, er hätte gleich von Anfang nichts dawider gehabt.

Alles hat mir an der schönen Braut nicht gefallen; sie brachte drei Hüte und drei Paar Zeugstiefeln, aber keinen guten Lederschuh; alle Morgen kam sie in der Stille zu mir herauf, damit ich ihr die Haare flechte, weil sie es nicht selbst konnte,

überhaupt war sie gegen mich gar zutraulich, weil sie alleweil so gar viel zu flicken hatte, — nein, die Löcher, Kind, wie die zusammengezogen waren! und ein schwarzseidenes Kleid, da waren die schadhaften Stellen mit englischem Pflaster verpappt, einen schönen Sammtsalopp, den ihr der Bräutigam verehrt, zog sie Morgens zum Frisiren an und hatte dazu ein Handtuch um den Hals geschlungen, weil sie just ihr Halstuch nicht gefunden, — und die gestickten Kragen waren nur so obendrauf auf's Kleid genäht, — nein Kind, das ist keine Kaufmannsfrau, und wenn ich ein Mann wäre und mir ein Mädchen gefiele, — ich ließe erst eine gute Nähterin nach ihren Sachen sehen, um zu wissen, ob sie auch eine rechte Hausfrau gibt. Mit Stecknadeln und Haarnadeln war's wie gesät, wo sie gewesen war, und ihren schwarzen Atlaßstiefel hat sie einmal mit einem alten Bindfaden geschnürt. Ein Suchen und Jagen war den ganzen Tag: „Annamreile, hat Sie mein Sacktuch nicht gesehen? Marie, wo sind meine Handschuh? Herz (das war nämlich der Heiner), du hast gewiß meinen Geldbeutel gefunden," und so ging's fort. Die Mama dachte wohl auch ihr Theilchen, aber sie sagte nichts, und wenn die Rosalie mit ihren Sonnenäuglein einen anblickte, so vergaß man Alles. Der Papa hatte seine größte Freude an ihr und getröstete sich eben, Karl müsse dann um so vernünftiger wählen.

Heinrich etablirte sich, auch gegen des Vaters Willen, in einer kleinen Stadt. Er war in Bremen, in Hamburg, in all den großen Handelsstädten gewesen, nun sollte er auf einmal Schnupftabak vorwiegen und den Käse kreuzerweis verkaufen.

Aber er wollte eben heirathen und dachte an sonst nichts, kam ihm Alles lauter Herrlichkeit vor. Die junge Frau sagte zwar mit Lachen, daß es all ihr Leben lang ihr schauerlichster Gedanke gewesen sei, einen Detailkaufmann zu heirathen, der

Häring und Stockfische führe, und verlangte mit Thränen, er soll Banquier werden, oder doch ein Modewaarenlager in der Residenz errichten; wie sie aber einsah, daß es nicht ging, schickte sie sich drein. Sie machte nur die Eine Bedingung, daß sie nie den Laden betreten dürfe, und richtete sich dann in den obern Zimmern wie eine Prinzessin ein, — Plüschmeubel, gestickte Vorhänge, glaube gar ein gläsernes Waschbecken auf ihrem Toilettentisch; — Tischzeug und Bettlinnen machte man dann von Baumwolle, ihre Küche mußte man schließen, damit kein ordentlicher Mensch hineinsehe, statt einer rechtschaffenen Wasserschapfe hatte sie ein zerbrochen irden Töpfchen, — kein Zinn natürlich, nur Porzellanteller, das gab den ganzen Tag Musik vom Zerbrechen, und der kleine Hof hinter dem Haus hatte das schönste Pflaster von Porzellanscherben aller Farben. Sie schickte sich ganz gut in ihre Verhältnisse, wie sie glaubte, und fand es recht kommod, Zucker und Kaffee umsonst zu haben.

Die alte Frau hatte manche stille Sorge darüber; da kam aber Roberts Tod, der nahm allen kleinen Kummer mit fort und gab ihr einen schweren Herzstoß. Sie trug es nicht zu lange mehr.

Die alte Frau lag wochenlang krank. Heinrichs Frau kam herüber, um sie zu pflegen, sie that ihr alles mit dem besten Willen, wenn sie nur nicht so oft den Speisekammerschlüssel verlegt hätte, gerade wenn man etwas brauchte; auch legte sie einmal der alten Frau zum Essen eine feine Damastserviette auf's Bett, die man nur bei den höchsten Festen nehmen sollte, ein andermal wieder ein schmutziges Trockentuch, wie's ihr eben in die Hand kam, und lächelte eben so holdselig, wenn man Haarnadeln in der Suppe fand, als wenn alles in Ordnung war. Das machte die alte Frau ungeduldig und ich mußte sie bald allein besorgen.

Von allen Besuchen war ihr Einer der liebste, das war die Fräulein Luise, des Amtmanns Tochter von Seeburg drüben. Schön ist die gar nicht gewesen, auch gar nicht; — duhs von Farbe (schlicht, unscheinbar) und von stillem Wesen, aber wo sie ging und stand, wurde alles recht säuberlich, es sah immer aus, als ob sie ausruhe, und doch hat sie zweimal so viel gethan als andere. Sie war gar eine reiche Jungfer, ein einziges Kind, und hatte anerstorbenes Großmütterliches, weiß kein Mensch wie viel, aber so bescheiden dabei und so gut, — wenn sie den Gulden verschenkte, so achtete sie doch auf den Kreuzer, — eine Ausbundsjungfer das. Sie war einmal da zur Zeit, wo auch Heinrichs Frau hier war, und saß am Bett der kranken alten Frau, da lag unter dem Stuhl ein prächtiger Florshawl der Frau Rosalie, wie denn immer etwas von ihr herumlag. Sie hob ihn still auf und legte ihn zusammen. „So sollten Sie sich einen kaufen," sagte ich. „Wozu?" fragte sie und sah lächelnd in den Spiegel, „sehe ich einem solchen Shawl gleich?" Nun, es ist wahr, der Rosalie hat er prächtig gestanden.

So lieb sie der alten Frau war, so kam sie doch gar selten herüber, es schien beinahe, als ob sie unserem jungen Herrn, dem Karl, aus dem Wege ging, und sie hätte das nicht nöthig gehabt: außerdem daß er sie grüßte, nahm er sie gar wenig in Acht; ich sah wohl, daß das der alten Frau weh that, sah auch, wie die Luise ganz besonders eifrig strickte oder nähte, und nicht aufsah, wenn der junge Herr in die Stube kam, und wenn sie eben vorlas, so klang ihre Stimme auf einmal ganz anders; aber er, wie gesagt, machte sich nicht viel aus ihr, und nöthig hatte sie's nicht, sich um ihn zu kümmern; du lieber Gott, wo so ein Vermögen ist, da gibt's Werber im Ueberfluß.

Die alte Frau ist gestorben. „Gönnt mir's nur," hat

sie, und es war ihr zu gönnen, sie ist recht müde gewesen. Sie war mit Karl noch viel allein und hat ihn tausendfach gesegnet als ihren lieben Sohn, der ihr keine trübe Stunde gemacht. Was sie alles mit ihm gesprochen, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß sie ihm gewiß nichts anbefohlen hat über eine Heirath, dazu war sie zu gescheidt; sie wußte, daß es Gottes Sache ist, die Zukunft der Unsrigen zu ordnen, und nicht Sache der Sterbenden, die keine Stunde voraus-wissen und kein Wort mehr zurücknehmen können.

Es ist eine schwere Trauer, wo so eine Hausfrau fehlt; der liebe Gott wolle mich das nicht noch einmal erleben lassen. Frau Rosalie kam über die Zeit der Theilung, sie sah wunderschön aus in der Trauerkleidung, und war ihr von Herzen leid um die gute Mutter, aber ein Durchein-ander gab's, wo sie ging und stand, und so lieb sie dem alten Herrn war, er athmete doch leicht auf, als sie mit einander gingen; — es schien bei Heinrich nicht splendid zu gehen: eh' er ging, hörte ich jedesmal die Geldkasse des alten Herrn klingeln, und doch war der Heiner geschickt und fleißig; — die Herrlichkeit mit der Liebe war auch nicht mehr so groß, wie dazumal, wo sie einander so gern hatten, daß es eine Schande war, und er sie auf den Händen trug und sich den Kopf abgerissen hätte und ihr zu Füßen gelegt, wenn sie's gewollt, und wo sie dummer als die kleinsten Kinder mit ein-ander geredet hatten.

Ich hörte jetzt manch scharfes Wort fallen, dann weinte die junge Frau und schloß sich ein, und er klopfte an der Thür, bis sie aufmachte, und sie küßten sich einander wieder, — ein närrisches Leben das.

Jungfer Luise vom Amthaus war nur ein einzigesmal dagewesen, — am Tag der Leiche, und hatte einen Kranz von grünem Epheu in den Sarg gelegt. Nachher kam sie

nicht mehr, aber Herr Karl ging nun manchmal nach Seeburg hinüber, und als er nach einem Halbjahre kam als ihr Bräutigam, da waren wir gar nicht verwundert, aber recht vergnügt; wir wußten wohl, was das für eine gute Frau in's Haus gebe; der alte Herr weinte vor Freude.

Nach dem Trauerjahre sollte die Hochzeit sein, — die Braut kam manchmal auf Besuch, und als sie der alte Herr darum bat, nahm sie sich auch da und dort schon um das Hauswesen an, in aller Bescheidenheit, aber was sie nur anrührte, hatte eine Art.

Braut und Bräutigam waren freilich nicht so zärtlich zusammen, wie früher der Heinrich und vorher Robert, der arme Junge, mit seiner Braut gewesen war. Sie gaben einander nicht so kindische Namen, sie hatten nie keinen Hehling (Geheimniß) miteinander, sie redeten von vernünftigen Sachen und begehrten nie allein zu sein. Es war so recht gescheidt, aber ich dachte doch manchmal, es könnte anders sein, ein Bischen mehr dürfte man doch sehen, daß sie Braut und Bräutigam sind, und ich meine fast, Jungfer Luise dachte es selber.

Wenige Wochen vor der Hochzeit war sie noch einmal hier. Der alte Herr wollte den jungen Leuten alles übergeben, so war Manches zu besprechen; die Braut kam herauf zu mir in diese Stube, um wegen der Gesindebetten zu reden, wir besahen die alten Sachen, was noch zu brauchen sei, als wir den alten und den jungen Herrn miteinander in die äußere Stube kommen hörten. In der äußern Stube stand der Schrank mit den Schriftlichkeiten, da hatten sie etwas auszumachen. Wir dachten an keinen Hehling und wollten nur still bleiben, bis die Herrn fertig seien, um nicht zu stören; die aber wußten nicht, daß Luise oben sei, und an mich dachte man nicht, — wenn man so lang in einem Hause ist, so ist man am Ende wie gar Niemand.

Der alte Herr legte dem Karl, wie's scheint, Papiere vor und sagte: „so, nun stehst du, was deine Brüder schon empfangen haben, es ist freilich viel mehr, als jetzt noch frei auf dem Gute steht, und Robert, der arme Junge, hat sein Erbtheil reichlich vorausbezogen, aber mit dem schönen Vermögen deiner Braut —"

„Natürlich!" brach jetzt der Karl los, so hitzig, wie ich ihn niemals gesehen, „mit dem Vermögen meiner Braut! Für mich ist alles gut. Die Brüder gehen hin, treiben was ihr Herz gelüstet, genießen das Leben nach allen Seiten, verlieben und verloben sich nach ihres Herzens Wunsch, während ich daheim der Lastesel bin; zuletzt bin ich gut genug, ohne Liebe um des Geldes willen zu heirathen, damit dem Gute aufgeholfen wird. Natürlich!" und er schritt heftig auf und ab; ich zitterte wie ein Espenlaub und wagte nicht, die Braut anzusehen.

„Aber, lieber Karl," sprach der alte Herr, selber ganz erschrocken, „es hat dich ja niemand gezwungen." — „Gezwungen? nein, man hat mich nicht mit Gewalt hinübergeführt, aber der Mutter Wunsch, und dein Wunsch, und das herabgekommene Gut, und Heinrich, der immer noch daran melkt, das Alles trieb mich dazu, und ich redete mir ein, es sei ein edles Opfer, und jetzt, wo es Ernst wird, sehe ich, daß es eine Niederträchtigkeit ist."

„Aber, Karl, hat denn deine Braut keinen Werth als ihr Geld, haben wir's wirklich so schlimm mit dir gemeint?" — „Eben weil ich ihren Werth erkenne, sehe ich, wie schlecht es ist, ihr eine Hand ohne Liebe zu bieten." — „So geh in Gottes Namen und hol' dir ein schönes Weib, und verlaß deinen alten Vater," sagte gebeugt der alte Herr, „um meinetwillen darfst du keine Reiche nehmen, ich habe, was ich brauche für meine paar letzten Tage." Wie nun der Karl seinen Vater

so unglücklich sah, that's ihm leid, denn er hat das beste Herz. Er tröstete ihn wieder und versicherte ihm, er selber sei nicht unglücklich, es sei ihm nur unedel vorgekommen, es gehe gewiß gut, und er wolle seiner Frau alles Gute und Liebe thun, damit sie nicht empfinde, daß er sie eben nicht so recht gern haben könne. So gingen die Zwei in gutem Frieden miteinander, die Luise aber lag auf ihren Knieen und hatte ihr Gesicht auf dem Stuhl liegen, und weinte und schluchzte, als wir allein waren — Kind, ich habe schon viel weinen sehen, aber solche Thränen noch nie.

Endlich stand sie auf und ging auf und ab, so heftig wie Karl vorhin, und sie war doch sonst so sanften und stillen Sinnes. „Er soll mein Geld haben, alles, alles!" sagte sie, „ich aber will fort, weit, weit, — mein Brod mit meinen Händen verdienen, er soll nie wieder von mir hören, o, er soll wählen nach Liebe!" Dann weinte sie wieder bitterlich und zog den Verlobungsring ab und gab ihn mir, ich soll ihn ihm bringen; — ich wußte mir nicht zu helfen. Endlich faßte ich mir ein Herz und stellte ihr all das Elend vor, das ihr Zurücktreten so kurz vor der Hochzeit über Alle bringen würde, das Leid ihrer Eltern, den Jammer des alten Herrn; davon, daß es auch Karl leid wäre, wollte sie nichts hören, aber das sah sie selbst ein, daß er ihr Geld ohne sie gewiß nicht annähme und daß er auch nicht glücklich werden könnte, wenn er all den Jammer verschuldet. Aber sie wollte eben doch nimmer, sie war ganz wie von Sinnen. „Nun," sagte ich zuletzt, „wenn Sie ganz gewiß glauben, daß es Gottes Wille ist, daß Sie Ihr Wort zurücknehmen, und nicht der Wille Ihres stolzen Herzens, so thun Sie es in Gottes Namen." Da ist sie lang still geblieben und hat ihr Gesicht wieder verhüllt, dann blickte sie auf und sagte: „in Gottes Namen! ich glaube, es ist sein Wille, daß ich das

Loos der Lea tragen soll. Du," sagte sie zu mir, „versprich mir, daß niemand erfährt, was hier vorgegangen, auch mich selbst darfst du nie, nie daran mahnen, aber beten darfst du für mich, daß Gott mir hilft meines Weges zu gehen mit demüthigem Herzen." So haben wir geschwiegen.

Sie war eine lange Zeit gar still, und an der Hochzeit sah sie aus wie ein Opferlamm, das demüthige Wesen stand ihr aber gut an, sie war auch sonst nie stolz gewesen, aber so sicher und gerad aus. Den Karl focht es manchmal an, ob sie keinen stillen Kummer habe, und so bekümmerte er sich mehr um sie, als wenn sie so ruhig und sicher wie zuvor gewesen wäre.

Eine treuere Haushälterin über Gottes Gaben, als die junge Frau nun war, ist gewiß noch nie auf Erden gewesen. Unermüdet vom Morgen bis zum Abend auf das Kleinste wie auf das Größte bedacht, vor keiner Arbeit scheu, als ob sie blutarm gewesen wäre, und das Alles in sanftem und stillem Geist, so daß man wohl sah, daß sie zu ihrem irdischen Tagewerk sich die Kraft von oben geholt. Die alte Frau, Gott hab sie selig, war eine rechtschaffene Hausfrau, aber man hörte, was sie that, und sie war der Meinung, wenigstens einmal in vier Wochen müsse das ganze Hauspersonal von der Küchenmagd bis zum Stallbuben tüchtig abgerumpelt werden. Das war nicht der jungen Frau ihr Sinn, und doch ist alles in der Ordnung geschehen; freilich setzte es die Leute in Respekt, daß man wußte, wie eine reiche Tochter sie war, und sie doch arbeiten sah wie eine Magd, während sie daneben Einsicht hatte.

Und wie sie den alten Herrn in Ehren hielt und versorgte, und wie sie auf den jungen Herrn Bedacht nahm, und wie sie ihm an den Augen absah, was er dachte und wünschte, — so hab' ich noch nichts gesehen, — es mußte ihm wohl

dabei sein, und der Segen und das Gedeihen kam über's Haus wie im Schlaf.

Aber viel Freude ist nicht dabei gewesen. Etwas Scheues und Stilles war an der Frau, wenn sie bei dem Herrn allein war, — ich, ich einfältiges altes Ding merkte oft, wie ihm das Herz voll war und wie er ihr gern gesagt hätte, was sie für ein Weib sei, aber sie merkte es scheints nicht, und er konnte nicht beikommen, es ihr zu sagen; sie that so viel, aber sie that es fast nur wie eine treue Haushälterin, nicht wie eine Frau. Ich hätte gern etwas gesagt, aber ich war nicht so keck, weil sie selbst wollte, ich solle nicht mehr an das denken, was wir damals zusammen gehört.

Da wurde die Frau krank. Sie hatte ihren Vater verpflegt, der am Schleimfieber gestorben war, und lag nun selbst schwer darnieder. Ich durfte sie verpflegen, und sie verbot den Herrn zu ihr zu lassen; wegen der Ansteckung; er ließ sich aber nicht abhalten und ging immer ab und zu. Am siebenten Tage sah es gar schlimm aus, und eh der Doctor Abends ging, sprach er noch mit dem Herrn und sagte ihm wohl nichts Tröstliches.

Die Frau lag da wie todt, ich war allein bei ihr, um die Nacht zu wachen; da kam der Herr herein ganz todesbleich. „Laß mich da,“ sagte er, „ich wache die Nacht hier.“ Ich wollte das nicht zugeben, da wehrte er mit der Hand und sagte leis: „wenn's doch vorüber ist, so will ich noch bei ihr sein, ich ganz allein.“ Dann sank er zusammen am Fuß des Betts und drückte den Kopf in die Decke und weinte und schluchzte wie ein Kind. Kind, es ist furchtbar, wenn so ein Mann weint. „Es war zu viel Segen, ich war diesen Schatz nicht werth,“ sagte er noch, dann aber nahm er sich zusammen, ließ sich alles von mir sagen und setzte sich still an's Bett, eine von ihren Händen lag auf der Decke, da

legte er leise die seinige darauf. Ich ging in die Nebenstube, um bei der Hand zu sein.

Mitten in der Nacht hörte ich leise reden. Ich fürchtete, es gehe zum Ende und sah heraus. Die Frau lag noch so matt da wie immer, aber der Herr hatte den Kopf zu ihr herabgebeugt und sie redeten mit einander. Es war mir seltsamlich zu Muth, aber ich wagte nicht hereinzukommen und ging still wieder fort.

Am nächsten Morgen lag die Frau immer noch so da, ich wußte zuerst nicht, ob sie gestorben war, wie ich aber herauskam, da lächelte sie so glückselig wie ein Kind, und sie und der Herr schauten einander an, Kind, mit solchen Augen! ich sage dir, die schöne Frau Rosalie ist mir nie so schön vorgekommen wie meine junge Frau, die doch nie schön gewesen, an dem Morgen, krank und schwach wie sie war. Ich fürchtete, sie werde sterben, weil sie aussah wie ein Engel.

Aber sie ist nicht gestorben, sie ist gesund geworden und hat wieder gethan, was sie vorher that, aber eine ganze andere Freude und Lust und Liebe ist in allem gewesen. In selbiger Nacht ist sie's inne worden, wie lieb er sie hat. Sie und der Herr haben freilich auch jetzt noch nicht so dumme Sachen miteinander gemacht, wie vor Zeiten der Heinrich und seine Braut, aber wenn sie nur einander angesehen haben, so ist einem ein ganz helles Licht aufgegangen. Der Herr hat niemalen zu ihr gesagt: „Du bist eben mein Stern und meine Rose und mein Engel und meine Nachtigall!“ wie der Heiner zu der Seinen, auch nicht so kindische Wörter wie Robert, der arme Junge, der so dumm redete, daß ich mich schäme es wiederzusagen, aber wenn sie Nachts, wenn Alles in Ruhe war, auf dem Sopha zusammensaßen und die Hände ineinander legten und redeten, oft nur von dem Tagesgeschäft und was morgen geschehen sollte, und wenn

man so spürte, wie er sich auf sie von ganzem Herzen verließ in allen Dingen, und wie ihr sein Vertrauen wohl that, — Kind, das wäre mir lieber als so ein Abend in einer Rosenlaube."

„Aber, Annamreile, ich möchte einmal glücklich in der Rosenlaube sitzen und nachher erst noch auf dem Sopha."

„Du bist nicht dumm, geht dir wie dem Schulbuben, der einen gemästeten Ochs mit Liebe begehrte, als man ihn über den bekannten Spruch befragte; — kann auch geschehen, nur dünkt mich, ist das Brautglück ein goldenes Samenkörnlein, läßt man's nur so liegen und spielt mit, so stirbt's ab. Du mußt ihm guten Boden bereiten und es treulich pflegen, dann wächst's mit Gottes Sonnenschein und Regen und trägt hundertfältig Früchte.

Der alte Herr hat noch glückselige Tage mit erlebt, und wenn er die Zwei so vergnügt beisammen sah, hat er nur mich oft hehlings angestoßen und mit den Augen gewinkt; — ich war dazumal noch öfter unten."

„Und die schöne Rosalie?" fragte ich, — denn Du mußt wissen, Julie, daß das meine Großmutter war; ich möchte wissen, ob ich ihr ein wenig gleich sehe.

„Die Rosalie? ach, da ist's traurig gegangen. Sie konnte nicht sparen und that allezeit vornehmer als es reichte, — wenn sie einmal eine Wassersuppe kochte, so buck sie einen Kuchen dazu, daß es nicht gar so schlecht sei. Der Herr Karl half ihnen und stützte so viel wie möglich, aber der Wagen war im Fallen. Zuletzt war nimmer zu helfen, dem Heinrich ging's wie seinem Schwiegervater, und er und seine Frau kamen hieher sammt ihrem einzigen Kind. (Sie vergißt immer wieder, daß dies Kind mein Vater war.) Liebes Kind, Gott bewahre dich, daß du nie aus deines Mannes Munde ein Wort hören dürfest, wie die arme Rosalie viele

hören mußte! Von der Rosenlaube waren scharfe Dornen übrig geblieben.

Heinrich fand eine Stelle als Buchhalter, Rosalie blieb hier, und Frau Luise hat wie eine rechte, treue Schwester an ihr gehandelt. Sie war ein gutes Kind, die arme, schöne Frau, sie nahm Vernunft an, und was sie noch lernen konnte, das hat sie gelernt.

Später sind sie wieder zusammen gekommen und ist ihnen noch leidlich gut gegangen, aber Frau Rosalie hat nicht lange mehr gelebt.

So ist der Lea ein besser Loos gefallen als der schönen Rahel."

10.

Seit Annamreile's Erzählung sehe ich die zwei alten Leutchen mit ganz andern Augen an, und verstehe jetzt erst die stille Innigkeit ihres Verhältnisses. Es thut mir auf's neue leid, daß mein Vater diesem gütigen Onkel so entfremdet wurde, aber ich kann mir nun wohl erklären, daß er, nach allem, was er für ihn und den Großvater gethan, gekränkt war, als der Vater gegen seinen Rath und Zustimmung eine Verbindung schloß; und mein guter Vater scheint etwas aufbrausender Natur gewesen zu sein.

Nun, jetzt vergütet der Großonkel alles Versäumte reichlich an mir. Ich genieße viele Liebe hier, und seit ich die Herzensgeschichte der Großtante kenne, könnte ich ihr alles, alles zu liebe thun. Sie gewinnt auch allmälig Glauben an meine Leistungen und vertraut mir an, daß sie wohl fühle, wie sie alt werde und gern einen Theil ihrer Regierung in jüngere Hände legen würde. Nun, Vetter Tobias wird schon

in irgend so einer Verwaltungsaktuarstochter mit fünfzehn Geschwistern sein Ideal finden und heimführen.

Unsere französische Stunde nimmt ihren guten Fortgang und ich lerne immer noch von meinem Schüler mehr als er von mir.

Da Du nun durch mich und Annamreile die ganze Genealogie unseres Hauses erfahren, so möchtest Du doch wohl wissen, von wannen der Tobias stammt. Der ist der Sohn von Großonkels einziger Tochter, — zwei Söhne sind ihnen noch klein gestorben.

Diese Tochter hieß Luise wie ihre Mutter, sie war die Aelteste, ein Jahr nach jener Krankheit der Großtante geboren. Sie sei nicht sehr schön gewesen und auch kein Haushaltungsgenie wie ihre Mutter, aber ein gutes, frommes und fröhliches Geschöpf. Nun war es ein seltsames Ereigniß in einem so ganz nüchternen bürgerlichen Hause, daß dieses Töchterlein sich in einen jungen Offizier verliebte, der im Herrenhause im Quartier lag. Der Großonkel wollte nichts davon hören, aber die Großtante, sie, die doch selbst in einer Verstandesheirath, wenigstens von des Mannes Seite, ihr Glück gefunden, wollte, wie es scheint, doch dem Töchterlein das kindische junge Glück gönnen, das sie selbst nicht gekannt, und der Großonkel that es ihr zu liebe.

Der junge Krieger entschloß sich, die Waffen niederzulegen und mit dem Schwiegervater Kohl zu pflanzen. Es war eine kurze Herrlichkeit. In den Befreiungskriegen verließ er mit Bewilligung der Eltern seine junge Frau, in der Hoffnung, nur ein bischen mitzusiegen und dann fröhlich zu seinem Herd und Hof zurückzukehren. Es war anders bestimmt. Er fiel bei Waterloo, noch ehe sein Sohn das Tageslicht gesehen.

Die arme Luise starb bald nach der Geburt des Kindes.

„Du arme Waise,“ sagte sie im Scheiden, „Gott sende dir einen Engel zum Geleit wie dem Tobias, da Vater und Mutter dich verlassen.“ Darum heißt der Vetter Tobias.

Ich kann nicht mehr lachen über seinen Namen, und wie er selbst mir erzählte, daß er nie eine Vaterhand gedrückt und nie einer Mutter Lächeln gesehen habe, da hätte ich weinen können. Das muß doch einer Seele ein lebenslängliches Heimweh lassen.

So haben die stillen Augen der guten Großtante schon viele Thränen vergossen, aber ihr Glück ist nur inniger geworden durch alles Leid. Wenn ich Frau würde, — nun lach' nicht, Julie, es ist ja alles auf der Welt möglich, — dann möchte ich wohl auch, daß mich mein Mann im Alter noch so lieb hätte und so herzlich' anblickte, wie der Großonkel die Tante, obwohl er kein einziges zärtliches Wort zu ihr spricht. — Träume, Schäume.

Tobias hat mir auch anvertraut, daß er so sehr gern studirt hätte, — er wollte Arzt werden, — aber der Großonkel hatte von seinem Bruder Robert her ein solches Grauen vor der Universität, daß er Tobias mit Thränen beschwor, von dem Wunsch abzustehen. So hat er nun seines Großvaters Beruf mit rechtem Ernst ergriffen und tritt ein gesegnetes Erbe an; die Verwaltungsaktuarstochter kann die Hälfte ihrer fünfzehn Geschwister darauf versorgen.

Nun sind es wenige Tage noch bis die Mutter kommt und Bruder Eduard! ich freue mich unbeschreiblich. Diesmal helfe ich doch selbst beim Buttern, es schmeckt ihr gewiß besser, und ich darf alles allein kochen, wenn sie da sind, das hat mir Großtante versprochen. Und wenn die Mutter erst das Blumengärtchen sieht! Nur an eine Trennung von hier kann ich nicht denken.

Gewiß, Julchen, Du mußt später auch kommen zu Deiner landwirthschaftlichen Fanny.

N. S.

Also wahr mit Almorini?

Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!

Nun, Herz, ich bitte Dich nochmals, verbrenn' alle meine Briefe, in denen auch nur entfernt von ihm die Rede ist, — alle, hörst Du, begrabe alles in's tiefste Schweigen. Ach, Gottlob, daß ich wenigstens nie ein Wort mit ihm gesprochen habe als die Antworten in der Lehrstunde. Nochmals begrabe alles.

Weißt du, warum der Sarg wohl
So groß und schwer mag sein?
Ich legt auch meine Liebe
Und meinen Schmerz hinein.

Noch eines, Julie, im Vertrauen! Meinst Du auch wirklich, daß ich ihn geliebt habe?

11.

Liebste, beste Julie, die Mutter ist hier und Eduard, und sie finden mich so gut aussehend und wir sind alle so glücklich!

Heute feierten wir Großonkels Geburtstag in der Nebenlaube im Blumengärtchen und noch ein Fest, rathe einmal: — meine Verlobung mit — mit — nun in Gottes Namen soll's heraus, mit Vetter Tobias. Nun, liebes, liebes Herz, beklagen darfst Du mich nicht, ich habe es freiwillig gethan, ich glaube, daß ich glücklich, recht, recht glücklich werde, und

— aber Du darfst mich nicht verachten, — ich glaube, ich liebe ihn und habe nie einen Andern geliebt, und wenn ich seine Hand fasse, so fasse ich sie mit so inniger Zuversicht, — den Halt und Hort meines Lebens.

Wie das so schnell gekommen? Ach, liebes Herz, es ist eigentlich langsam gekommen, wenn ich denke, wie wir uns einmal so fremd, fast feindselig betrachtet haben. Ich weiß es kaum, — es war heute in der Früh, — ich stehe wirklich sehr früh auf, — da ordnete ich die Laube, und Tobias kam und sprach lange nichts, und ich fühlte wohl, daß er etwas auf dem Herzen habe, — liebes Herz, ich hab's schon lange gemerkt, trotz der Sophie mit fünfzehn Geschwistern, — da fragte er endlich, — ach, ich kann das alles nicht so schreiben, vielleicht flüstere ich Dir's in's Ohr, wenn Du kommst.

Waren's doch die Zauberworte,
Daß ich ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und ewig bleiben werde.

Und ich sagte nicht nein, und ich sah endlich auf in ein verklärtes Angesicht, und es war mir, als sei ein ewiger Sonntag angebrochen.

Mir war recht bange, wie es Großonkel und Tante aufnehmen, — ich Kindskopf einst Herrin und Erbin dieses Gutes! Aber sie nahmen mich auf als ein geliebtes Kind; — bei der lieben Mutter waren wir zuerst gewesen, — die kann nur weinen vor Freude. Eduard freut sich königlich, daß er einen Schwager hat, und einmal auf unsern Ackerpferden reiten darf.

Aber wir sind noch so gar jung, ich wenigstens, — Tobias ist schon sechsundzwanzig, — da soll er noch ein Jahr reisen, — früher sein sehnsüchtiger Wunsch, dem er aber

jetzt, glaub' ich, gern entsagt hätte, und derweile soll ich ungeschicktes Kind mich zur Hausfrau ausbilden. Nun, Gott helfe dazu! Ich habe an der Großtante eine liebe und geduldige Lehrmeisterin.

Dem Annamreile haben wir in ihrer Dachkammer eine Brautvisite abgestattet, und ich hab's ihr endlich begreiflich gemacht, daß ich die Enkeltochter ihres Heinrichs und der schönen Rosalie bin. Sie lachte und weinte, und sie meint, ich habe die Haare von der Rosalie, aber die Augen und das Herz von der Bertha.

Liebste, beste Julie, ich glaube, ich habe mein eigenes Herz, und das ist ein sehr fröhliches und ein sehr kindisches und gehört

Deiner glücklichen
Fanny.

Ich habe es Tobias auch anvertraut mit Almorini, und bat ihn, nicht zu lachen. Er sah mich mit recht ernsthaften, fast traurigen Augen an (ich ihn gar nicht), dann aber lächelte er doch und sagte: „Cousinchen, wie früh muß man denn kommen, um eines Mädchens erste Liebe zu sein?"

Denke, Tobias sagte mir, daß er auch Robert heißt, und hat mir die Wahl unter seinen Namen gelassen; Robert klingt natürlich doch hübscher und nobler; Du sagst also den Mädchen, mein Bräutigam heiße Robert.

Ein Frauenbrief.

Sechs Jahre später.

Endlich, liebe Julie, haben wir Hoffnung, Dich bei uns zu sehen; wer hätte gedacht, daß es so lange ansteht, bis Du mich in meiner Heimath besuchst? Komm nur, Du sollst

das Stübchen bewohnen, wo ich als Mädchen residirte, es ist etwas eleganter als damals; der Fensterteppich, an dem ich so lange gestickt, ist wirklich einmal fertig geworden, wann und wie weiß ich nimmer, denn jetzt gehören schöne Arbeiten für mich auch zu den „begrabenen Träumen,“ weißt Du noch?

Komm nur, Du sollst Deiner Gouvernantensorgen für eine gute Weile vergessen und sollst Dein Erziehungstalent üben an meinen leider sehr unerzogenen kleinen Kreaturen. Ich habe das pädagogische Kolleg lange schon vergessen. Sie sind aber doch köstlich, besonders der kleine Bube, der jetzt eben auf meinen Stuhl geklettert ist und ruft: „Mama, net beibe!“ (schreiben.)

Ich muß eilen, Beste, ich lasse Kartoffeln stecken, und wenn ich nicht selbst auf den Platz komme, so werden sie mir verwechselt, Tobias versteht das Brachfeld nicht so; er heißt nämlich längst wieder Tobias, er hörte mich nie, wenn ich ihm Robert rief, und als Tobias habe ich ihn ja liebgewonnen!

Meiner Garderobe sollst Du Dich annehmen, wenn Du kommst, ich könnte mich wahrhaftig nicht mehr über den Grenzen der kleinen Stadt sehen lassen, ich habe so wenig Zeit, an mich zu denken.

Du mußt unser Herrenhaus unterhaltend finden, jetzt enthält es drei verschiedene Generationen. Oben, wo Annamreile's stille Heimath war, hat die Mutter ihre allerliebsten Zimmerchen, Tobias war so sehr freundlich und rücksichtsvoll auf ihre Ausschmückung bedacht; die Mutter lebt sonst mit uns und ist so froh, der häuslichen Sorgen enthoben zu sein, ihr zierliches Stübchen ist aber ein Festsaal für die Kinder.

Im zweiten Stock residiren die Großeltern, sie haben sich nach ihrem einfachen Sinn eingerichtet; das Kanapee mit dem alten Barchentüberzug und der schwarzlederne Lehnstuhl; aber es ist unbeschreiblich behaglich bei ihnen. Tobias staunt

auch, daß die Großmutter sich so leicht in die Ruhe finden konnte, sie aber versichert, ihr sei sehr wohl dabei, und ich lasse ihr gar nicht zu viel Ruhe: ich springe wohl zehnmal die Treppe hinauf mit meinen häuslichen Anliegen und Fragen, und die gute Großmutter in ihrer stillen Weise arbeitet heute noch mehr mit ihrem klugen Wort, als ich mit Händen und Füßen.

Tobias hat als Empfangsfeierlichkeit für Dich auch das Klavier stimmen lassen, ich komme so selten zum Spielen, außer unserem Choral am Sonntag Morgen, wo Groß und Klein mit einstimmt. Meine Rosa hat wirklich ein allerliebstes Stimmchen. Die Guitarresaiten habe ich leider abgelöst, um Seife damit zu schneiden, und das himmelblaue Band ist ein Wiegenband geworden. Wenn aber die Kinder größer sind, will ich meine alten Künste wieder hervorsuchen, auch italienisch und französisch; — spanisch ist mir indeß hie und da etwas vorgekommen.

Das Buttern habe ich indeß gelernt, sogar das Melken, wenn's noth thut, — was ich aber noch nicht gelernt habe, das ist die Stille und Ruhe, mit der die Großmutter ihr Tagwerk vollbrachte; es geht bei mir noch geräuschvoll genug zu. Großmutter meint, dafür sei ich frischer und heiterer, und das ist auch wahr, mit so dreistimmiger Begleitung durfte sie doch nicht arbeiten. Wenn ich sie aber frage um das Geheimniß ihres stillen Schaffens, so zeigt sie mir das Tischchen am Fenster gegen Morgen, auf dem ihre Bibel liegt: „das ist mein Zauberbuch, und kein Tag war je so unruhig und kein Geschäft so dringend, wo ich nicht dafür eine stille Morgenzeit gefunden hätte.“ Julie, liebe Julie, da bleibt mir noch viel zu lernen!

Du mußt uns nicht für ganz verbauert halten wegen der entweihten Guitarresaiten, ein gutes Wort und ein gutes

Buch findet jedoch immer noch seine gute Statt bei uns, zumal zur Winterszeit, wo wir unsere Abendkränzchen mit Pfarrers halten.

Unser Gefährt holt Dich ab, — nicht mehr die grüne Kalesche, Tobias hat zu meinem ersten Geburtstag im Ehstand ein neues gekauft, das freilich wenig gebraucht wird. — Ich schicke Dir ein Verzeichniß der Sämereien, die Du mir mitbringen könntest, auch von dem Reis zu herabgesetzten Preisen, wohlfeilen Biber zu Weihnachtsgeschenken für meine Mägde, — man kann nicht zu früh sorgen, — ein hübsches Morgenhäubchen für die Mutter, warme Schuhe für die Großmutter, — am Besten, ich schreibe Dir alles auf einen besondern Zettel.

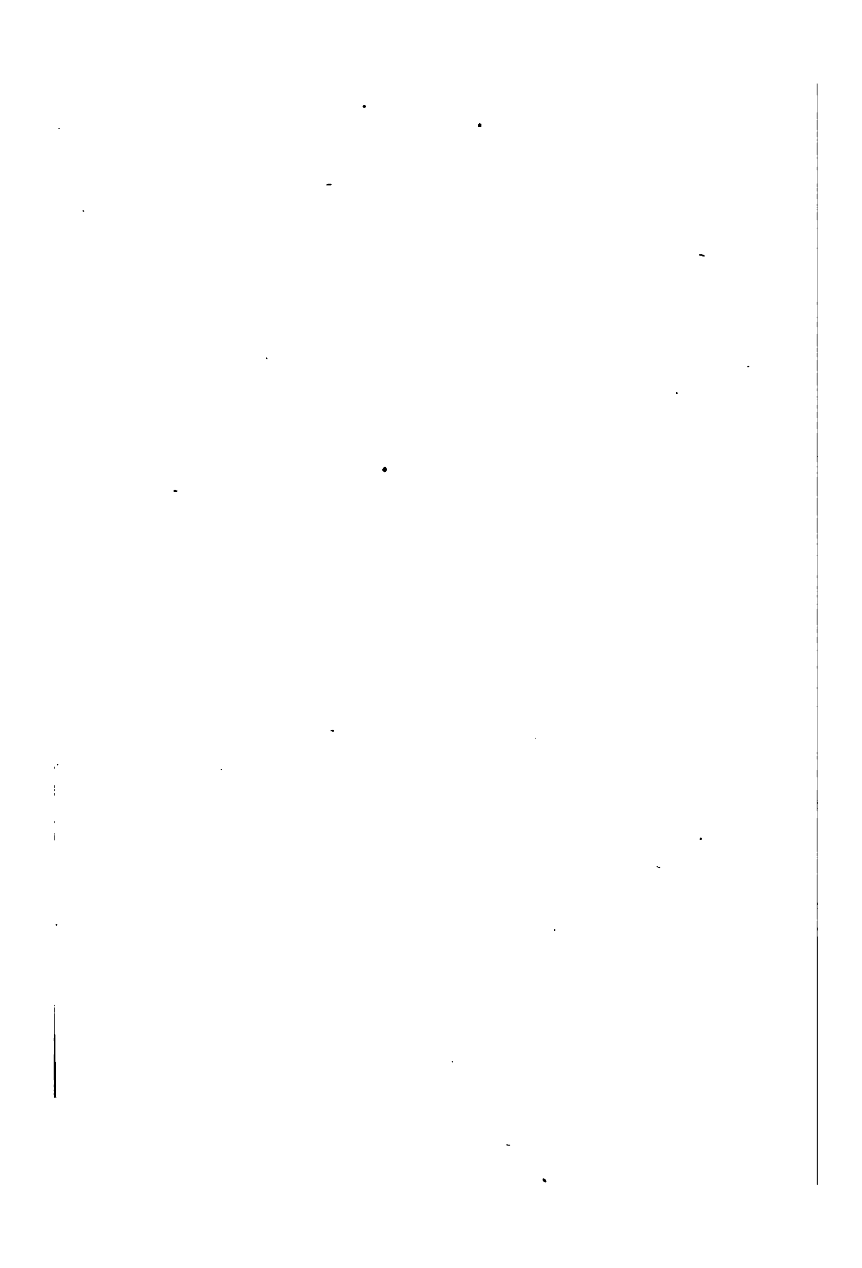
Schade, daß Du unser Annamreile nicht mehr triffst, dieser ehrwürdigste Rest der ältesten Generation liegt seit vier Jahren auf dem Kirchhof, wo unser Geschlecht schon eine lange Reihe füllt. Sie hat meine Rosa noch erlebt; dies neue Glied hat aber ihre genealogischen Erinnerungen gänzlich verwirrt, — eine Urenkelin der schönen jungen Rosalie, — das ging über ihren Horizont. Nun aber hat der Brief sechs Seiten! eine unerhörte That für mich, die seit Monaten keinen Brief geschrieben als an Müller und Kaufleute.

Das kleine Volk wird laut an allen Ecken. Du kommst ja selbst, dann sollst Du sehen, wie ich mich als Landwirthin gemacht, und Tobias soll Dir erzählen, wie weit ich noch hinter seinem Ideal zurückstehe.

Komm bald, meine Liebe, zu

Deiner glücklichen
Fanny.

Ein Herbsttag bei Weinsberg.



O, wie freut es mich mein Liebchen,
Daß Du so natürlich bist! — Göthe.

Weißt Du, was das Weib am meisten ziere?
Nicht, daß das Haus mit Kraft und Umsicht sie regiere,
Nicht, daß der Großen Art und Haltung sei die ihre,
Auch nicht, daß sie den Mann mit Feinheit führe,
Nein, daß Gemüth und Lieb' in Wort und That man spüre.
A. Scholl.

Ein Weib, das ein beständiges Gemüth hat, ist wie die goldnen Säulen auf silbernen Stühlen.
Sir. 26, 24. 25.

Um einen Herbsttag in Schwaben zu schildern, darf man freilich keinen Herbst der letzten sonnenlosen Jahre wählen, keinen erfrornen, verregneten, trübseligen Herbst, wo man die Trauben nach Pfunden kauft und den Herbstsegen im Korbe heimtragen kann. Auch keinen blassen, sentimentalen, hinwelkenden Herbsttag, an dem schwermüthige Dichter beim Geräusch der fallenden Blätter dem Weltschmerz nachhängen und resignirte Fräulein deklamiren und singen:

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!
Mir hat er abgeblüht!

Nein, wir müssen um mehr als zwanzig Jahre zurückgreifen und einen reichen, gottgesegneten Herbst wählen, einen lichten, sonnenklaren Tag, wo die schöne Natur vor dem Schei-

den noch ihre reichsten Schätze ausgießt und hinter buntfarbigem Schleier ihr Abschiedsleid verbirgt, wo der Mensch, am Ziele der mühsamen Arbeit des Jahres, sich des kargen Maßes entbunden fühlt und reichlich genießt, und reichlich spendet wie die Natur.

Die schöne, gastliche Reichsstadt Heilbronn steht von alten Zeiten her im Rufe, daß sie von allen weingesegneten Gauen Schwabens es am Besten verstehe, die fröhliche Herbstzeit würdig zu begehen. Auch heute lebten und wimmelten all die sonnenbeschienenen Berge vom frühen Morgen an von frohen, geschäftigen Menschen; da und dort tönte der muntere Gesang der Leserinnen, dazwischen der kräftige Baß der Buttenträger, die auf ihrem mühsamen Gang den Berg hinauf mit neckischem Zuruf von den Mädchen aufgehalten wurden. — Der Herbst ist fast die einzige Zeit im Jahre, wo der schwäbische Landmann seine Schwerfälligkeit etwas ablegt, wo Lust und Arbeit nicht zwei streng geschiedne Elemente sind. In der Stadt war wohl kein Haus, wo man nicht in irgend einer Weise sich rüstete zur Theilnahme an den Herbstfreuden; wer selbst nicht so glücklich war, einen Weinberg zu besitzen, war gewiß von guten Freunden eingeladen; die Allerärmsten noch waren als Hülfe willkommen, wo es so vieler Hände bedurfte.

Auch im Hause des Herrn Archivar Radius, der in seine Vaterstadt Heilbronn gezogen war, um seine alten Tage allda in Ruhe zu beschließen, wurden verschiedene Vorbereitungen getroffen, obgleich sein eigner, kleiner Weinberg längst abgelesen war. Sein Neffe Edmund, ein junger Mediciner, der den Onkel in den Ferien heimsuchte, putzte den ganzen Morgen Flinten und Pistolen und rüstete Vorräthe an Feuerwerk zur Verherrlichung des Herbstfestes, zu dem die Familie heute bei einem reichen Kaufherrn geladen war, wobei er emsig unterstützt wurde von Arthur Grote, einem jungen reichen

Sachsen, der in Tübingen Humaniora und etwas Land- und Forstwirthschaft studirte und sich sehr gern dem Freunde angeschlossen hatte, um die erste Weinlese zu sehen. Mine, die Schwester des Herrn Radius, war eifrig beschäftigt, das Haus in Ordnung zu bringen und schon vorläufig Alles wohl zu verschließen, weil auch die Magd den Nachmittag im Weinberg eines befreundeten Mezgers zubringen wollte, und die Leute überhaupt, wie sie meinte, ‚im Herbst rein für gar nichts' waren. Herr Radius selbst ruhte gemächlich in seinem Lehnstuhl und ging in Gedanken den Schatz von Anekdoten durch, die in seinem Gedächtniß aufgespeichert lagen; er liebte bei solchen Gelegenheiten ‚eine solide Unterhaltung', wie er's nannte, man sollte nicht nur so in den Tag hinein plaudern, meinte er, sondern durch irgend welche Geschichte den Grundton der Unterhaltung anschlagen, so daß man auch wisse, von was man rede, und da er gern und gut, und doch nicht immer erzählte, so war er wirklich ein beliebter Gesellschafter. Manche Hausfrau, die angefochten war, wie sich wohl die Unterhaltung bei einer eingeladenen Gesellschaft machen werde, deren einzelne Mitglieder nicht recht harmonirten, dachte getrost: man ladet Herrn Radius ein, der weiß immer etwas.

Auch Emma, das achtzehnjährige Töchterlein des Hauses, hatte das kornblaue Thibetkleid, das so sehr gut stand zu ihren blonden Haaren und blühenden Wangen, schon angezogen, den Strohhut und das blanke Häpchen bereitgelegt, aber das alles nicht fröhlich trällernd und singend, wie sonst; nur leise, leise summte sie Gretchens Lied vor sich hin:

Meine Ruh ist hin, Mein Herz ist schwer.

Die Sonne schien so golden, die Lüfte wehten so lind, sie war so jung, — warum doch sah die Welt heute so traurig aus?

Es waren nun acht Tage, seit der junge Sachse mit

Vetter Edmund in die Ferien gekommen war, acht fröhliche Tage! Es ist eine alte Schwäche, oder ein freundlich gastlicher Zug der Schwaben, daß das Fremde, eine ausländische Mundart, fremde Sitten, einen gewissen Reiz auf sie üben: der Sachse, obwohl vier Jahre älter als Vetter Edmund, hatte noch einen Ueberschwang jugendlicher Poesie, der heutigen Tages selten wird, und in den Augen eines achtzehnjährigen Mädchens kein Fehler ist. Emma hatte, seit sie Jean Paul gelesen, vergebens in ihrer Umgebung nach einem ächten Jüngling gesucht, der noch in die Mondnacht hinausstürmt, der weich ist wie ein Kind und daneben überströmend von zu jugendlichem Thatendrang. Sie hatte nur junge Herrn getroffen, keine Jünglinge, und mit Vetter Edmund stand sie auf dem schwesterlich neckischen Fuß, der nie ein Verständigen über tiefere und ernstere Dinge zuläßt. Arthur Grote nun war ein ächtes Exemplar eines solchen Jünglings, und daß er daneben ein wirklich gutes, tüchtiges Gemüth sei, rein und unverdorben, das sagte ihr nicht die Erfahrung, wohl aber der Instinkt eines reinen Mädchenherzens.

Sie waren so froh zusammen gewesen in diesen acht Tagen, auf ihren Spaziergängen über Hügel und Thäler, bei der fröhlichen Wasserfahrt, den blauen Neckar hinab, bei der Weinlese im eignen kleinen Weinberg, so kindlich glücklich! Es war freilich nicht ‚viel Rechtes und Solides‘ nach des Papa's Geschmack verhandelt worden, aber Grote war eine so warme begeisterungsfähige Natur, daß auch durch das leichte fröhliche Plaudern tiefe, poesiereiche Klänge tönten. Emma war jung und unbefangen, sie war ein ächtes und stolzes Mädchen, und keineswegs in beständiger Erwartung, daß von irgend einer Seite her ‚der Liebe heil'ger Götterstrahl‘ auf sie niederfallen müsse, sie hatte sich fröhlich und harmlos dem Eindruck der heitern Gegenwart hingegeben,

ohne weiter zu denken, — ein Gespräch, das sie gestern Nacht angehört, hatte ihr mit Einemmale den Schleier von ihrem eigenen Herzen gezogen.

In der vergangenen Nacht war sie noch wach in ihrem Stübchen gewesen, hatte das Licht gelöscht, um sich so recht in den vollen Glanz des Mondes zu versenken, der in wolkenloser Klarheit hinter den Hügeln aufstieg, der alte Freund junger Herzen und süßer Träume.

Sie hörte Edmund und Arthur unten im Hausgärtchen und bedauerte, daß sie schon gute Nacht gesagt hatte, und so nicht mehr wohl mit lustwandeln konnte. Aber sie hörte unwillkürlich die Unterhaltung der Beiden, sie mußte sie hören, da sie laut genug geführt wurde.

„Du hast mich betrogen!“ hörte sie Arthur, der stürmisch auf- und abging, mit seiner gewohnten Leidenschaftlichkeit ausrufen, „du hast mich getäuscht!“ „So? mit was?“ fragte phlegmatisch Edmund, der nach bekannter studentischer Unsitte in einem kattunenen Schlafrock behaglich auf der Gartenbank ruhte.

„Womit?“ fragte noch heftiger Arthur, „hast du mir nicht gesagt, Heilbronn sei gerade so gut, wie Weinsberg?“ „Für deine Zwecke allerdings,“ sagte Edmund höchst gelassen, „du wolltest Schwaben kennen lernen, du wolltest eine Weinlese mitmachen, du wolltest nicht in einem Gasthof, sondern im Schooß einer Familie wohnen, und das alles vorzugsweise in Weinsberg; da du nun aber doch nicht in den nächsten besten Familienschooß zu Weinsberg hineinplatzen konntest, bot ich dir als sehr günstigen Zufall meines Onkels Haus an. Bei Justin Kerner hätte man dich freilich am Ende auch noch behalten, da aber dort gegenwärtig das ganze Haus nebst Geisterthurm und Gartenhaus vollsteckt von Norddeutschen, verwundeten Polen und sonstigen Besessenen, so wäre dein

Zweck, Urschwaben kennen zu lernen, doch verfehlt worden. Was ist dir denn hier widerfahren, daß du mich mit so schnödem Undank überfällst? sind nicht die Dampfnudeln meiner Tante tadellos, ihre Mischung von altem und neuem Sauerkraut, nebst geprägelten Spätzlein so ächt schwäbisch, daß sie gar nicht deine norddeutsche Kehle hinunterwollen, ist mein Onkel mit seinem schnupftabaksfarbenen Rock nicht eine Art von Original und mein Bäschen ein ganz nettes Exemplar einer Schwäbin?“

„Das eben ists!“ sagte wehmüthig der Sachse, „sieh, ich muß dir alles erklären, aber du darfst mich nicht auslachen.“

„Keineswegs,“ sagte Edmund mit demselben alten Phlegma, „im Gegentheil, blutige Thränen könnte ich weinen über solch ein Ungeheuer von Undankbarkeit, ich glaube nicht, daß der Nero vor Zeiten so undankbar gewesen wäre, wie du.“

„Nun höre mich ohne Scherz!“ bat Julius. „Ich weiß nicht mehr, wie jung ich war, als die liebliche Geschichte von der Weibertreue mir euer Schwaben lieb und anziehend machte; so unwürdig Bürger den edlen Stoff behandelt hat, so machte doch der Schluß seiner Ballade:

Fällt mir einmal das Freien ein,
So will ich Eins aus Weinsberg frei'n.

besondern Eindruck auf mich, und die Idee, mir einst meine Braut aus Weinsberg in Schwaben heimzuführen, wuchs allmälig mit mir groß, und machte mich gleichgültig gegen die Reize meiner Landsmänninnen.“

„Na, das nenn' ich eine reelle Wirkung eines Dichterworts,“ rief lachend Edmund; „wie oft hab' ich in meiner Kindheit beim Handwerkerspiel auf die Frage: „Wo kommt Ihr her?“ den Spruch hergeleiert:

Von Sichsen, von Sachsen,
Wo die schönen Jungfern auf den Bäumen wachsen.

und ist mir nie eingefallen, mein Liebchen dereinst aus Sachsen zu holen, was ich jetzt eigentlich zur Revanche deinen Landsmänninnen schuldig wäre."

„Ach, ich wußte recht wohl, daß du mich verhöhnen würdest," fuhr Arthur fort, „aber es ist nun so; der Gedanke an die Blume von Weinsberg ist mir an's Herz gewachsen. Mein Vater wünschte, daß ich mich bald verheirathe, um sein Gut zu übernehmen, ich aber erklärte, daß ich zuvor noch die Welt ansehen und mir einen Bildungsfond sammeln müsse, und bezog eure kleine Universität; allein in der stillen Hoffnung, hier eine Verbindung anzuknüpfen, die mich nach Weinsberg führe . . ." „Und warst so glücklich, mich zu finden." „Ja, dich, der du mich hieher locktest mit der Vorspiegelung, Heilbronn sei eigentlich ganz dasselbe, wie Weinsberg. — Und ich glaubte sie gefunden!" schwärmte Arthur, „die Rose von Schwaben, das Kind der Natur, unberührt vom Hauche der Welt, frei von jedem Firniß falscher Bildung, das unmittelbare Geschöpf eurer blauen Flüsse und grünen Hügel; o, ich glaubte sie schon mein eigen!"

„Ich auch," sagte Edmund mit unerschütterlicher Ruhe, „und nun?"

„Und nun ist sie wie alle Andern: ein Geschöpf, behängt mit dem Flitterstaat moderner Bildung, mit angelernten Gefühlen, ohne Herz, ohne Natur, ohne häuslichen Sinn!"

„Höre, wenn du von meinem Bäschen sprichst," sagte Edmund, indem er aufstand, seines Phlegma vergessend, „so verbitte ich mir eine solche Sprache. Es hat sie dir noch kein Mensch angetragen und steht noch sehr dahin, ob du sie bekämest, wenn du wolltest; so aber brauchst du nicht von ihr zu reden! Wer hat dir denn den Unsinn über Emma

in den Kopf gesetzt?“ fragte er etwas milder, da er die wirkliche Betrübniß des Freundes sah.

„Wer? ach, sie selbst! hat sie nicht gestern gestanden, daß sie, — als Kind eine französische Bonne hatte, daß sie früher eine höhere Töchterschule besucht hat, und später noch in einer französischen Pension war? daß sie französisch plaudert und englisch liest, daß sie Physik, Mythologie, Geologie, Astronomie, Zoologie, und wer weiß, was für abscheuliche Dinge noch gelernt hat. Was ist nun mein Schwabenkind? — eine Puppe der Civilisation. Sieh, darum hast du mich betrogen. Euer Heilbronn nimmt nun schon die Miene einer großen Handelsstadt an, wie konnt ich hier noch hoffen, ein Kind der Natur zu finden!“

„Also das ist's!“ sagte lachend Edmund, „ja, darauf wär' ich nicht verfallen, ich muß gestehen, ich hätte dich für keinen solchen Narren gehalten. Weißt du was? laß mein Bäschen examiniren, so wirst du wohl finden, daß ihr von all diesen ungeheuerlichen Wissenschaften nur so viel geblieben ist, um, wie man sagt, ihren Kopf auszuputzen, und ihren Sinn zu wecken. Hat sie eine französische Bonne gehabt, so hatte sie daneben eine gute deutsche Mutter, auch versichere ich dich, sie versteht einen guten Pfannkuchen zu backen und ein Hemd zu nähen; und siehst du denn nicht mit eigenen Augen, daß sie ein ganz liebes, natürliches Mädchen ist?“ „Wie kann ich wissen, was noch natürlich an ihr ist!“ seufzte der Sachse, „es wird alles angebildet in diesen Pensionen, sogar die Natur.“

„Bist du denn schon in einer gewesen?“ „Ich nicht, aber die erfahrensten Männer sagen das. Ich ein Geschöpf aus Pensionen heimführen! nein, ich muß sie aus dem Herzen reißen und wäre sie mit tausend Banden daran fest gebunden.“

„Du bist ein Narr,“ sagte Edmund verdrießlich, „glaub

was du willst, ich werde dir mein Bäschen wahrhaftig nicht antragen. Wenn dich aber nach einem Naturkind verlangt, so kommt morgen Minchen Eichelbeck, ein ganz unverfälschtes Produkt aus Weinsberg selbst, glaub' ich, oder aus der nächsten Umgegend, zu Bernhards, wohin wir geladen sind, da kannst du dein Glück versuchen."

Die beiden jungen Männer gingen in's Haus. Emma machte leise, ganz leise ihr Fenster zu, und legte sich nieder, ach, mit so viel schwererem Herzen, als sie am Morgen aufgestanden war!

Zunächst empörte sich ihr beleidigter jungfräulicher Stolz, sich verschmäht zu wissen, eh' sie gewonnen war. „Mag er sein Naturkind suchen, wo er will," sagte sie sich trotzig, „ich hätte ihn in keinem Fall genommen." Aber andere weichere Gefühle gewannen wieder die Oberhand, liebliche Träume, die in den letzten Nächten ihr Lager besucht und sie wachend umschwebt hatten, Blicke, Worte, die die Ahnung einer Seligkeit in ihr geweckt, von der sie in all den fröhlichen Tagen ihrer ungetrübten Jugend doch noch nicht geträumt hatte, und — sie konnte den Trotz nicht festhalten; er ward zur schmerzlichen Wehmuth. So oft sie auch mit Edmund sagen wollte: ‚er ist ein Phantast, ein Träumer,' eine andere Stimme in ihr sagte doch wieder: ‚er ist ein reines, warmes Herz und hätte dich glücklich machen können, wenn du nicht von ihm verkannt würdest.' Das freilich hätte sie nie geträumt, daß ein Uebermaß von Bildung und Gelehrsamkeit sie um ihr Herzensglück bringen würde. Bei der guten Mamsell Suzon, die ihre Mutter aus Mitleid aufgenommen, hatte sie wahrhaftig nicht zu viel gelernt, und daß sie der Vater nach dem frühen Tode der Mutter nach Montmirail gesandt, das war doch auch nicht ihre Schuld. Bis jetzt hatte sie es in ihres

Herzens Unschuld für Pflicht gehalten, alle Gelegenheit sich zu unterrichten fleißig zu benützen; hatte doch ihre selige Großmutter selbst, obgleich sie eine schlichte Bürgerfrau war, ihr oft gesagt: „lern', was du kannst, Mädchen, du trägst an nichts schwer; ich wollte, man hätte mir's meiner Zeit auch so kommod gemacht mit dem Lernen." Und nun machte ihr der Eine, von dessen Lippen ihr ein Lob süß geklungen hätte, zum Verbrechen, was sie für recht und gut gehalten hatte! „Eine Puppe der Civilisation!" Das war ein hartes Wort; aber so oft sie sich trotzig abwenden wollte von dem, der ihr so bitter Unrecht that, immer wieder gewann ein milderer Geist die Oberhand; sie fand es süßer, zu vergeben, sie wollte ihm ja allen Segen wünschen zu der Wiesenblume, die er sich irgendwo am Fuß der Weibertreue pflücken würde, und sie war endlich eingeschlafen mit dem Reimlein auf der Lippe:

Daß du den Zorn im Busen stillst
Und deinem Feind vergeben willst,
Nennst du das schwerste Streben;
Weißt du denn auch, wie schwer es fällt,
Dem Allerliebsten auf der Welt
Ein Herzleid zu vergeben?

Daher kam's, daß Emma heute nicht fröhlich wie sonst sich zu dem Herbstfeste anschickte; erst als ihr einfiel, daß Edmund und Arthur am Ende auf die Vermuthung kommen könnten, daß sie ihr Gespräch belauscht, raffte sie sich gewaltsam auf und empfing Minchen Eichelbeck, die kam, um sich an sie anzuschließen, fast zu freundlich.

Edmund warf Arthur einen schelmischen Seitenblick zu, als er ihm Fräulein Eichelbeck aus Weinsberg vorstellte, die seine Verbeugung mit einem etwas ungeschickten Knicks erwiderte. Sie war in der That eine recht solide Wiesen-

blume in einem schönen grasgrünen Kleid und einem rosaseidenen Hut, der nicht so recht zu ihren röthlichen Haaren paßte. Fast unwillkürlich mußte Arthur ihre etwas eckigen Bewegungen mit Emma's natürlicher Grazie vergleichen; aber war diese denn auch natürlich? war nicht alles eingelernt in diesen französischen Pensionen?

Endlich war man fertig zum Abzug; ein Nachbarjunge trug den jungen Leuten ein ganzes Arsenal von Flinten, Pistolen, Pulverhörnern und Feuerwerk nach. Tante Mine rannte ganz athemlos durch Küche, Zimmer und Speisekammern, schloß die Thüren mehrmals zu und wieder auf, kehrte einmal auf der Treppe wieder um, weil sie den Schlüssel zum Mehlkasten hatte stecken lassen, das zweitemal unter der Hausthür, weil sie ihre Brille vergessen hatte, das drittemal auf der Straße, weil ihr einfiel, daß am Ende die Katze sich in den Aschenwinkel gelegt habe und durch etwaige glühende Kohlen, die ihr möglicher Weise am Schwanz hängen bleiben möchten, eine furchtbare Feuersbrunst veranlassen könnte, was sich schon mehrmals ereignet haben soll.

Zuletzt aber gesellte sie sich doch zu den ungeduldig Harrenden. Die beiden Mädchen, zwischen denen die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen wollte, gingen wie zwei Adjutanten zu ihrer Rechten und Linken. Arthur hatte jetzt Gelegenheit, die Natürlichkeit und den praktischen Sinn des Naturkindes zu bewundern in einem Streit, den sie mit Tante Mine über die Vorzüge eines schwarzen Katers und einer grauen Kätzin führte, und einer angehängten Abhandlung: ob die Katzen aus Hunger oder aus Uebermuth Mäuse fangen? Das Thema dünkte ihm doch zu prosaisch, und er wandte sich wieder zu Emma, die ganz stille dahin ging und leise vor sich summte:

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

mit der Frage: woher wohl die Sitte des Schießens bei der Weinlese stamme? „Vielleicht von den alten Bacchusfesten," sagte Emma etwas gedankenlos. „Oho, Fräulein Base!" rief Edmund mit schallendem Gelächter; „ist das ein Pröbchen-Pensionsgelehrsamkeit? Hatte man denn dazumal schon das Schießpulver erfunden?" „Vielleicht haben sie damals mit Pfeilen geschossen," meinte begütigend der Papa, um der armen, erröthenden Emma aus der Verlegenheit zu helfen. „Na, da siehst du, daß es nicht zu gefährlich ist mit der Weisheit," flüsterte Edmund seinem Freunde zu. „Eben das ist's ja," sagte dieser mißmuthig, „alles oberflächlich, nichts Vernünftiges."

„Aber um Gott!" rief er plötzlich erschrocken, „ist das etwa noch ein Ueberrest altheidnischer Herbstfeier?" „Was denn?" fragte Herr Radius. „Ach, der schmutzige Junge dort, der wie wahnsinnig in einer Kufe mit abscheulicher Brühe herumtanzt." „Der träppelt Trauben," belehrte ihn Minchen lakonisch. „Nicht möglich, ich bitte Sie! da leeren sie wirklich wieder eine Butte voll Trauben hinein und das kleine Ungethüm zerquetscht und zertritt sie mit seinen schmutzigen Stiefeln." „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" sagte scherzend eine Dame, die eben auch auf der mühsamen Wallfahrt zu der Höhe des Weinberges begriffen war. „Die gewöhnliche Art, hier die Trauben zu zerquetschen," erklärte Herr Radius; „nur wenige Weinbergbesitzer, ich zum Beispiel, bedienen sich der rationelleren und reinlicheren Methode des Raspelns mittelst einer Maschine. Dies Zertreten schadet aber nichts, der Schmutz setzt sich und man merkt dem Wein nichts mehr an, wenn er einmal geklärt aus dem Fasse rinnt."

Nun war die Höhe erreicht; auf dem geräumigen grünen Platz zeigten die reichbedeckten Tische der offenen Laube lockende Zurüstungen zum solennen Herbstmahl. Alles war unter der Leitung der geschäftigen Hausfrau auf's Zierlichste geordnet, — im Hintergrund brodelte der Kaffeekessel; der klare Wein in weißen Flaschen mochte wohl auch der Tage seiner Jugend gedenken, wo er unter so fröhlichem Lärm wie heute seine sonnige Heimathstätte verlassen hatte, um sich im Keller zu einem kühlen besonnenen Herrn zu klären, dem aber der Schalk hinter den Ohren saß.

Bald sammelten sich die Gäste, die, von allen Seiten her kommend, in frischer, erwartungsvoller Stimmung sich mit fröhlichem Zuruf begrüßten. Der große alte Birnbaum vor der Laube sah, mit bunten Shawls, Hüten und Schleiern behängt, bald wie ein wunderlicher Weihnachtsbaum aus.

Wer Raum fand, setzte sich um den Tisch, förmliche Vorstellungen fanden nicht Statt, man überließ den Gästen, sich allmählich selbst kennen zu lernen.

Ein Kanzleirath von Stuttgart, der sich auch wollte vom frischen Herbstwind den Aktenstaub wegblasen lassen, setzte sich neben Frau Elsinger, einer ächten Heilbronnerin, bei der das rasche, bewegliche Pfälzerblut das bedächtigere schwäbische Element überwog, zu ihrer andern Seite nahm Herr Radius Platz, neben ihm Frau Cäcilie Lehrens, auch ein Heilbronnerkind, aber längst im Ausland verheirathet, die in starkem Verdacht stand, eine Dichterin zu sein, da sie schwarze Locken trug und den Hut auf Spaziergängen meist am Arm hängen hatte; dann kam der ‚gar alte Herr Stadtschreiber,' der den letzten Zopf des Jahrhunderts als ganz kleines Zöpflein unter seinem grauen Härlein versteckt trug, die übrige Gesellschaft in buntem Durcheinander. Doktor Halm, ein werdender Hagestolz und bleibender Privatdocent, der in den

Ferien war, hatte Emma unter seinen Schutz genommen. Die jungen Herrn nahmen nur flüchtig Platz in der Laube, sie luden Pistolen und boten sie den Damen zum Schießen an, was dem Sachsen als eine höchst verwunderliche Galanterie erschien; auch geberdeten sich die Damen zum Theil sehr scheu und erschrocken dabei, versicherten, daß sie sich entsetzlich vor dem Schießen fürchteten, hielten die Pistole mit abgewandtem Gesicht und ließen die Herrn losdrücken; wenn dann der Knall tausendstimmig von den Bergen wiederhallte, fuhren sie mit allerlei schrillenden und nervenschwachen Ausrufen zurück, sahen aber alsbald wieder hin, ob nicht auf's Neue ein aufmerksamer Kavalier ihnen die ritterliche Huldigung einer geladenen Pistole darbringe.

Minchens Scheu vor der Pistole, der Schrei, mit dem sie sie fallen ließ, nachdem sie losgegangen, schien eben so ungeheuchelt als ungrazlös, auch ließ sie sich in der That nimmer zum Schießen bewegen und setzte sich in die Laube; Emma, für einen Augenblick von der allgemeinen Fröhlichkeit belebt, hielt ihre Pistole leicht und frei in eigner Hand und drückte los mit kindischer Lust am hellen Knall; da schien ihr aber, Arthur blicke mißbilligend auf solchen Heroismus, der ihm ein sträflicher Emanzipationsversuch däuchte, wenn er auch gerade nicht eingelernte Ziererei schien. Sie lehnte die nächste Pistole dankend ab und zog sich auch in die Laube zurück, obgleich sie sich wieder über sich selbst ärgerte, daß sie sich um den Sachsen und sein Urtheil überhaupt kümmere.

Arthur, um gewaltsam den Zauber abzuschütteln, den die ‚Puppe der Civilisation' wider sein besseres Wissen noch über ihn ausübte, erging sich in lauter Verwunderung der anmuthigen Gegend, was ihn bei den Heilbronnern sehr empfahl. So ein bewundernder Fremder, der alles, was er bei uns sieht, schön und gut findet, ist für patriotische Gemüther eine

rechte Erquickung; man fühlt sich ordentlich gehoben bei jedem Busch oder Bächlein, das er preist, und nimmt das Lob der heimischen Gegend mit bescheidenem Selbstgefühl auf, als ob man sie eigenhändig verfertigt hätte; wie eine junge Heilbronnerin einst einem Fremden den schönen Kirchthurm der Stadt zeigte, mit der rühmenden Bemerkung: „er isch von Stain und isch hier g'macht worden."

Der Kaffee war getrunken, auch die schießende Jugend pausirte, und Aller Blicke schauten mit stiller Lust hinab auf das sonnenhelle, schöne, fröhlich belebte Landschaftsbild.

„Eine liebliche Gegend!" rief Arthur Grote immer wieder von Neuem aus, „ein anmuthiger Schauplatz für die schöne That der Frauentreue . . . ." „welche sich," fiel Herr Radius ein, froh, etwas von seinem gesammelten Gesprächsstoffe an Mann zu bringen, „im Jahr elfhundert und vierzig zugetragen hat." „Haben soll," warf der Kanzleirath ein. „Die historische Richtigkeit der Geschichte ist bekanntlich keineswegs verbürgt und der Geschichtschreiber Kaiser Konrads erwähnt mit keiner Sylbe dieser artigen Anekdote."

„Fort! werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!" deklamirte mit komischem Pathos der Hausherr; „unsre Frauen erwürgen dich eigenhändig, wenn du ihnen diese ruhmvolle Tradition raubst." „Ich weiß auch in der That nicht," begann Frau Cäcilie eifrig, warum man sich so emsig bemüht, jeden poetischen Zug aus der Geschichte zu verwischen, jede Blume auszureißen, auf der das Auge noch gern ausruht in dem Gewühl von Streiten und Kriegen, das sonst die Weltgeschichte bildet. So raubt man uns den heldenkühnen Tell, den interessanten Don Carlos macht man zu einem mißgeschaffenen Blödsinnigen, die gottbegeisterte Johanna zu einer Stallmagd und . . ." sie konnte vor Bewegung gar nicht weiter reden, es standen ihr die hellen Thränen in den Augen.

Der Kanzleirath war ganz überrascht und betroffen über die Alteration, die seine Bemerkung hervorgebracht, die er dazu noch von seinem Freunde, dem Bibliothekar, gespickt hatte und meinte eingeschüchtert: der Wahrheit gebühre eben doch vor allem die Ehre, wenn auch selbige minder poetisch sei als Gedichte und Theaterstücke.

„Was mich betrifft,“ sagte die Frau vom Hause begütigend, „so thäte mir's zwar leid, wenn unsre Weibertreue ihren schönen Namen verlieren sollte, aber die Geschichte selbst scheint mir mehr ein glücklicher Einfall von den Frauen, als eine außerordentliche Heldenthat.“

„Freilich,“ meinte lachend Frau Karoline, „wenn man auch mit seinen Männern nicht zum Besten dran ist, todtschlagen ließe man sie doch nicht geradezu, wenn man's ändern könnte; ich hätte zuletzt Meinen auch heraus getragen, nur weiß ich nicht, ob ich von selbst darauf verfallen wäre, daß er meine größte Kostbarkeit sei.“

„So nahe scheint dieser Gedanke wirklich nicht zu liegen,“ meinte Dr. Halm schelmisch lächelnd, „sonst hätte der Kaiser doch an die Möglichkeit dieses Auswegs gedacht.“

„Nur daß die Frauen so robust waren und es prestirt haben, wundert mich,“ sagte die Jungfer Tante.

„Sie vergessen, daß die Männer durch die lange Belagerung abgemagert und ausgehungert waren,“ bemerkte sehr verständig der Kanzleirath.

„So, meinen Sie?“ rief entrüstet Frau Karoline, „die Weiber hätten sich allein herausgefüttert?“

„Es ist mir wirklich neu,“ fiel der Doktor ein, „daß die Damen selbst den Werth der vielgepriesenen That herabsetzen; was sagen Sie dazu, Fräulein,“ wandte er sich an Minchen, „Sie als Weinsbergerin haben die erste Stimme,

glauben Sie wirklich, daß die That der Weinsberger Frauen so gering anzuschlagen ist?"

Minchen war eben in eine tiefsinnige Betrachtung des Kleides ihrer Nachbarin versunken, ob selbiges wohl halbseiden oder ganz seiden sei, und mußte sich die Frage wiederholen lassen. „Eine Kleinigkeit war's gewiß nicht," entschied sie, „aber ich finde es ganz gescheidt; was hätten denn die vielen Frauen nachher alle anfangen sollen ohne Männer, besonders im Krieg, wo vorher schon so viele erschossen worden sind."

Das laute Lachen der Herrn über dies naive Zugeständniß brachte Minchen in einige Verlegenheit; um ihr daraus zu helfen, bat Grote die Damen, höhere und schwerere Proben von Frauentreue zu erzählen und forderte Minchen auf, selbst den Anfang zu machen.

Minchen, die noch nie als Erzählerin aufgetreten war, kam in große Verlegenheit und mußte sich schrecklich lang besinnen; obgleich Grotens Erwartungen von dem Kind der Natur etwas herabgestimmt waren, so sah er doch gespannt auf sie, lauschend, in welch schlichtem, lieblichen Beispiel sich die holde, schwäbische Einfalt kund geben werde.

„Ich weiß selber nicht mehr so recht," begann Minchen stockend, „aber das war doch ganz schön von der Mimili, daß sie fast gestorb'en ist, wie sie geglaubt hat, ihr Liebhaber wolle nichts mehr von ihr und sie ist ihm doch getreu blieben, bis sie sich zuletzt noch gekriegt haben."

„Sehr schön, in der That," sagte mit möglichster Ernsthaftigkeit der Doktor, während Arthur nicht recht wußte, was für ein Gesicht er dazu machen sollte, „und woher stammt denn dieses rührende, wenn auch mir noch etwas unklare Exempel von Frauentreue?"

„Aus einer schönen Geschichte: ‚Mimili von Lauren‘,"

berichtete Minchen, „die Frau Notarin hat sämmtliche Werke, es ist so unterhaltend.“

„O Natur, o Natur!“ flüsterte Edmund seinem Freunde zu, „armer Arthur, die Schwabenkinder haben auch gelesen.“

Frau Cäcilie, die gern den komischen Eindruck verwischt, und das Gespräch auf ernsterem Grunde erhalten hätte, erbot sich, ein Beispiel von Frauentreue auch aus dem Mittelalter zu erzählen, das viel größer sei als die That der Weiber von Weinsberg.

„Und wie benennen Sie diese Wundergeschichte, etwa Treue bis zum Tod, oder sonst einen nagelneuen, nie gehörten Titel?“

„Treue durch mehr als Tod,“

sagte Cäcilie etwas piquirt und begann:

„Eine Gräfin, Mathilde von Felseck, war vermählt an einen Grafen Hugo von . . . . . ich entsinne mich des Namens nicht mehr genau.“

„Der Name thut nichts zur Sache,“ sagte tröstend der Kanzleirath.

„Die Gräfin war wunderschön, ihr Gemahl aber dunkel und unschön von Angesicht. Er wußte, daß sie ihn nach ihres Vaters Willen gewählt und konnte trotz all ihrer Versicherungen nicht an ihre Liebe glauben; mehr und mehr quälte ihn der Gedanke, daß sie sich an seiner Seite nur unglücklich fühlen könne, und er beschloß zuletzt, von ihr in den Krieg zu ziehen. Im Kriege verlor er aber nicht sein Leben, wie er gehofft und gewünscht hatte, sondern nur sein rechtes Auge.

„Da sandte er der schönen Gräfin Botschaft: nun, da er noch seines Auges beraubt, und viel mehr wie zuvor entstellt sei, achte er sich auf ewig von ihr geschieden; er ziehe ins heilige Land; wenn er daselbst den Mühsalen des Krieges

erlegen sei, solle es ihr sein Knappe berichten, damit sie dann frei einen Gatten von schöner Gestalt wählen könne, der ein würdiger Genossen für sie sei.

„Die Gräfin hieß den Knappen, der die Kunde gebracht, einige Tage verweilen; sie schloß sich in ihre Gemächer ein, und Niemand wußte, was sie daselbst that. Nach mehreren Tagen kam sie hervor, dicht in Schleier gehüllt, zur Reise gerüstet und gebot dem Knappen, sie zu seinem Herrn zu geleiten.

„Der Ritter saß in seinem Zelt finster und allein, als seine holdselige Frau mit verschleiertem Antlitz zu ihm eintrat und ihn grüßte. „Laß ab von mir," rief er düster, „du folgst mir nur aus Pflicht, lieben kannst du mich nimmermehr!" Die Gräfin aber schlug ihren Schleier zurück und beugte sich liebevoll nieder auf den düstern Gemahl, er blickte auf und sah — in Eines ihrer schönen blauen Augen, das andre hatte sie selbst sich ausgestochen. „Nun sind wir einander gleich," sagte sie lächelnd, „und du darfst nicht mehr fürchten, ich sei zu schön für dich."

„Da erkannte er ihre unendliche Liebe, all seine Zweifel waren überwunden, er kehrte mit ihr heim, und sie lebten fortan glückselig zusammen."

„Das ist Treue!" rief Grote begeistert. „Fast gar zu schön," meinte lächelnd der Doktor, „und was die historische Wahrheit betrifft, so wird die höchst dubiös sein," bemerkte der Kanzleirath. „Als Erfindung eines alten Minnesängers hat es vielleicht einigen Werth," sagte Herr Radius anerkennend. „Sie hätte die Operation gar nicht selbst vollziehen und nicht so ohne Weiteres überstehen können," warf wieder der Kanzleirath ein.

„Nicht gescheidt wäre sie gewesen!" platzte Frau Karo-

berichtete Minchen, „die Frau Notarin hat sämmtliche Werke, es ist so unterhaltend."

„O Natur, o Natur!" flüsterte Edmund seinem Freunde zu, „armer Arthur, die Schwabenkinder haben auch gelesen."

Frau Cäcilie, die gern den komischen Eindruck verwischt, und das Gespräch auf ernsterem Grunde erhalten hätte, erbot sich, ein Beispiel von Frauentreue auch aus dem Mittelalter zu erzählen, das viel größer sei als die That der Weiber von Weinsberg.

„Und wie benennen Sie diese Wundergeschichte, etwa Treue bis zum Tod, oder sonst einen nagelneuen, nie gehörten Titel?"

„Treue durch mehr als Tod,"

sagte Cäcilie etwas piquirt und begann:

„Eine Gräfin, Mathilde von Felseck, war vermählt an einen Grafen Hugo von . . . . . ich entsinne mich des Namens nicht mehr genau."

„Der Name thut nichts zur Sache," sagte tröstend der Kanzleirath.

„Die Gräfin war wunderschön, ihr Gemahl aber dunkel und unschön von Angesicht. Er wußte, daß sie ihn nach ihres Vaters Willen gewählt und konnte trotz all ihrer Versicherungen nicht an ihre Liebe glauben; mehr und mehr quälte ihn der Gedanke, daß sie sich an seiner Seite nur unglücklich fühlen könne, und er beschloß zuletzt, von ihr in den Krieg zu ziehen. Im Kriege verlor er aber nicht sein Leben, wie er gehofft und gewünscht hatte, sondern nur sein rechtes Auge.

„Da sandte er der schönen Gräfin Botschaft: nun, da er noch seines Auges beraubt, und viel mehr wie zuvor entstellt sei, achte er sich auf ewig von ihr geschieden; er ziehe ins heilige Land; wenn er daselbst den Mühsalen des Krieges

erlegen sei, solle es ihr sein Knappe berichten, damit sie dann frei einen Gatten von schöner Gestalt wählen könne, der ein würdiger Genossen für sie sei.

„Die Gräfin hieß den Knappen, der die Kunde gebracht, einige Tage verweilen; sie schloß sich in ihre Gemächer ein, und Niemand wußte, was sie daselbst that. Nach mehreren Tagen kam sie hervor, dicht in Schleier gehüllt, zur Reise gerüstet und gebot dem Knappen, sie zu seinem Herrn zu geleiten.

„Der Ritter saß in seinem Zelt finster und allein, als seine holdselige Frau mit verschleiertem Antlitz zu ihm eintrat und ihn grüßte. „Laß ab von mir," rief er düster, „du folgst mir nur aus Pflicht, lieben kannst du mich nimmermehr!" Die Gräfin aber schlug ihren Schleier zurück und beugte sich liebevoll nieder auf den düstern Gemahl, er blickte auf und sah — in Eines ihrer schönen blauen Augen, das andre hatte sie selbst sich ausgestochen. „Nun sind wir einander gleich," sagte sie lächelnd, „und du darfst nicht mehr fürchten, ich sei zu schön für dich."

„Da erkannte er ihre unendliche Liebe, all seine Zweifel waren überwunden, er kehrte mit ihr heim, und sie lebten fortan glückselig zusammen."

„Das ist Treue!" rief Grote begeistert. „Fast gar zu schön," meinte lächelnd der Doktor, „und was die historische Wahrheit betrifft, so wird die höchst dubiös sein," bemerkte der Kanzleirath. „Als Erfindung eines alten Minnesängers hat es vielleicht einigen Werth," sagte Herr Radius anerkennend. „Sie hätte die Operation gar nicht selbst vollziehen und nicht so ohne Weiteres überstehen können," warf wieder der Kanzleiräth ein.

„Nicht gescheidt wäre sie gewesen!" platzte Frau Karo=

line heraus." „Na, auf solchen Beweis von Treue hätte ich auch keinen Anspruch gemacht," sagte ihr Gemahl. „Ist auch nicht nöthig," entgegnete sie lachend, „ich wäre meinetwegen zu dir gekommen mit allen zwei Augen, und hätte dir gesagt, du sei'st mir doch schön genug und ich wolle mit dir vorlieb nehmen, so wie du seist. Hättest du's dann doch nicht geglaubt, so wär's dein eigner Fehler gewesen. Wenn der Mann einäugig ist, so hat die Frau zwei Augen um so nöthiger."

„Auch richtig," gab der Kanzleirath zu; „aber Sie, Madame Elsinger, worin besteht denn Ihr Ideal von Weibertreue." „Ach, ich habe nicht viel Zeit, mich mit Idealen abzugeben," sagte diese, „aber ich meine die Bürgermeisterin von Schorndorf hatte ihrem Manne einen viel bessern Dienst gethan, als die Frau Mathilde dem ihren."

„Wer war die Bürgermeisterin von Schorndorf?" fragte Arthur. „Ach, das ist eine bei uns wohlbekannte Geschichte," sagte Herr Radius, recht vergnügt über den soliden Fortgang des Gesprächs, „die im Jahr 1688 passirte, wo der französische General Melac als Verderber und Mordbrenner durch unser Land zog. Die Festung Asperg hatten sie durch Gewalt und Drohungen schon besetzt und einen Befehl zur Uebergabe von Schorndorf bei der Regierung erschlichen.

„Mit diesem Befehl ward ein Regierungskommissär nach Schorndorf abgesandt. Der dortige Kommandant widersetzte sich der Uebergabe, ein Theil des Magistrats aber wurde bedächtig und schwankend und glaubte, es werde keine Wahl bleiben, als dem Befehl zu gehorchen. Die Frau Bürgermeister Künkelin von Schorndorf jedoch, die wußte, warum sich der Magistrat versammelt hatte und schöpfte Verdacht; da die Sitzungen des Rathes, wie billig und natürlich, für Frauen nicht zugänglich waren, so schlüpfte sie in höchsteigner

Person in den großen Kachelofen der Rathsstube und hörte allda, daß, wenn auch mit schwerem Herzen, der Beschluß gefaßt wurde, sich in Gottes Namen dem herzoglichen Befehl und der Uebermacht des Feindes zu fügen, und die Stadt auf glimpfliche Bedingungen zu übergeben."

„Die Frau Bürgermeisterin," nahm Karoline eifrig das Wort, „schlüpfte wieder aus dem Ofen heraus, ob sie sich rußig gemacht, weiß ich nicht, rief, im Verein mit einer Freundin, alle Frauen der Stadt zusammen und sagte ihnen, welche Gefahr ihrer Stadt drohe.

„Ehe noch der wohlweise Magistrat seine Sitzung und Berathung vollendet hatte, da er sich wahrscheinlich nicht darüber vereinigen konnte, wer bei dem schmählichen Abzug aus den Thoren seiner Heimath den Vorrang haben solle, hatten sich sämmtliche Frauen vor dem Rathhause versammelt. Sie waren gerüstet mit allen Waffen, die Weibern zu Gebot stehen . . ." „Also Lächeln, Thränen, süße Ueberredung, anmuthige List," fügte der Doktor ein. „Keineswegs, Herr Doktor, zu süßen Worten war keine Zeit. Die Weiber hatten Besen, Ofengabeln und Feuerzangen und erklärten den Männern, wenn sie den Franzosen die Thore öffnen, so wollten sie, die Frauen, den Eingang noch vertheidigen, bis die Letzte von ihnen todt liegen bleibe; dieser Muth der Weiber beschämte die Männer; der herzogliche Kommissär wurde unverrichteter Dinge fortgeschickt und hatte zu thun, daß er mit heiler Haut davon kam. Als nach ein paar Tagen der Melac daher kam und geradezu einrücken wollte, — da fand er die Thore verschlossen und eine kampfbereite Bürgerschaft auf den Wällen, die sich zeigte, als die rechten und tüchtigen Männer ihrer muthigen Weiber."

„Die Franzosen haben die Volkswaffen respektiren lernen, die nicht das Kommandowort eines Generals, sondern ein

muthiges deutsches Herz in die Hand gibt," fügte Herr Radius ein; „Melac mußte mit Schimpf und Schande abziehen und die Stadt blieb unser."

„Die Frauen aber," schloß Frau Karoline, „warfen Besen und Ofengabeln weg, kehrten in ihre Küche zurück und kochten ihren Männern ein gutes Mittagsmahl." „Wovon zwar die Geschichte schweigt," sagte Doktor Halm. „Allen Respekt vor der Bürgermeisterin, gewiß hat sie ein Beispiel weiblicher Energie gegeben; da wir aber just von Treue reden . . ." „Und ist es nicht die höchste Treue, an des Mannes Werth und seine Kraft zu glauben und sie in ihm zu wecken, auch da noch, wo er sich selbst aufgegeben?" fragte Emma mit leuchtendem Blick, erröthete aber tief, als die Blicke sich auf sie wandten. „Eine recht poetische Verklärung der Frau Bürgermeisterin mit Besen und Ofengabel," sagte der Doktor wieder, „aber ich beneide denn doch ihren Mann nicht, mein weibliches Ideal ist sanfte Hingebung, selbstvergessene Demuth . . ." „Ein solches Beispiel," meinte die freundliche Hausfrau, „könnte ich vielleicht anführen; wenn es auch kein historisches ist." „Schön, schön," stimmten alle bei, auch Arthur, der sich eben besonnen, ob ihm die Probe schwäbischer Frauentreue, die die Frau Bürgermeisterin ihm gegeben, nicht gar zu massiv wäre.

Opfer ohne Dank.

„Eine Freundin meiner Mutter, ein schönes, liebenswürdiges, reichbegabtes Wesen, hatte, dem Wunsch ihrer Eltern zu lieb, einen etwas eigensinnigen, wunderlichen Mann geheirathet. Wenn sie aber auch nicht aus Liebe gewählt hatte, so war sie doch jederzeit heiter, liebevoll und aufmerksam auf

die kleinsten Wünsche ihres Gatten. Nur an der großen Zärtlichkeit, mit der sie Blumen pflegte, ließ sich vielleicht vermuthen, daß ihr Herz nicht ganz ausgefüllt sei.

„Einst hatte sie von ihrem Bruder auserlesen schöne holländische Hyazinthenzwiebeln erhalten, die sie sehr glücklich machten; sie pflegte sie gehorsam und belauschte mit kindlicher Freude das Keimen der Pflanzen, das allmälige Schieben der Knospen.

„Im Februar, fast an einem Tag, gingen die Blumen alle auf: das Zimmer blühte und duftete wie der schönste Garten und glückselig zeigte sie ihrem Mann die herrliche Flora, als er von einer kleinen Geschäftsreise zurückkehrte. Er nahm wenig Notiz davon und bemerkte bald: „die Blumen riechen viel zu stark, ich bin überzeugt, daß ich Kopfweh davon bekomme." „Ich fürchte, auf dem Gang außen wäre es zu kalt für sie," sagte die Frau, ängstlich um das Schicksal ihrer Lieblinge besorgt, „sie sind ja nicht im Schlafzimmer, und dein Arbeitszimmer ist im obern Stock, so fürchte ich nicht, daß dir der Duft schade." „Du weißt, daß bei unserer kleinen Wohnung der Geruch überall durchdringt," entgegnete er gereizt, — er war jederzeit gereizt, — und verließ das Zimmer. Als er später die Treppe wieder herab kam, kam ihm die Frau entgegen, sie trug all ihre schönen Hyazinthen abgeschnitten in einem Körbchen. „Was willst du damit?" fragte er mit der halben Beschämung, die auch der gewaltthätigste Mensch fühlt, wenn man plötzlich seiner Caprice nachgiebt. „Es ist heute Abend Ball, da will ich meine schönen Blumen den jungen Mädchen vertheilen," sagte sie heiter; — „so haben sie doppelte Freude gemacht."

„Das gebe ich zu," sagte Herr Radius, „mag eine schwerere Probe sein, als den Mann auf dem Rücken zu tragen, zumal wenn die Geschichte noch versichern kann, daß die Dame nachher nicht in offener oder verblümter Weise dem Mann das Leben sauer gemacht hat wegen der geopferten Blumen."

„Ein höchst unnöthiges Opfer!" rief Frau Karoline, „es geschieht den Männern ein schlechter Dienst damit, wenn man jeder ihrer wunderlichen Laune so nachgibt, den wollt' ich gelernt haben, meine Blumen zu riechen!" „Ja, ja," lächelte der Doctor etwas spöttisch, „der Herr Gemahl darf sich vielleicht mehr auf die Schorndorfer als auf die Weinsberger Treue gefaßt machen."

„Sie, Fräulein, sind uns Ihr Beispiel von Frauentreue noch schuldig," sagte Arthur, den ein unwillkührlicher Zug doch immer in Emma's Nähe führte, deren stille Augen und gedämpfte Heiterkeit mehr Anziehung auf ihn übte als die laute Fröhlichkeit der jungen Mädchen draußen, unter denen er doch die schönste Gelegenheit gehabt hätte, sein Urbild einer Schwäbin zu suchen.

„Ach," rief Frau Karoline, „das Ding wird am Ende einförmig, wir können uns nicht immer selbst loben; wie wär's, wenn die Herrn zur Abwechslung etliche Exempel von Männertreue brächten?"

Die Männer besannen sich. Keinem, selbst dem mundfertigen Sachsen wollte jetzt gerade ein solches Beispiel einfallen, und die Hausfrau sprach lachend: „ja, das wird eine vergebliche Forderung sein! Kennen Sie nicht das alte Liedchen vom muntern Ritter, der mit seinem Liebchen die Höhe von Weinsberg besteigt und bei den Trümmern der Weibertreue den Schwur ewiger Treue von ihr verlangt?

Bei diesen Trümmern der, — verzeih
Fast ganz verfallnen Weibertreu.

Das Liebchen verspricht zu schwören, wenn er ihr auch nur einen einzigen Stein von Männertreue zeigen könne.

Nur Einen Stein, der, o verzeih,
Noch nie bestandnen Männertreu.

„Man sagt, daß der Ritter bis heutigen Tags den Stein noch nicht aufgefunden habe.“

„Ein eklatantes Beispiel von Männertreue ist auch mir im Augenblick nicht erinnerlich,“ gab der geschichtskundige Herr Radius zu. „Weil bei Männern die Treue Regel ist, und die Untreue Ausnahme,“ behauptete Arthur, wobei er einem unglaubigen Lächeln der Dame begegnete.

„Aus der Ritterzeit vielleicht,“ meinte Frau Cäcilie. „O Ritterzeit!“ rief der Doctor, „von keiner ist mehr gelogen worden; weiß nicht, ob die Treue unserer Damen heutzutage Stand hielte, wenn sie eine Behandlung erfahren müßten, wie die minniglichen Frauen des Mittelalters von den biderben Rittern, wie solches die schöne Chrimhilde noch ganz begreiflich fand.“

„Nun, dann waren die Damen des Mittelalters in ihrem guten Recht, daß sie den Männern oft die Werbung so sauer machten,“ meinte die Hausfrau.

„Einen Ritter,“ sagte Herr Radius, der endlich hoffte, seinen Unterhaltungsstoff anzubringen, „habe ich selbst noch in hiesiger Gegend gekannt, der zwar keiner Dame Treue beweisen konnte, da er Malthefer war, der aber doch einen Beweis gibt, daß die ritterliche Gesinnung deutscher Männer auch in der Ferne einen guten Klang hat.“

„Einen Ritter, den Sie noch gekannt?“ fragte zweifelnd Frau Karoline.

„Allerdings," versicherte Herr Radius, „es war zwar nicht der letzte Ritter von Marienburg, aber doch der letzte Ritter von Affaltrach. Freilich war es auch kein Ritter in silberblanker Rüstung wie der Otto von Trautwangen; es war ein alter behaglicher Herr von stattlicher Gestalt und ansehnlichem Bauch, mit einem Zopf und gepuderten Haaren, der immer im langen Frack ging, bei hohen Festen von scharlachrother Farbe, aber ein Ritter war es immerhin: der letzte Maltheser, Franz Karl, Freiherr von Truchseß zu Appenweiher, grand bailif und Commenthur. Er hatte seinen Ruhesitz in dem Dörfchen Affaltrach, unweit Weinsberg, das bis in die neueste Zeit dem Maltheserorden gehörte. In seiner Jugend war er auf Malta und Commodore einer Schiffsabtheilung des Ordens gewesen. Die Kriege mit den Saracenen hatten damals aufgehört und die Schiffe dienten nun dem friedlichen Zweck, Früchte von Sicilien nach Malta zu bringen. Eine Dürre auf Sicilien hatte den Commodore einst genöthigt, Getreide vom Dey in Algier zu kaufen, bei welcher Gelegenheit beide gut mit einander bekannt wurden.

„Im folgenden Jahr machte der Freiherr wieder eine Uebungsfahrt nach Algier; er hörte dort, daß der Dey auf seinem festen Schloß Lasauba von wilden Gebirgsvölkern belagert sei. Der bedrängte Dey sah die Schiffe der Maltheser; er sandte eine Botschaft an den Freiherrn, um ihn anzuflehen, sich seiner Frauen anzunehmen. Er wisse sie auf einem geheimen Wege zu flüchten, könne aber keine Männer zu ihrer Bedeckung entbehren; so bat er denn den ritterlichen Deutschen, sie sicher zum Pascha von Rhodus, seinem Freunde, zu führen. Er selbst wolle hier bleiben und kämpfen wie ein Mann.

„Er überschickte dem Ritter noch einen kostbaren Ring, mit dem er sich bei dem Pascha von Rhodus beglaubigen könne. Der Deutsche sagte seinen Schutz zu, und in tiefem

Dunkel der Nacht, bei dem Schein weniger Fackeln, die Sclaven trugen, zogen die schüchternen Tauben des Harems herab auf die deutschen Schiffe.

„Treu seinem Ritterwort, ehrte der Commodore sogar die strengen Haremsgesetze und verlangte nicht einmal zum Dank das Antlitz seiner schönen Schützlinge zu sehen. Wohlbehalten nach glücklicher Fahrt übergab er sie dem Pascha von Rhodus, und nahm freundlich den leisen Dank, mit dem die scheuen Vögelein von ihrem edlen Beschützer schieden.

„Den Ring hat der Freiherr als Kleinod bewahrt so lang er lebte; er zeigte ihn noch als Greis seinen Freunden und erzählte lachend, wie sich wohl seine Maltheserschiffe damals gewundert hätten über die schöne Last, die sie nach Rhodus tragen mußten."

„Aber, Herr Radius, über Ihrem letzten Ritter vergessen wir ganz das Gläschen Wein, dem doch die alten und neuen Ritter nie abgeneigt waren," mahnte der Hausherr; „angestoßen, ihr Herrn! aufs Wohl aller Männer, die noch einen Funken alter Ritterlichkeit in sich tragen, hoch!" „Hoch!" rief die Gesellschaft und „hoch!" stimmten der Spur nach die Jünglinge ein, die sich mit vollen Gläsern um die Laube gruppirten.

Arthur verweigerte anzustoßen; „das erste Glas gebührt den treuen Frauen," sagte er, „und Fräulein Emma hat uns ihr Ideal noch nicht genannt." „Herr Doktor Halm ist ein Historiker, der weiß gewiß die schönsten Beispiele," sagte ausweichend Emma, die durch das erste harte Urtheil, das sie überhaupt gehört, ganz um ihre sonstige Unbefangenheit gebracht war. „Ich!?" rief mit komischem Erstaunen der Doktor, „o ja, allerdings, die Historie bietet uns unterschiedliche glorreiche Beispiele getreuer und vortrefflicher Gattinnen und Mütter, wie in jedweder Grammatik, lateinischen oder

französischen Chrestomathie zu lesen ist: eine Arria, Kornelia, und wie ähnliche Schulkamerädinnen von uns heißen, aber sie sind doch allzubekannt: ich bin gewiß, der Herr Stadtschreiber wüßte uns aus dem Schatz seiner Erinnerungen viel unbekanntere und pikantere Beispiele zu nennen."

Der gar alte Herr Stadtschreiber hatte indeß wenig Theil an der Conversation genommen; er saß nur ganz behäglich, — in sich hinein vergnügt wie ein Maikäfer, sagt der Schwabe, schenkte seinen Nachbarn fleißig ein und versäumte nicht, nachher jedesmal sein eigen Gläschen zur Hälfte zu füllen, weshalb auch seine Augen immer heller glänzten und sein Zöpflein vergnüglich wackelte.

Als man ihm aber sagte, wovon die Rede sei, so meinte er, „wenn Sie von merkwürdigen Frauenzimmern sprechen, so dürfte wohl billig der Frau des Landschaftssekretarius Stockmeyer erwähnt werden, die im Jahr 1804 durch ihre Standhaftigkeit dem Lande einen großen Dienst erwies." „Da haben Sie recht, Herr Stadtschreiber," rief Radius, „daß Sie dieser Geschichte erwähnen, die zur Schande unsers Geschlechts schon jetzt fast vergessen ist, — über diese Geschichte würde am Besten die Ueberschrift passen:

„Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen."

„Im Anfang dieses Jahrhunderts," hub der Herr Stadtschreiber an, „machte der alte Herr, Gott hab' ihn selig, ein gescheidter, aber auch ein gewaltthätiger Fürst, verschiedentliche Versuche, die von ihm selbst beschwornen Rechte der Landschaft anzutasten. Wie aber jeder Regent unterthänige Diener und bereitwillige Hände zu jeder Gewaltthat findet, so hat es auch zu jeder Zeit gerade, redliche Männer gegeben, die es besser mit dem Fürsten gemeint haben als er mit sich selbst und die unerschütterlich der Wahrheit die Ehre gegeben haben. Unter diese gehörte der Landschaftssekretär Stockmeyer, der die

widerrechtlich geforderten Sigille der Landschaft den Beamten des Kurfürsten verweigerte und deshalb von Amt und Familie fortgeführt und eingesetzt wurde.

„Obgleich er niemand sprechen sollte, so gelang es doch seiner Frau, zu ihm in's Gefängniß zu kommen und ihm Trost und Nachricht von den Seinigen zu bringen. Die treue Frau bemerkte aber bald, daß eine besonders schwere Sorge ihres Gatten Herz belaste. Auf ihr Drängen gestand er ihr, daß im Rathhause noch wichtige Papiere verwahrt seien, die der Landschaft gehören und daß es im höchsten Interesse der Rechte des Landes liege, solche in Sicherheit zu bringen, daß er aber keine Seele wisse, der er diesen wichtigen Auftrag vertrauen könnte.

„Die muthige Frau nun erklärte sich dazu bereit, und das war kein Spaß, wenn man den alten Herrn selig kannte und seinen Zorn.

„Sie brachte die Papiere mit großer Vorsicht aus dem Rathhaus während bereits die churfürstlichen Beamten im Hause waren und darnach suchten, verwahrte solche in einem verborgenen Kästlein und begrub die Schlüssel eigenhändig in ihrem Keller.

„Die That war ganz verborgen geblieben, die Papiere aber wurden bald vermißt und mit Ingrimm gesucht. Gegen ihre eigne Ansicht mußte Frau Stockmeyer auf Befehl ihres Mannes einem nahen Verwandten mittheilen, daß sie die Papiere verborgen; dieser Vetter war auf des Kurfürsten Seite, und Stockmeyer hoffte ihn durch diese Mittheilung zu seiner Pflicht gegen das Land zurückzuführen. Dieser, wegen der Sache verhört, lieferte alsbald den Brief der Frau aus, in dem sie sich zu der That bekannte.

„Alsobald wurde sie von hohen Beamten aufgefordert, zu sagen, wo sich die Akten befinden und die Schlüssel auszuliefern; sie erklärte zum unaussprechlichen Erstaunen der Herrn, daß sie dies weder könne noch wolle. Sie habe die

Papiere im Auftrag ihres Mannes in Sicherheit gebracht, und nur wenn dieser ihr frei gegenübergestellt werde, und sie mit eignem Munde ihres Versprechens der Verschwiegenheit entbinde, so werde sie dieselben ausliefern. Bitten und Drohungen, gütliche und heftige Vorstellungen scheiterten an der ruhigen gelassenen Festigkeit der Frau.

„Am Ende sagte man ihr, daß sie zur Strafe ihrer Widerspenstigkeit, zur Beugung ihrer Hartnäckigkeit, gefänglich eingesetzt werde; sie blieb unerschüttert und bat nur, das Kind, das sie noch stillte, mit sich nehmen zu dürfen. Mit dem Kinde und einer treuen Magd, die sich freiwillig mit ihr einsperren ließ, wurde sie nun in ein Zimmer des Rathhauses eingeschlossen, mit dem Verbot, sich an keinem Fenster sehen zu lassen. Von ihrem Gatten, den sie leidend wußte, bekam sie nicht die geringste Kunde, von ihren vier Kindern daheim, denen die treue, besorgte Mutter so sehr fehlte, durfte sie keines sehen; die beständige stille Sorge, der ungewohnte, gänzliche Mangel an Luft und Bewegung machten sie am Ende ernstlich krank; von Zeit zu Zeit kamen immer wieder die kurfürstlichen Kommissarien, die vornehmsten Herren des Landes, um sie zu verhören, um zu sehen, ob sie noch nicht mürbe geworden sei; sie aber blieb fest, unbeweglich, eine treue Hüterin des Vertrauens ihres Gatten.

„Man sagte ihr endlich, ihr Mann habe den Verwahrungsort der Papiere angegeben, sie habe nur noch die Schlüssel abzuliefern; sie aber beharrte darauf: nur dem mündlichen Befehl ihres freigelassenen Gatten, als dessen Werkzeug sie gehandelt, werde sie Folge leisten.

„Und, ‚Treue gewinnt,‘ hieß es zuletzt, der Churfürst gab energischen Vorstellungen anderer rechtschaffener Männer nach, der Sekretair ward seiner Familie zurückgegeben, die standhafte Frau in Freiheit gesetzt und die Rechte des Landes blieben für diesmal unangetastet.

„Die Frau Stockmeyer wurde von allen Seiten mit großen Ehren überhäuft; sämmtliche Prälaten und die Herrn von der Landschaft erließen ein feierliches Danksagungs- und Belobungsschreiben an sie, worin ihr eine lebenslängliche Pension zugesichert und ein Präsent angeboten wurde, welch letzteres sie aber ablehnte. Ein angesehener Prälat bestimmte ihr in seinem Testament eine goldne Medaille, die er selbst früher zum Dank für seine Verdienste von der Landschaft empfangen hatte; sie wurde in Prosa und Versen gepriesen. Sie aber kehrte in aller Stille in's Privatleben zurück, war nach wie vor eine emsige Hausfrau, eine sorgsame Mutter und eine liebevolle Ehefrau und suchte keinen Ruhm, als den stillen Ruhm vor Gottes Augen, daß sie als eine getreue Haushälterin erfunden werde."

„Allen Respekt!" rief der Hausherr, „Gott gebe jedem Mann ein so zuverlässiges Weib, wenn sie auch nicht auf so schwere Proben gesetzt wird. Angestoßen! auf das Wohl aller treuen und starken Frauen!"

„Aber, Herr Doktor," mahnte Radius, „es wäre doch fatal, wenn Sie als Historiker uns nicht auch mit einem Exempel regaliren wollten."

„Der Beispiele des Guten," meinte der Doktor, „könnten es doch am Ende zu viel werden: eine merkwürdige Frau aber, wenn auch nicht eben ein Exempel von Treue, schwebt mir im Augenblick vor, da sie einen Theil ihrer abenteuerlichen Lebensrolle auch in hiesiger Gegend spielte. Wenn ich Sie nicht langweile . . ."

„O nein," versicherte die Hausfrau, „wir haben noch eine schöne Pause, eh es dunkel genug wird, das Feuerwerk zu beginnen." „Nun denn, so hören Sie die Geschichte der Frau von Krüdener. Sie wissen wohl besser als ich, daß im

Juli 1815 der glorreiche Tag war, wo die russische und österreichische Armee sich in und um Heilbronn zum Zuge nach Frankreich sammelten, wo die alte Reichsstadt die zwei ersten Herrscher der Christenheit in ihren Mauern beherbergte: den Kaiser Franz von Oesterreich und den schönen ritterlichen Kaiser Alexander von Rußland.

„Kaiser Alexander hatte sich, müde von der Reise, von Audienzen und Huldigungen, in seine Gemächer zurückgezogen, als man eine Dame meldete, die ihn dringend zu sprechen wünsche. Der Kaiser ließ sie erst vor, nachdem sie sich als Frau von Krüdener genannt. Der Name war ihm nicht fremd; fast noch aus seiner Knabenzeit erinnerte er sich der jungen Frau des Freiherrn von Krüdener, deren anmuthige, feenhafte Erscheinung einst den Hof von St. Petersburg bezaubert hatte.

„Ein Herbstabend ist viel zu kurz, um auch nur einen Abriß des wechselvollen Lebens dieser abenteuerlichen Frau zu geben. Als Tochter eines reichen liefländischen Barons wurde sie von Anfang von allen Gaben der Natur und des Glücks überschüttet. An dem üppigen Hof zu Paris war sie zu allen Talenten und Künsten gebildet, die ihre natürliche Anmuth noch erhöhen konnten, von Vestris selbst im Tanz und graziösen Atituden unterrichtet, und lebte, als Kind schon ein Wunder ihrer Kreise, in einem endlosen Traum rauschender Feste und Freuden, eh sie auch nur einmal mit wachen Augen ins Leben gesehen hatte. Im fünfzehnten Jahre heirathete sie den edlen und hochgebildeten Freiherrn von Krüdener."

„War sie schön?" unterbrach die Hausfrau den Doktor.

„Sie soll weniger schön, als außerordentlich fein, zierlich, geistvoll und anmuthig gewesen sein, voll Leben und Bewegung," fuhr dieser fort. „Ihre Reisen, ihr Aufenthalt an Höfen, anfangs noch an der Seite des Gatten, am Hof von Petersburg, von Berlin, von Kopenhagen, in Paris, in

Venedig, in deutschen Bädern, waren lauter Triumphzüge; überall glänzte sie als erster Stern, und so hinreißend ihre äußere Erscheinung war, unterstützt von den Geheimnissen einer feenhaften Toilette, die ihr niemand nachahmen konnte, so soll doch ihr Geist und Witz, ihr Talent in dramatischen Darstellungen, ihre lebendige Unterhaltungsgabe noch viel mehr gefesselt haben."

„Der Doktor wird ganz feurig," lächelte Frau Cäcilie. „Halten Sie inne, Doktor, mit Ihrer Schilderung, Sie verleiden sonst unsern Männern ihre guten, hausbackenen Frauen."

„Weiß nicht," sagte der Doktor lächelnd, „ob Einer aus unserer Gesellschaft das Verlangen hätte, Besitzer eines so vielbewunderten Prachtexemplars zu sein." Es ließ keiner der Herren einen solchen Wunsch laut werden, und Frau Karoline fragte:

„Welche Rolle spielte denn ihr Mann, während sie ihre Triumphe feierte?

„Er war ein Ehrenmann," sagte der Doktor ernsthaft, „an Jahren und Erfahrung ihr weit überlegen, aber wie alle, hingerissen und geblendet von dem Zauber ihres Wesens. So war er ihr erster Anbeter und Bewunderer, ihr Freund und Beschützer, so lange sie sich von ihm beschützen ließ; aber er besaß nicht die Kraft, sie entschieden in die Schranken ihrer Pflicht zu weisen, als seine ernsten und liebevollen Vorstellungen erfolglos blieben. Sie selbst liebte und verehrte ihn, aber ihr rastloser Hang nach rauschenden Freuden und Zerstreuungen, ihre Sucht, zu glänzen und sich bewundern zu lassen, ließ sie kein häusliches Glück genießen oder bereiten. So war es ein wunderliches Verhältniß. Bald trennte sie sich von ihrem Mann und stürzte ihn durch rasende Verschwendung in Verlegenheit und Verzweiflung; dann schrieb sie ihm wieder die rührendsten Briefe voll schöner Gefühle

und edler Vorsätze, dazwischen schloß und löste sie allerlei romantische und unromantische Herzensverhältnisse, bis sie ihren Mann nach seinem Tod in trostlosem Leid beklagte, um so heftiger, je kürzer es dauerte.

„Alles aber nimmt ein Ende, und obgleich die schöne Frau es verstand, ihren Frühling lange, bis in den Sommer auszudehnen, fand sie doch allmälich, daß der Zauber zu schwinden begann, und ihre Erscheinung kühler aufgenommen wurde. Sie ließ aber die Schwingen nicht sinken; als die Rosenkränze welkten, strebte sie nach dem Lorbeer der Schriftstellerin und suchte in Ruhm den Durst einer nicht gemeinen Seele zu stillen. Man sagt, daß sie ebensoviel Geist und Kunst aufgeboten, um ihren Werken Verbreitung zu gewinnen, als um sie zu schaffen. Sie hatte zuerst einen Roman unter dem Titel ‚Valerie' geschrieben; nach seinem Erscheinen zog sie und ihre Vertrauten in allen Putzläden und Kaufgewölben der Stadt umher und fragten überall nach Hüten, Shawls, Tüchern u. s. w. à la Valerie. „Es ist uns nichts derart bekannt," erwiederte man ihnen. „Was? noch nichts à la Valerie?" fragte sie erstaunt. „Ja, wer ist denn die Valerie?" „Ach, das ist ja der berühmte Roman der Frau von Krüdener, ist's möglich, daß Sie den noch nicht kennen?" Nun strömte und rannte alles nach dem Buch, und auf's Neue hatte Frau von Krüdener erreicht, daß ihr Name von tausend Lippen genannt wurde. Aber inmitten dieser neuen Erfolge bemächtigte sich, ohne alle äußere Veranlassung, eine trostlose Oede, eine unbesiegbare Schwermuth ihrer Seele, so daß sie matt und übersatt sich auf ein Gut ihrer Eltern zurückzog, und vergeblich nach einem Licht in die farblose Leere ihrer Seele suchte.

„In dieser Zeit brachte ihr ein armer Schuster Schuhe. Sein heitres Aussehen fiel ihr auf, und sie fragte ihn, wie es ihm gehe? „O, ich bin ein glückseliger Mensch," ant-

wortete ihr der aus vollem Herzen, „ich habe Frieden gefunden.“ Er war Mitglied der böhmischen Brüdergemeinde und gab ihr in seiner schlichten Weise den Grund der Hoffnung an, die in ihm war. Da wurde ihr mit Einemmale die Ursache ihrer Herzensöde, das Elend ihrer verarmten, vertrockneten Seele, die Nichtigkeit ihrer glänzenden Vergangenheit klar, und mit aller Begeisterung einer feurigen Natur warf sie sich rückhaltlos dem Glauben in die Arme, mit Einem gewaltigen Stoß brechend mit aller Herrlichkeit der Welt. Aber es war nicht ihre Art, nun in Stille und Demuth dem neuerschienenen Stern nachzugehen; nein, sie glaubte sich alsbald zur Predigerin und Prophetin berufen. Aufs Neue durchzog sie alle Lande, nicht in den glänzenden Gewändern der Weltdame, auch suchte sie nicht mehr Paläste und Prunksäle, aber wie vor Zeiten als schimmerndes Weltkind, so sammelte sie jetzt als Bußpredigerin begeisterte Schaaren um sich, die an ihren Lippen hingen und ihren Schritten folgten.

„Wie weit sie wirklich eine Reuige und Gläubige, wie weit sie Schwärmerin war, und wie viel sie selbst von der ehemaligen Kokette in ihr neues Leben hinübergenommen, das ist wohl für menschliche Blicke schwer zu unterscheiden. In Paris hielt sie, außer ihren Vorträgen, auch Abendversammlungen, die nur stillem Gebet geweiht waren. Die andächtige Menge versammelte sich in einem matt erleuchteten Saale, durch dessen offne Thür man am Ende einer langen Zimmerreihe, von hellem Lampenlicht umflossen, Frau von Krüdener in priesterlichen Gewändern betend auf den Knieen liegen sah. In solchen Zügen glaubt man die Attituden von Vestris wieder zu erkennen. — Das aber glaube ich, daß man ihr entschieden Unrecht thut, wenn man sie für eine Betrügerin hält. Sie hat sich ihrer Ueberzeugung mit voller Seele

hingegeben, hat ihr große Opfer gebracht und für sich nie einen Vortheil gekauft und errungen.

„Kurze Zeit vor dem Wiederausbruch des Krieges hatte sie sich auf einem Hof bei Weinsberg angekauft, wollte hier eine neue Gemeinde gründen und auf einem nahen Hügel eine Kirche bauen."

„Doch nicht auf der Weibertreue?" fragte Frau Cäcilie.

„Nein, so anmaßend war sie nicht," lächelte der Doctor, „aber auf dem Hügel dort, wo die Pappeln stehen; als sie aber die Ankunft des Kaisers erfahren, glaubte sie sich zu einer höhern Mission berufen, und, um diese zu erfüllen, verlangte sie die früher erwähnte Audienz.

„Der Kaiser, etwa auf die Bitte einer verarmten Hofdame gefaßt, war erstaunt, als die Frau, an der er keinen Zug der frühern Schönheit wieder fand, als begeisterte Bußpredigerin vor ihm stand, ihn, den Alleinherrscher aller Reußen, schalt um seiner Genußsucht, seines Stolzes und Leichtsinns willen, ihm aber zugleich verkündete, daß er zum Stifter eines neuen herrlichen Gottesreiches, zum Friedensfürsten Europa's berufen sei. Sie verhieß durch ihr Gebet den Sieg seiner Waffen, den Untergang Napoleons zu erflehen; dann aber sollte er mit den christlichen Fürsten Europa's sich zu einer heiligen Allianz verbinden und das Beispiel eines Kaisers geben, in dessen Landen Friede und Gerechtigkeit herrschen.

„Alexander wurde von den begeisterten Worten der Frau bewegt, erschüttert, hingerissen. Er ging in ihre Plane ein, und diese Unterredung dauerte drei volle Stunden. Als später der Kaiser einige Zeit in Heidelberg verweilte, bewohnte Frau von Krüdener ein kleines Häuschen vor der Stadt, wohin sich Alexander jeden Abend begab, um sich mit ihr zu besprechen und mit ihr zu beten.

„Nach dem Sieg der verbündeten Waffen und ihrem

Einzug zu Paris ließ Alexander, seines Versprechens eingedenk, nach eigner Angabe die Akte der heiligen Allianz abfassen und unterzeichnete sie am 26. September zu Paris, und alle christlichen Fürsten folgten seinem Beispiel. Der erste Gedanke dazu war aber das Ergebniß jener nächtlichen Stunde zu Heilbronn und darum hat diese Geschichte auch ihr Recht, wo es sich um die Denkwürdigkeiten dieser Gegend handelt."

„Frau von Krüdener hat, so viel ich weiß, ihre Prophetenrolle noch lange gespielt?" fragte der Sachse. „Ja wohl," entgegnete der Doktor, „es ist schwer, in chronologischer Ordnung ihren Zügen zu folgen, so viel ist gewiß, daß der alte Zauber ihres Wesens nicht gebrochen war. Wohin sie kam, versammelte sie Zuhörer aus allen Klassen um sich. Mehr noch freilich zog ihre mehr als fürstliche Freigebigkeit Schaaren von Armen nach. In den Theuerungsjahren 1817 bis 1818 speiste sie täglich große Schaaren armer Hungriger, so daß sie zuletzt dieses Gefolges wegen überall für einen gefährlichen Gast gehalten wurde. Zuerst wurde ihr der Aufenthalt in den deutschen Staaten verboten; die Schweiz gewährte ihr eine Zeitlang Asyl, bald aber wurde sie auch da fortgewiesen und zog nun mit ihren Anhängern wie ein gescheuchtes Wild von Ort zu Ort, von Land zu Land.

„Zuletzt wandte sie sich nach Petersburg zurück, aber auch ihr kaiserlicher Beschützer war mißtrauisch gegen sie geworden und gestattete ihr keinen Aufenthalt mehr. Endlich schien sie doch einzusehen, daß das Predigtamt kein Frauenberuf ist; müde, mit gebrochenem Körper, aber ungebeugter Seele, zog sie sich mit ihrer Tochter auf ein Landgut in der Krimm zurück, wo sie im sechzigsten Jahre an einer schmerzhaften Krankheit starb."

„Ein trauriges Prophetenloos!" seufzte Arthur, „nach diesem zerfahrenen Leben und Gemüth thäte uns ein ein-

faches, klares Frauenbild wohl, wissen Sie uns wirklich nichts zu erzählen, Fräulein Emma?"

Treue im Tod.

„Wenn ich von treuen Frauen höre," sagte Emma etwas schüchtern, „so muß ich an Gertrude von Wart denken." „Wer war die?" fragte Frau Karoline. „Die Frau eines deutschen Edelmannes, Rudolf von Wart, der der Mitschuld an Kaiser Albrechts Tod angeklagt und von der blutigen Rache der Königin Agnes zum Tod auf dem Rad verurtheilt wurde. Der Henker hatte sein blutiges Amt gethan, der Unglückliche lag noch lebend in furchtbarer Qual, und selbst das schaulustige Volk floh mit Entsetzen von der Jammerstätte. Gertrud, seine Frau, hielt bei ihm aus. Sie hatte nicht Macht genug gehabt, ihn von seinen finstern Planen abzuhalten, aber sie hatte die Kraft, bei ihm zu bleiben in seinem schrecklichsten Elend. Ob ihr auch sein namenloses Leiden das Herz zerriß und jede Fiber erbeben machte, sie wich und wankte nicht, sie netzte seine brennende Zunge mit frischem Trunk, sie sprach ihm Trost zu mit bleichen Lippen, sie hielt ihm das Bild des sterbenden Heilandes vor, der schuldlos gelitten und so schwer wie er; wenn er im Uebermaß der Qual in Flüche und Verwünschungen ausbrechen wollte, so schickte sie feurige Gebete für ihn zum Himmel und flehte zu Gott, daß er ihre heißen Thränen annehme zur Sühne für seine Schuld.

„Drei Tage und drei Nächte hat sie so bei ihm ausgeharrt, ohne andres Labsal, als den kühlen Trunk, mit dem sie auch seine Lippen netzte, — allein, mit dem Verzweifelten unter allen Schrecken des Hochgerichts; sie blieb ihm nahe, wo er verlassen schien von Gott und der Welt; so oft er

noch aufblicken konnte, sah er in ihre treuen Augen und in sein qualvolles Stöhnen tönte ihre leise, süße Stimme. Da brach sein trotziger Sinn, sein Leiden verlor den Stachel, und mit seinem letzten Hauche stimmte er ein in ihr frommes Gebet.

„Am Morgen des vierten Tages war er verschieden und Gertrude wankte dem Kloster zu, wo sie ihre Tage verleben wollte. Es dauerte nicht lange mehr, bis das Kloster nur die Heimath für ihre Leiche war. Ich denke, das war Frauentreue!" schloß Emma leise, selbst tief bewegt von ihrer Geschichte.

„Ja, das war Frauentreue!" stimmte Arthur begeistert ein, „aber ein zweites Beispiel, wie dies, bietet die Geschichte nicht." „Vielleicht nicht die Geschichte, aber das Leben," sagte Cäcilie. „Die That der Rizpa," sagte Emma, die allmälich lebendiger wurde, „ist fast eine ähnliche, nur ist es hier die treue Mutter, nicht die Gattin, was ein Weib so stark macht."

„Rizpa? ist mir kein bekannter Name," gestand Herr Radius.

„Sie war die Mutter von zwei Söhnen Sauls, die mit ihren fünf Stiefsöhnen als Opfer einer alten Blutschuld Sauls den Gibeonitern ausgeliefert und auf einer Höhe aufgehängt wurden. Um die Leichen zu schützen, nahm Rizpa, die Tochter Aja, ein Tuch und breitete es über den Fels, wo sie lagen und hielt die Wache bei ihnen. Sie hütete sie bei Tag vor den Vögeln des Himmels, bei Nacht vor den Thieren des Feldes, und so wachte sie einsam bei den Todten von dem Beginn der Erndte an bis zur Zeit der Spätregen. Endlich hörte David von der stillen That der Frau und gab den Leichen ein friedliches Grab, und die treue Wache war nicht vergebens gewesen."

„Wirklich, es ist schade, daß man nie in der Bibel

Brandwunden am Kinn, nur Arthurs Rock und Weste Schaden gelitten.

Er hatte sich bald erholt und suchte nun seine Retterin, die sich, tief beschämt über die rasche That ihres Herzensinstinkts, weit von der Menge zurückgezogen hatte, wo sie die freundliche Frau Bernhard zu beruhigen suchte und ihr kühlende Umschläge über die Arme machte. Tante Mine war zum Glück früher nach Haus gegangen, die hätte den Schreck kaum überlebt.

„Darf ich Ihnen nicht meinen Dank sagen, Emma, liebe Emma!" fragte Arthur in tiefer Bewegung, indem er die verletzten Hände an seinen Mund zog, „o, wie viel Unrecht habe ich Ihnen gethan! wie kann ich Ihnen danken?" „Gar nicht," erwiderte Emma in peinlicher Verlegenheit; sie hätte sich lieber in die Erde verborgen, als ihre That preisen hören. „Gar nicht?" sagte Arthur traurig und fuhr dann wieder mit allem Feuer seiner rasch erregten Natur fort: „Emma! als meine Retterin haben Sie mich umfaßt, wollen Sie mir nicht vergönnen, das Leben, das Sie mir gerettet, Ihnen zu weihen, Sie zu umfassen, zu stützen, zu tragen in treuer Liebe ein ganzes Lebenlang." „Wir spielen keinen Roman," sagte Emma, „was ich gethan, that ich ohne Besinnen und hätte es für Jedermann gethan, es legt Ihnen keine Pflicht auf und gibt Ihnen kein Recht." Die Rose, die sich einen Augenblick erschlossen hatte, hüllte sich wieder dicht in Blätter ein und zeigte nur die schirmenden Dornen.

„Die Fackeln brennen!" rief es von der andern Seite, „nach Hause!" Arthur war etwas feuerscheu geworden, er nahm keine der brennenden Fackeln für sich, Emma aber ließ es doch geschehen, daß er ihren Arm nahm, und sich dem Zuge anschloß, der singend beim schwanken Fackellicht den Berg hinabzog.

Arthur hatte nicht mehr den Muth, mit ihr zu reden,

nachdem sie ihn so kurz und spröde abgefertigt hatte, und Emma war dies am liebsten, sie fühlte sich angegriffen und das Weinen war ihr näher, als das Zürnen.

Die jugendliche Schaar vorn sang allerlei schöne alte und neue Lieder. Arthur war so verschüchtert durch die unerwartete Ungnade der erst Verschmähten, die ihm nun eine Perle sonder Preis erschien, daß er erst gegen das Ende einzustimmen wagte in den wehmüthigen Schluß des alten Wanderliedes:

Und soll ich dich nimmer wiedersehn, dich wiedersehn, dich wiedersehn.
Ade, ade, ade,
Ja Scheiden und Meiden thut weh.

Aber von Emma's Munde klang kein einziger Laut. Die Stadt war erreicht, die Fackeln wurden auf einen Haufen geworfen und loderten in gewaltigem Feuer auf, eh sie zusammensanken. Um das Feuer schallten noch die schönsten Gesänge. Emma's Lippe blieb stumm, ihr Auge tief gesenkt; Arthur konnte kein Wort mehr von ihr gewinnen, als sie im milden Mondlicht vollends die Heimath suchten.

An der Hausthüre erst trafen sie Papa Radius und Edmund, Jeden in seiner Art begeistert. Als die drei Männer zugleich eifrig der Jungfer Mine die große Begebenheit des Abends und Emma's besonnenen Heldenmuth verkündeten, war diese längst in ihrem Stübchen und fand endlich die Thränen, in denen sich all' die widerstrebenden Gefühle des Herbsttages lösten.

Der Sachse sprach nicht mehr von Schwabenkindern noch von Civilisationspuppen, er glaubte, die Eine gefunden zu haben, die er gesucht. Aber die Eine war nicht so leicht mehr zu gewinnen, nicht so leicht zu überzeugen, daß keine Art von Dankbarkeit oder Pflichtgefühl, sondern Liebe, wirkliche

Liebe, ihn zu ihren Füßen führe; — er mußte noch abreisen ohne Hoffnung; Emma konnte den Gedanken nicht verwinden, daß sie sich ihm im buchstäblichen Sinn an den Hals geworfen.

„Aber 's ist nichts über's nicht nachlassen," sagt ein schwäbisches Sprüchwort, und ein Jahr darauf ward auf den sonnigen Rebenhügeln bei Weinsberg ein zweites Herbstfest gefeiert, zu dem Arthur frei und öffentlich seine Emma führen durfte, — ein glückseliger Bräutigam, und Emma konnte es nun ertragen, daß man sie neckte mit der Lebensrettung vom vorigen Jahr und konnte lächelnd dem Geliebten erzählen, wie sie sein Gespräch in jener Nacht belauscht, das er ihr indeß viel tausendmal abgebeten hatte.

Auch ein junges Ehepaar stellte sich zur Vermehrung der Rührung der fröhlichen Gesellschaft dar. Minchen Eichelbeck, diesmal in amaranthrothem Gewand mit Dr. Halm, dem Privatdozenten der Weltgeschichte.

„Ich habe eine vortreffliche Hausfrau," versicherte dieser mit einer für einen jungen Ehemann erstaunenswerthen Ruhe; „mit Geist und Reflexionen, ebenso mit unverstandnen Gefühlen belästigt sie mich nicht; ginge aber die Noth an Mann, so glaube ich, sie würde mich so gut, wie eine der alten Weinsberger Frauen heraustragen, vorausgesetzt, daß sie ihren neuen Sparherd auch mit aufladen könnte."

Und Arthur hat den Krieg mit Töchterinstituten aufgegeben. Im frohen Besitz einer harmonischen, innerlich reichen Häuslichkeit, gibt er gerne zu, daß wahre Geistesbildung ein treues, gutes Frauenherz nicht verderbe, sondern nur schmücke, wie die edle Fassung einen ächten Diamant; nur darin wird er niemals ganz mit sich einig, ob seine Emma ein solches Kleinod sei, weil, oder obgleich sie in einer Töchterpension gewesen sei.

Todte Treue.

Allzu tief versinkt oft in der Wehmuth
Fesselloses Sehnen, wessen Wille
Sich nicht lauter zu der Sonne wendet.
Täuschend hüllet wohl verborgnen Bannes
Schmerzgefühl sich in der milden Klage,
In der stillen Sehnsucht Trauerkleider.
Schone nicht! zerreiße solche Flöre!
Treuer Wille wieget mehr als Wehmuth.
A. Knapp.

Es war ein grauer Herbstabend; seltsame, gespenstische Wolkengebilde zogen in raschem Flug am Horizonte hin; die Zeit der wehmüthig schönen Herbsttage war vorbei, über die Erde zog nicht mehr das süße schmerzliche Weh des Scheidens, mit dem sie dem schwindenden Sommer das Geleite gibt; es war das dumpfe Vermissen, mit dem nach einem Abschied der Zurückbleibende in ein verödetes Haus zurückkehrt. Etwas von diesem Gefühl schien sich auch in den Zügen, in dem freudlosen Blick einer Frau zu spiegeln, die, selbst noch nicht im Spätherbst des Lebens, am Fenster des Pfarrhauses zu Düsterfeld saß und dem Zug der fliegenden Wolken nachblickte.

Sie war gar manchen Tag schon da gesessen, seit der Pfarrer sie als seine allbewunderte, schöne Braut in dieses Zimmer eingeführt; aber niemand hatte lange Jahre ein glückliches Lächeln, einen frohen Blick auf diesem schönen, regelmäßig gebildeten Gesicht gesehen; nie, auch als junge

Frau nicht, hatte sie sich in helle, farbige Gewänder gekleidet, der einzige Wechsel ihrer Toilette war von Schwarz zu Grau, von Grau zu Braun. Ihr Wohnzimmer selbst trug den starren, farblosen Charakter ihrer eigenen Erscheinung: sauber erhaltene Möbeln, mit grauem Tuch bezogen, die Tische, Kommoden und Schränke ohne Staub, aber auch ohne ein Zeichen, daß das Zimmer von lebendigen Menschen bewohnt war, alles wohl verschlossen und aufgeräumt; da lehnte in der Fensterecke keine Pfeife, die gezeigt hätte, daß sich's der Hausherr hier zuweilen behaglich mache, kein vergessenes Arbeitsgeräth, an dem man gesehen, daß die Hausfrau etwa ein Weilchen an des Mannes Seite gearbeitet und geplaudert hatte, kein Buch, kein Blumentopf, kein Spätblümchen aus dem Garten, der auch zur Blüthenzeit wenig Blumenflor zeigte — eine leblose Ordnung; es schien alles im Zimmer so gewachsen und seit Jahren nicht verrückt worden zu sein.

Und auch im ganzen Umkreis des Hauses wehte dieser kühle, austrocknende Hauch. Die geraden Beete des Gartens wurden zwar im Sommer unter der Aufsicht der Frau Pfarrerin mit Küchengewächsen bepflanzt, aber kein Blumenbeet zeigte Spuren der freundlichen Liebhaberei einer Hausfrau; in den Rabatten wuchs fort, was etwa schon unter dem früheren Pfarrer gepflanzt worden war; die Laube, früher der Sammelort gemüthlicher Freunde, der Tummelplatz einer muthwilligen Kinderschaar, war längst zusammengefallen, der Hof vor dem Hause glich einem begrasten Kirchhof, die Läden, die nach vorne gingen, waren immer geschlossen; wer noch veranlaßt war, das unfreundliche Haus zu betreten, der mußte durch eine Hinterthür eingehen.

Es bestand hier aber auch nicht der lebendige Verkehr, der sonst wohl ein Pfarrhaus zum Mittelpunkt des Dorfes macht. Keine Nachbarin schlüpfte mit einer Schürze voll

Eiern in das Pfarrhaus, um bei der Gelegenheit der Frau Pfarrerin ihr Herz ausschütten zu können, kein Kind mit linkischer Höflichkeit, ängstlich und vergnügt zugleich, daß es ins Pfarrhaus durfte, brachte von der Mutter ein Metzelsüppchen, das mit freundlichen Worten und einem kleinen Geschenk vergolten wurde, kein verschämtes Brautpaar stellte sich lächelnd und erröthend den Blicken der Frau Pfarrerin dar und hörte ihre herzlichen Glückwünsche und Ermahnungen an, keine bekümmerte Mutter bat zutraulich um ein Labsal für ihr krankes Kind. Das kühle, theilnahmlose Wesen der Frau, das die Leute für lauter Hochmuth hielten, hatte längst die meisten verscheucht; nur die Bettler gemeinster Sorte, die mehr auf großes Salair als auf gute Behandlung sehen, und Leute, die amtlichen Verkehr mit dem Pfarrer hatten, betraten noch das versteinerte Haus.

Und wo war denn der Pfarrer, der beneidenswerthe Besitzer dieses geordneten Etablissements, das Haupt dieses geräuschlosen Hauses? Der saß oben in seiner Studirstube und rauchte seine Pfeife und studirte, und in dem Zimmer daneben saß der Vikar und rauchte seine Cigarre und studirte auch. So saßen sie vom frühen Morgen, wo ihnen das Frühstück auf's Zimmer gebracht wurde, bis zum Mittag, wo die Magd zum Essen rief. Die Mahlzeiten selbst trugen ein gewisses freudloses Gepräge; keine besondere Ueberraschung, kein abgelauschtes Leibgericht unterbrach die regelmäßige Wochenordnung, in der sich die Speisen folgten. Freilich litt man auch nie unter den Drangsalen einer Wäsche oder Hausreinigung; alles war regelmäßig, ordentlich und kühl. Schweigsam wurde die Mahlzeit eingenommen, schweigsam machte der Pfarrer mit dem Vikar einen Spaziergang nach Tisch, bis sich jeder wieder in seine Rauchhöhle zurückzog, wenn nicht ein amtliches Geschäft den einen oder den andern abrief, oder

wenn sie sich nicht durch einen Gang in die ziemlich entlegene Stadt für die trostlose Oede ihres Aufenthalts entschädigten.

Nur ein Gegenstand im Wohnzimmer war ein Augentrost für den Vikar, wie für jeden, der genöthigt war, es zu betreten, eine frische grüne Oase inmitten einer Sandwüste, auf der das Auge gern ausruhte. Es war das Bild eines jungen, hochgewachsenen, blühend schönen Mädchens, in der idealen Kleidung, mit der sich zu Anfang dieses Jahrhunderts geistvolle Künstler dem Ungeschmack der Mode zu entziehen wußten. Ein weißes, faltiges Gewand umschloß die schlanke Gestalt, die blonden Haare schmückten Kornblumen und in der einen ausgestreckten Hand hielt sie einen vollen Lorbeerkranz, wie bereit, um einen Sieger zu krönen. Der junge Vikar war von Anfang an so niedergedrückt worden durch die Eisluft des Hauses, daß er nie nach dem Bild zu fragen gewagt hatte. Der Pfarrer hatte ihm aber anvertraut, es sei das Porträt seiner Frau aus jungen Tagen, das diese schon lang in eine obere Kammer habe verbannen wollen; er habe aber durchgesetzt, daß es bleibe. Seitdem war es ein fortgesetztes Studium für den Vikar, das ihm die trostlose Einförmigkeit des Tages etwas verkürzte, in den steinernen Zügen der früh gealterten Matrone die Spuren des schönen Jugendbildes zu suchen, und sich auszudenken, wie es wohl gekommen, daß diese jugendliche Victoria zu dem grauen Steinbilde geworden, das hier Haus und Herzen verdüsterte.

Ein ungewöhnliches Ereigniß unterbrach heute die gewohnte Stille des Abends. Der Bote, welcher Briefe und Zeitungen von der Stadt brachte, war wie gewöhnlich in des Pfarrers Stube hinauf gestiegen; die Pfarrerin las keine

Zeitungen und erhielt keine Briefe; nicht daß sie überhaupt nichts gelesen hätte, sie galt sogar für eine gelehrte Frau, sie las Griechisch und Latein und hatte ihre regelmäßige Abendstunde, die sie der Lektüre der Classiker widmete, aber die Ereignisse der Gegenwart ließen sie ohne Interesse und Theilnahme. Es war daher wirklich eine Begebenheit, als der Pfarrer, kurz nachdem der Bote das Haus verlassen, eilig zu seiner Frau herabkam, und sie selbst sah etwas verwundert von ihrer Arbeit auf.

„Ein Brief von Julie," sagte der Pfarrer, dessen Stimme von tiefer Bewegung zeugte. — „Von Julie?" fragte die Frau, ließ die Arbeit sinken und griff nach dem Brief; „es sind ja erst acht Tage, seit sie geschrieben."

Julie war ihr einziges Kind, seit lange bei der Großmutter, und sie hatte die Erlaubniß oder die Weisung von der Mutter, alle vierzehn Tage regelmäßig zu schreiben, was ebenso regelmäßig beantwortet wurde. Der Brief enthielt in den unschuldigen, fast noch kindischen Zügen einer jungen Mädchenhand die wenigen Worte:

„Liebe Eltern, die gute Großmutter ist todt. Sie ist in dieser Nacht ganz unerwartet sanft eingeschlafen, nachdem sie noch Abends ihr Lieblingslied gebetet hatte: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende." Ich kann euch nicht sagen, wie betrübt es hier ist. Uebermorgen ist die Beerdigung, ich hoffe, der liebe Vater kommt und nimmt mich mit nach Hause. Tante Meier ist hier, die alles besorgt. Ich freue mich zu euch,

eure tiefbetrübte

Julie."

„Meine gute alte Mutter! Gott sei gedankt für ihr sanftes Ende!" sagte der Pfarrer im tiefsten Leid; auch die Augen der Frau waren feucht, sie hätte wohl gern einen

Weg gefunden über den Eissee zwischen ihren Herzen. — „Du wirst morgen früh abreisen müssen,“ sagte sie, „soll ich mit dir gehen?“ — „Ich kann dir's nicht zumuthen,“ sagte der Pfarrer; „du weißt, es ist kein ordentliches Gefährt hier, ich muß sehr früh gehen und schnell reisen, das wäre zu anstrengend für dich.“ — „Wie du willst,“ sagte sie wieder kurz und schickte sich an, für den Trauerflor und die Vorbereitungen zur Reise zu sorgen.

Der Pfarrer war zur Abreise gerüstet, er gehörte nicht zu den verwöhnten Männern, die wie ein Kind überall der Dienste und Pflege einer zärtlichen Hand bedürfen; er hatte lernen müssen, für sich selbst zu sorgen; nur was so eigentlich nach strengem Recht in's Gebiet der Hausfrau gehörte, daran ließ es diese nicht fehlen. Und doch schien diesen Morgen ein etwas weicheres Element zwischen die Gatten eingedrungen, ging doch der Pfarrer zu seiner Mutter Leiche. Aber wenn dies der Frau den Wunsch erregte, ihm etwas Liebe und Theilnahme zu zeigen, so verkühlte ihn wieder der Gedanke, wie er nun das letzte liebende Herz verliere, und wie auch die Mutter wenig Liebe und Freude genossen habe von dieser Tochter. Es ist so schwer, die Brücke zu finden, die entfremdete Herzen wieder zusammen führt!

„Ich bringe Julien mit zurück,“ sagte der Pfarrer, dem in der Hoffnung auf das lang vermißte Kind ein plötzlicher Freudenstrahl aufging. „Natürlich,“ sagte die Mutter. — „Nun, sorge nur,“ fuhr der Vater fort, „daß das arme Kind, das aus dem Trauerhause kommt, einen freundlichen Eintritt in die Heimath hat; richte ihr ein hübsches Stübchen ein, das ist eine Freude für junge Mädchen. Im Alkoven bei dir hat sie nicht mehr Platz, sie muß doch auch ihre Siebensächlein unterbringen können, die untere Hinterstube ist so groß und kalt, die neben mir hat der Vikar; es bleibt wohl,“

setzte er etwas zögernd hinzu, „nur das obere Hinterstübchen übrig, das hat auch die freundlichste Aussicht."

Der Pfarrer hatte lange nicht so viel mit seiner Frau gesprochen; sie hatte ein freundliches Abschiedswort, einen herzlichen Gruß an die Tochter auf den Lippen gehabt, des Gatten letzte Worte verschlossen ihr wieder Herz und Mund.

„Also darauf ist's abgesehen!" murmelte sie, als der Pfarrer abgefahren war; „die letzte Erinnerung will man mir nehmen!" Und mit ihrem gleichmäßigen, geräuschlosen Schritt stieg sie hinauf in das obere Stübchen, wirklich das freundlichste des Hauses, das unbetretene Heiligthum, zu dem nur sie den Schlüssel hatte. Das Zimmer enthielt in einer Ecke zusammengestellt wenige Möbeln und Betten, die eben nicht im Gebrauch waren. Eine Wand aber war frei gelassen, nur ein weiß bedecktes Tischchen, fast wie ein Altar, stand daran, an der Wand aber war eine Kriegstrophäe aufgehängt, einige Waffen, eine Fahne, eine Feldbinde, wie sie die Lützow'schen Jäger getragen; darunter, in einem Cypressenkranze hing ein kleiner Schattenriß.

Die Pfarrerin, die so lang schon glaubte, keine Thränen mehr zu haben, brach in Weinen aus, als sie die Trophäe betrachtete, zum letztenmal, wie sie dachte. „Auch das noch!" sagte sie sich mit der finstern Genugthuung eines freudlosen Herzens, das im Unglück schwelgt; „auch das letzte soll ich hingeben!" Und leise und langsam löste sie eines um das andere ab und legte es in einen Koffer; nicht Ein Gedanke in ihrer Seele an ihr einziges Kind, dem sie eine freundliche Heimath bereiten sollte, sie dachte nur an ihr begrabenes Leid, an das schwere Unrecht, das ihr widerfahre, als sie den Koffer schloß, die letzte Spur von dem Trauerschmuck des Zimmers entfernte, und dann langsam herab stieg und der Magd Anweisung gab, wie sie das Zimmer zu

rüsten habe. Dann sank sie auf das Sopha, deckte ihr Gesicht mit den Händen und kehrte noch einmal zurück in die Vergangenheit, zu dem lange begrabenen Liebesfrühling ihres Herzens.

Jenes schöne Bild an der Wand war seiner Zeit keine Lüge gewesen. So jung, so schön, so blühend und hoffnungsreich hatte Elise einst in's Leben hinaus gesehen, die jetzt so erstarrt, so freudlos, so wenig freudebringend in so dumpfer Resignation von einem Tage zum andern hinlebte. Ein reicher goldner Frühling war ihr beschieden gewesen, und kein Maler könnte die glühenden Farben wieder geben, in denen sich ihr junges Herz einst die Zukunft ausgemalt hatte — die Zukunft, die nun Grau in Grau so öde vor ihr lag.

Die Poesie des Herzens ist nicht an äußere Umgebungen gebunden, kühle steinerne Städte haben poesiereiche Gemüther groß gezogen, und doch ist für eine innerlich reiche Natur gewiß die Kindheit und Jugend auf dem Lande genußvoller und schöner als in der Stadt. Die Wonne der Einsamkeit, des unbewußten, träumerischen, ungesuchten Verkehrs mit der Natur ist so fruchtbringend für die innere Entfaltung, und Elise hatte diese unverkümmert in reicher Fülle genossen.

Sie war die Tochter eines wohlhabenden Landpfarrers und theilte den Unterricht des Vaters, die Freuden des Elternhauses mit einem einzigen Bruder. Ihre Erziehung war von der anderer Mädchen sehr verschieden. Der Vater, der früher Lehrer gewesen, wollte die Kinder allein unterrichten, er theilte ihnen mit, was er selbst wußte, neue Sprachen waren Nebensache, aber Griechisch und Lateinisch konnte er nicht früh genug den Kindern beibringen, um ihnen die

Schätze des classischen Alterthums aufzuschließen, und obgleich Elise ein Jahr jünger war als ihr Bruder, so hielt sie doch durch rasche Fassungskraft und glühenden Eifer gleichen Schritt mit ihm.

Statt Kindermärchen und Romanen waren Cornelius Nepos, Livius und Julius Cäsar die erste geistige Nahrung des Mädchens, und was diese Schulbildung ihr hätte Trockenes geben können, das ersetzte ihre eigene poetische Begabung, die durch die anmuthige Umgebung ihres Heimathorts genährt wurde. Auch wehte damals neben dem trockenen Rationalismus in Glaubenssachen ein sentimentaler Hauch durch die gebildete Welt, dem kein Herz sich ganz entziehen konnte.

Einen Nachtheil hatte Elisens Erziehung: die Mutter hatte zu wenig Einfluß auf sie. Gewiß ist es schön und gut, wesentlich und fruchtbringend für die innere Entwicklung, wenn der Vater sich der Erziehung der Töchter annimmt; wo aber diese väterliche Erziehung den Einfluß und die Geltung der Mutter zurückdrängt, da entsteht leicht ein gewisser Vaterkultus, der ein sicheres Zeugniß einer einseitigen Bildung ist, wo er sich findet. Es hat etwas Verletzendes, wenn „der Vater" das dritte Wort im Munde eines Mädchens ist, wenn die töchterliche Zärtlichkeit gegen ihn einen sentimentalen, die väterliche einen chevaleresken Anstrich hat, und die Mutter nichts als die gute Frau ist, die kochen darf und Strümpfe flicken und ihre talentvollen Töchter bewundern. Es mag dies oft durch die Verhältnisse, durch den Bildungsgrad der Mutter bedingt sein, es sieht auch zu Zeiten recht hübsch aus, aber es ist und bleibt etwas Verkehrtes.

Elise fügte sich freilich auch den Wünschen der Mutter, so weit sie der Vater unterstützte; sie nahm sich häuslicher Geschäfte an, wo es nöthig war, ihr Verstand und ein natürliches Geschick unterstützten sie hierin; aber ihre Seele legte

sie nie in diese kleinen Sorgen, sie lebte in der Welt des Alterthums, in Träumen von großen und herrlichen Thaten, von ungeheuren Entsagungen und Opfern für das Vaterland.

In den Lehrstunden beim Vater wurden die Alten studirt, mit dem Bruder, der von dem nicht entlegenen Gymnasium gar häufig in der Heimath verweilte, las sie neuere Dichter, berauschte sich in ihrer glühenden Sprache und machte begeisterte Pläne zur Hebung und Rettung des Vaterlandes, dessen Erniedrigung und Unterdrückung damals schon begann. Aber wenn sie allein war, allein an den anmuthigen Ufern des Flusses, der an ihrem Heimathort vorbei floß, allein auf der kleinen felsigen Anhöhe, wo sie sich von wilden Reben eine Laube gebildet hatte und hinaus blickte in die duftige Ferne, in das sonnige Land, da wachte ein warmes klopfendes Mädchenherz auf und goldene süße Bilder einer schönen Zukunft stiegen vor ihr empor. Sie träumte von der verwandten Seele, in der sie die schönere, reichere Seite ihres eigenen Wesens wieder finden würde, von einer Sonne, die alle verhüllten Blüthen ihres tiefsten Innern zum Leben entfalten werde, von einer Eiche, die sie als Epheu umranken könnte. Man nannte sie stolz, sie wollte es sein, aber ach, mit welch unendlicher Demuth wollte sie sich neigen vor dem „hohen Stern der Herrlichkeit," der ihr einst aufgehen mußte! Und während dieser geträumte Stern reich sein sollte an tiefem Wissen, an Talenten und geistigen Schätzen aller Art, sollte er zugleich ein Vorbild ritterlicher Herrlichkeit sein, ein Kämpfer für die Freiheit des Vaterlandes.

Wenn sie aus solcher Welt der Träume von ihren einsamen Gängen nach Hause zurückkehrte und die Mutter sie bat, doch nach der Suppe zu sehen, oder sie empfing mit dem Seufzer: „Nun denk' aber, jetzt schickt der Julius heut

seine Waschküste, nachdem man vorige Woche die große Wäsche gehabt!" da lächelte sie mitleidig wie eine Göttin aus Wolken über diese kleinlichen Sorgen. War sie einmal Frau, sie wollte zeigen, was eine schöne, freie Häuslichkeit sei, unbeengt von diesen Mühseligkeiten, die sich ja nebenher abmachen ließen. Die Mutter war eine herzliche, gemüthliche Frau von einfacher Bildung und gesundem Verstand; aber seit der Geist der Tochter seinen hohen Flug genommen, seit der Vater nur in Bewunderung seines Kindes aufging, fühlte sie sich mehr und mehr zurückgedrängt, verschüchtert, wohl manchmal auch verbittert, wenn sie nicht wieder in der Zärtlichkeit ihres Sohnes Trost gefunden hätte. Das geduldige Lächeln, mit dem Elise ihre Lehren und Bemerkungen anhörte, wenn sie je noch solche aussprach, brachte sie mehr aus der Fassung, als der entschiedenste Widerspruch gethan hätte. Sie schwieg, und wenn sie die Geringschätzung ansah, mit der Elise sich abwandte von den kleinen Lebenssorgen, die in das Gebiet der Frau fallen, von allen Menschen, die nicht in die höhere Klasse der Wesen gehörten, zu der sie sich zählte, wenn sie sah, wie die Tochter unter Menschen umher wandelte im beständigen Gefühl, „unter Larven die einzige fühlende Brust" zu sein, da seufzte sie bedenklich: „Wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle!"

Gegen alle Männer, die in ihren Bereich kamen, und gegen deren Aufmerksamkeit blieb Elise kalt. In ihrem Tagbuch stand:

Einmal nur, doch dann zu Lust und Qual,
Neigt mein Herz zu seines Herrschers Wahl,
Und sein Reich wird Ewigkeiten dauern.

Der Herrscher sollte kommen. — Der Bruder war zur Universität abgegangen. Ein hochgeehrter Verwandter des

Hauses war Professor in Jena, und dies bestimmte die Eltern, ihn dorthin zu senden. Die Trennung war schmerzlich, aber die Korrespondenz mit dem fernen Bruder wurde nun erst recht eine Quelle des Genusses für Elise. Das rege geistige Leben, das damals, von den höchsten Geistern angeregt, unter allem politischen Druck fortglühte, die wachsende Sehnsucht nach Abschüttlung des fremden Jochs, die Hoffnungen für die Zukunft des Vaterlandes, die kaum wagten, sich in geheimnißvollen Andeutungen auszusprechen, das alles hielt sie in beständiger Aufregung. Sie glaubte oft den schleppenden Gang der Alltäglichkeit nicht mehr ertragen zu können. Glück, und Glück in unerhörter, wunderbarer Gestalt forderte sie vom Himmel, und in jugendlicher Vermessenheit bot sie dem Geschick ihr ganzes Leben zum Opfer an, wenn sie nur Einmal, nur Einmal recht und voll glücklich gewesen sei.

Es war im März, in den ersten goldenen Tagen, wo die Sehnsucht nach dem heranziehenden Frühling fast noch süßer und mächtiger ist, als die volle Schönheit des Frühlings selbst, wo das Herz einen unaussprechlichen Zug in die Weite fühlt, wo die hellsten Träume von der Zukunft wach werden, während der schönste, sonnigste Herbsttag nur wehmüthig süße Erinnerungen wecken kann. Elise war spät erst vom Spaziergang zurückgekommen und saß beim eben angezündeten Licht am Tisch mit den Eltern, da tönten die Hufschläge rascher Pferde durch's Dorf herauf. „Um Gotteswillen, Feuerreiter!“ rief die Mutter. In dem Augenblick hielten die Reiter vor dem Pfarrhaus und laut und heftig wurde die Hausglocke gezogen. Erstarrt vor Schrecken, vor Furcht einer nahen Trauerbotschaft, blieb die Mutter sitzen. Elise eilte rasch mit dem Licht hinunter und öffnete die Hausthür, während Knecht und Magd in der Küche bestürzt her-

umrannten und sich in abenteuerlichen Vermuthungen erschöpften.

Zwei junge Männer sprangen von schäumenden Rossen; das volle Licht des Mondes fiel auf die schöne, edle Gestalt eines Jünglings, der sich, glühend vom raschen Ritt, vom Rosse schwang und wie träumend das blühende, schlanke Mädchenbild anstarrte, das mit der Kerze vor ihm stand, Elisen, die in dem Einen Augenblick begriff, daß hier die wunderbare Erfüllung aller ihrer Träume vor ihr stehe. „Elise!" rief der andere, als er abgestiegen war, und Elise hielt den Bruder umschlungen.

Nun kam der Vater, und aus lauter Angst folgte ihm die Mutter, es kam der Knecht und kam die Magd; es ging an ein Fragen, Verwundern, Ausrufen, Julius bat aber um Stille, übergab dem Knecht die Pferde und führte den Freund schnell in's Haus. Während der alte Johann die schönen abgehetzten Thiere zum alten, gesetzten Pfarrgaul in den Stall brachte, hatten sich die unerwarteten Gäste in der Stube gesetzt, die Mutter, noch zitternd vor Schrecken, hielt ihres Sohnes Hand in der ihren, und vermochte kaum zu sprechen; Elise, die der Herzensinstinkt mit Einemmal zur flinken Hauswirthin gemacht, flog leicht und rasch hin und her und brachte alles, was das gut eingerichtete Haus zur Stärkung und Erquickung der müden Reiter vermochte. Der Fremde folgte ihren anmuthigen Bewegungen mit leuchtenden Blicken.

Der edle Eilfer des Pfarrkellers hatte die Reisenden gestärkt, Julius zog die geschäftige Elise neben sich nieder und begann: „Nun sollt ihr hören, warum wir hier sind. Vater! Elise! die Zeit der deutschen Schmach ist vorüber. Da leset die Worte eines Königs!" Und mit erhobener Stimme las er den Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk. Elise hing an seinem Munde mit strahlendem Gesicht.

„Und nun, Vater,“ schloß Julius, „ist die Stunde gekommen, wo es keinen Beruf mehr gibt, als den Kampf für's Vaterland; hier bin ich nun, mir euern elterlichen Segen zu erbitten; mit meinem Freund, Graf Falkenschwerdt, trete ich in ein Freicorps, das sich mit Bewilligung des Königs bildet. Gott segne unsere Waffen, Gott muß sie segnen, es gilt der guten Sache!“

Die Mutter faltete erschrocken die Hände und blickte todtbleich mit nassen Augen auf ihren Liebling, den Sohn ihres Herzens, der aus dem ebenen, gebahnten Pfad seines geistlichen Berufs auf einen felsigen, halsbrechenden Weg fortgerissen wurde. Jetzt schon kämpfte ihr Herz den Schmerzenskampf des letzten Abschieds. Elise weinte nicht, sie bebte nicht, sie sah den Bruder und den Fremden mit glänzenden Augen an, als Geweihte für's Vaterland; kein Wort der Abmahnung kam auf ihre Lippe, kein Gedanke der Furcht in ihre Seele, es mußte sein; ein berauschendes Gefühl von Glück kam über sie, nun endlich war sie eingetreten in die Welt des Großen und Wunderbaren, von der sie seither nur geträumt.

„Du vergißst, Julius,“ sagte der Vater nach langem Nachdenken, „daß du als mein Sohn Unterthan eines Fürsten bist, der noch verbündet ist mit Napoleon.“ — „Auch das ist vorgesehen,“ sagte Julius; „der Oheim, der meinen Entschluß billigt, hat mich förmlich adoptirt, dadurch bin ich Unterthan eines andern Staats, und nicht lange wird es mehr dauern, so wird jeder deutsche Fürst stolz sein, deutsche Söhne, deutsche Krieger und nicht Tyrannensklaven seine Unterthanen zu nennen. Wir müssen hier noch meinen Entschluß geheim halten; nur wollte ich nicht in's Feld ohne euern Segen.“

„Auch ich,“ begann der Fremde, der indeß geschwiegen, „habe mit den Bedenken eines allzu zärtlichen und allzu vor-

sichtigen Vaters zu kämpfen; meine Mutter lebt nicht mehr, mein Vater glaubt noch nicht an das Gelingen unseres großen Werkes. Nur unter fremdem Namen ist mir vergönnt, am Kampfe theilzunehmen, von dieser kleinen Reise mit meinem Freund darf ich nur unter dem fremden Namen zurückkehren, unter dem ich mich bei Ihnen eingeführt. Mein wahrer Name bleibt verschwiegen, selbst für Sie, bis wir zusammen als Sieger zurückkehren." Seine Augen begegneten denen Elisens; sie brauchte keinen Namen zu wissen von dem, dessen tiefste Seele sie erkannte.

Es wurde den begeisterten Jünglingen nicht zu schwer, die Einwilligung des Vaters zu erringen, der selbst ein Mann von deutscher Gesinnung war, und der auch einsah, daß es einen Punkt der innern Entwicklung gibt, wo ein elterliches Machtwort, das den Willen brechen wollte, ein ganzes Leben brechen würde. Die Mutter gab mit schwerem Herzen ihre Einwilligung; sie setzte keinen Ehrgeiz darein, eine Spartanerin zu sein, der Kampf mochte ja ganz recht sein und gut, das wollte sie zugeben, aber warum sie ihren einzigen Sohn daran geben sollte, ehe seine Pflicht und sein König ihn dazu beriefen, das konnte sie durchaus nicht einsehen.

Die jungen Männer hatten am andern Morgen wieder abreisen wollen; der Zustand ihrer Pferde machte dies nicht möglich, und so wollten sie noch einen Tag zugeben. Julius war über den Aufschub ungeduldig, er hätte das Abschiedsweh, vor dem ihm selbst bange war, lieber mit einemmal überwunden; die verweinten Augen der Mutter thaten ihm weh. Aber der sonst ebenso kampfdurstige Falkenschwerdt war sehr bereit dazu, und Julius ahnte mit Lächeln den Grund; er wußte ihn, als, da sie endlich nach Mitternacht ihre Ruhestätte suchten, Oskar ihn mit mehr als Freundesliebe umarmte; er wußte ihn, und er freute sich darüber; kein

Gedanke an den mit Orden bedeckten Staatsmann, den Vater seines Freundes, stellte sich verdüsternd und abkühlend vor das leuchtende Zukunftsbild, das vor seiner Seele aufstieg; er dachte an eine Zeit, wo es nur Deutsche, nur befreite Brüder eines großen Vaterlandes geben werde, nicht Bürger und Barone, Staatsräthe und Pfarrer.

Der Vater schlief wenig in dieser Nacht, er schritt lange auf und ab, in tiefem Sinnen, die Mutter saß wach auf ihrem Bette und betete: „Ist's möglich, Herr, so nimm den Kelch von mir, wo nicht, so geschehe dein Wille!" Auch Elise konnte nicht schlafen, sie erhob sich vom Lager, sie sah hinaus in die helle Mondnacht, und sah weiter und weiter hinaus in eine Zukunft voll wunderbarer Ereignisse, voll ungeahnter Freuden, während die müden Jünglinge längst schliefen und träumten von Schlachten und Siegen.

Einen Tag verweilten sie noch im Pfarrhaus, einen Tag, dessen Inhalt lange Jahre aufwog. Die Eltern, besonders die Mutter, wollten den Sohn noch recht genießen vor dem Abschied, der, so bangte ihnen allen, der letzte sein konnte. Julius verstand die Mutter viel besser, als je die Schwester gethan, und wenn sie mit schwimmenden Augen in's kleinste Detail einging über die Strümpfe, Socken und Unterleibchen, die sie ihm nachschicken wollte, so verstand er darin das Mutterherz so gut, als ob sie die schönste sentimentale Rede gehalten hätte, und wenn sie ihn schüchtern bat: „Aber nicht wahr, Julius, wenn man schießt, so stellst du dich nicht gerade vorne hin, und denkst auch an deine Mutter?" so wandte er sich nicht verächtlich von so feigem Rathe ab, er küßte ihre Hand und sagte: „Ich denke an meine Mutter, gewiß, gewiß, in jedem Augenblick."

Elise störte heute nichts, die ganze Welt schwamm in rosigem Licht, und während ihre Seele glühte von großen

Gedanken, entfaltete sie eine weibliche Liebenswürdigkeit, eine häusliche Sorgfalt und Geschäftigkeit, die ihrem oft so zerstreuten, stolzen Wesen sonst abging, und die ihr nun einen neuen Reiz gab. Es war keine Verstellung, keine Koketterie, es war die gehobene Stimmung des Herzens, die sie mit einem Mal zum ganzen Weibe machte. „Aber, Elise, du bist ja wie ein Engel," sagte der Bruder leise und lächelnd. — „Gott mache mich glücklich und ich will ein Engel werden!" rief Elise. Ihr ganzer Sinn lag in diesen Worten, sie setzte ihre Veredlung der Vorsehung als Preis für das Glück, das sie forderte.

Julius wollte an dem schönen Märztage die Lieblingsplätze seiner Knabenzeit noch einmal besuchen. Alle gingen mit, selbst die Mutter, obgleich sie den ganzen Tag zu sorgen hatte, um Julius wo möglich noch alle seine Leibgerichte zu bereiten. Die Eltern gingen voran mit Julius, Elise und Falkenschwerdt folgten. Sie fühlten sich in einem so bedeutenden Augenblick über alle Schranken der Convenienz weggehoben und tauschten in glühenden, lebensvollen Worten alle Erinnerungen, alle Träume, alle Hoffnungen ihres jungen Lebens aus. Sie sprachen kein Wort von Liebe, aber ihre Blicke, die sich begegneten, ihre Hände, die in einander ruhten, sprachen deutlicher als Worte, und als am Morgen des Abschieds Elise sich aus des Bruders Armen wand und Oskar die Hand bot, da zog dieser sie an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und flüsterte: „Und kehre ich als Sieger zurück, so reiche diese Hand mir des Sieges Preis!"

Die Jünglinge ritten fort, nicht so rasch wie sie gekommen waren, aber siegesmuthig, kampfbegierig, reich an Hoffen. Ueber die Zurückbleibenden senkte sich das schwere bleierne Gefühl des Alleinseins, das Bewußtsein einer unendlichen Lücke, während jene freudig in die Welt hinaus-

zogen, der Eine reicher um ein seliges Gefühl. Zum erstenmal fast seit der Kinderzeit umschlang Elise die Mutter und legte ihr Haupt an diese treue Brust, und die Mutter verstand sie, aber sprechen mit ihr wollte sie nicht, sie wollte den Himmel nicht trüben, den sich der Tochter Seele malte, wo vor ihren Augen noch so viele Wolken und Nebel lagen.

Während die Welt draußen immer mehr bewegt wurde von Krieg und Kriegsgeschrei, war das Leben im Pfarrhaus äußerlich ein gar stilles, innerlich aber, zumal in Elisens Seele, reich an tiefer, mächtiger Bewegung. Zeitungsnachrichten, die freilich damals oft noch langsam ihren Weg in abgelegene Pfarrhäuser fanden, und die Briefe des Bruders waren ihr einziges Lebenselement. Die Bildung des Lützowschen Freicorps, dem die zwei Freunde beitraten, die feierliche Einsegnung desselben in der Kirche zu Rochau, seine ersten Waffenthaten begleitete Elise mit ihrem glühenden Antheil, mit ihren Thränen und ihren Gebeten. Jedem Brief des Bruders war ein Gruß, irgend ein bedeutsames Wort von Oskar beigefügt; Plane für die Zukunft ließen sich freilich nicht machen, wo der Augenblick so stürmisch und so inhaltreich war.

Elise lebte ganz in den jungen Helden, ihre einsamen Gänge führten sie immer auf die Felsenhöhe, wo sie am weitesten hinaus blicken konnte, sie dachte und träumte nur von dem seligen Augenblick, wo sie die rückkehrenden Sieger begrüßen würden. Die Eltern gestatteten ihr, ihre einzige Freundin in der Residenz zu besuchen; dort ließ sie ihr Bild malen, für den Bruder, wie sie sagte; Vater und Mutter dachten wohl mit der Tochter an einen Andern als an den Bruder, der sich des schönen gelungenen Bildes freuen würde, doch sprach keines darüber. Der Lorbeer war zu früh gewunden.

Der Sommer, der all diese Hoffnungsblüthen der Reife entgegen bringen sollte, brachte ihnen die Todessichel. Im Juni, inmitten des Waffenstillstandes, während dessen die jungen Kämpfer hätten Kräfte sammeln sollen, wurde das Lützow'sche Corps überfallen, die schönste Blüthe der deutschen Jugend fiel — unter deutschen Waffen.

Elise und die Eltern harrten mit Sehnsucht auf Kunde von dem Sohn, da sandte ihnen der Oheim die Botschaft von seinem Tod und alles, was er von ihm hatte auffinden können, seine Waffen, seine Uhr und seine Schreibtafel, in die er, wie es schien, mit sterbender Hand die Worte geschrieben: „Lebt wohl Alle! Elise, Oskar ist gefallen . . ." Auf spätere Nachfragen erfuhr der Pfarrer, daß auch Graf Falkenschwerdt unter den Gefallenen bei Kitzen sei. Seinen wahren Namen hatten sie nie erfahren.

Da brachen Zeiten großen und tiefen Leides über das Pfarrhaus herein, Tage, in denen die Zeit unbeweglich wie eine schwarze Wolke über uns hängt, wo das Herz nicht glauben will, nicht tragen will, was es doch hinnehmen muß. Die Mutter fand in der Tiefe eines frommen Gemüths am leichtesten Trost für das unsägliche Leid, mit dem sie ihren einzigen Sohn begrub; der Vater, der an so vielen Sterbebetten, an so vielen Gräbern gestanden hatte, bereit mit dem Trost des ewigen Wortes — ach, er fand, wie es so viel leichter ist, Andern zu predigen als sich selbst. So reich, so schön, so mannigfaltig sind die Trostworte für Leid und Tod in der Schrift, daß uns nichts leichter dünken sollte, als zu leiden und mit dieser Hilfe das Leid zu überwinden; aber ach, wo Schriftworte nicht das Amen sind auf ein beständiges, stilles Herzensgebet, wie starr, wie todt stehen sie in der Stunde des Jammers vor unsern Augen, wie tausend Mal wiederholt sich in unserem Innern die Antwort jener

alten Frau, die ihren Sohn verloren, auf die Ermahnung des Geistlichen: „Und wenn ich die ganze Bibel auswendig lerne, er kommt eben doch nicht wieder!" Wohl der weichen Seele, die stille hält und den Blick nicht abwendet von der dunkeln Tiefe, bis sie die Perle darin gefunden; wohl der starken Seele, die in der Dämmerung ringt mit dem Herrn mit den gewaltigen Worten: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Elise begehrte nicht zu ringen mit ihrem Schmerz, sie suchte nicht nach den Perlen in der dunkeln Fluth, sie empfand dieses Leid, das so viel gewaltiger war, als sie je hätte ahnen können, wie einen Hohn des Schicksals auf die stolze Forderung ihres Herzens um Eine Stunde voller Seligkeit für ein Leben voll Schmerz.

Ihr Schmerz war ihr einziger Kultus, ihr Stolz war: daß ihr Jammer so tief war, daß niemand ihn fassen könne; sie verschmähte Theil zu nehmen an den Klagen der Eltern, sie konnte, selbst von der Mutter, nicht die leiseste Hindeutung auf *ihren* besonders schweren Theil an der Trauer Aller ertragen; eine Königin des Jammers zog sie sich stolz ab von Allen und begrub sich in ihr Leid. Sie suchte alle Stellen auf, wo sie an dem einzigen Frühlingstag ihres Lebens mit Ihm gewandert war, das stillste Plätzchen im Garten weihte sie besonders seinem Andenken, mit dem Schattenriß, der Haarlocke, mit einem feurigen Gedicht, den einzigen Andenken, die ihr Julius von ihm nach und nach geschickt, konnte sie Tage lang dasitzen ohne Thränen, ohne Klage, nur froh, wenn nichts sie störte.

Vater und Mutter mußten jeden Versuch aufgeben, sie zu trösten. Wenn der Vater, zwar mit gebeugtem Haupt, aber doch getreulich wie sonst seinem Berufe nachging, wenn die Mutter, eifrig wie zuvor, wenn auch mit gar stillem

Wesen ihre Geschäfte besorgte, so galt das Elisen nur für einen Beweis, daß eben in ihre Seele das Leid gar nicht so tief eingedrungen sei, und wenn die Mutter sie weinend umfaßte und fragte: „Soll uns denn Ein Schlag beide Kinder geraubt haben?“ so hatte sie keine Antwort als: „Beide, arme Mutter, beide.“

Sie hatte keinen Trost, keine Hoffnung, als die Gewißheit, daß sie bald sterben, daß sie drüben ihrem geliebten Helden den Lorbeerkranz bieten dürfe, den sie hier vergebens für ihn gewunden. Sie schwelgte recht in ihrem Schmerz, in der Gewißheit, daß er in Kurzem ihr Leben aufreiben müsse. Aber sie lebte fort. Ihr Gesicht war blaß, aber ihre Wangen blieben voll, ihre Gestalt zerfiel nicht, sie fand, daß der Tod am gebrochenen Herzen doch ein seltener sein müsse.

So vergingen Jahre; wie im Traum horchte sie den großen Zeitbegebenheiten, die in stürmischem Wechsel vorüber zogen, dem rauschenden Flügelschlag des deutschen Adlers, bis er mit gebundener Schwinge sich niedersenkte. Der Vater war gestorben, die Mutter zog mit Elisen in die kleine benachbarte Stadt.

Es war ein allgemeines Erstaunen, als sich die Kunde verbreitete, Elise sei die Braut eines jungen Geistlichen, der früher schon ein Nachbar ihrer Eltern gewesen und sich der verwittweten Mutter mit treuer Freundschaft angenommen hatte.

Elise selbst konnte sich wohl die Gründe dieses Entschlusses, den sie nur nach langem und schwerem Kampf gefaßt, nicht recht zergliedern. Sie sah ihn zunächst als ein Opfer an, das sie den Wünschen der Mutter brachte, und doch war sie bis jetzt nicht sehr aufopfernd gegen die Wünsche der Mutter gewesen. Sie kannte Pfarrer Stern seit lange,

sie hatte auch um seine Wünsche gewußt, obgleich er sie früher nie gegen sie ausgesprochen; sein ernstes, einfaches, mannhaftes Wesen flößte ihr Achtung ein, aber an die Möglichkeit, sich je zu verheirathen, hätte sie nie gedacht.

Sie hatte diese ganze Zeit her so still, so einsam gelebt wie immer, nur gegen eine Freundin hatte sie nach den ersten Zeiten tiefsten, einsamen Jammers ihr Leid in Briefen ausgeschüttet; seit diese sich verlobt und sie nicht mehr auf volle Sympathie bei ihr hoffen durfte, hatte sie sich auch von ihr zurückgezogen; jede Zerstreuung, auch die harmloseste, dünkte ihr ein Unrecht. Und doch fand sie es allmählig schwer, vom Leide allein zu leben. Sie hatte sich müde geweint; den himmlischen Trost, der uns das Leid nicht entführt, sondern es uns verklärt zum ewigen Besitze gibt, hatte sie nicht gesucht und nicht gefunden; die Ausübung der täglichen Pflichten, die sie gleichgültig, ohne Liebe und Treue verrichtete, gab ihr nicht Trost und Freude, der gesellige Verkehr der kleinen Stadt endlich, über den sie sich so hoch erhaben dünkte, war ihr unerträglich; sie verstand es nicht, Liebe zu gewinnen, sie suchte es auch nicht, und doch gibt es kein Herz, das nicht vertrocknen müßte, wo es sich nicht geliebt und geschätzt fühlt.

Stern hatte die Mutter immer von Zeit zu Zeit besucht und Elise hatte ihre Kälte und Geringschätzung gegen alle Männer, die nicht den Tod für's Vaterland gesucht hatten, so weit überwunden, daß sie zugegen blieb, wenn er da war, und mit mehr Interesse in seine Gespräche einging, als je im Verkehr mit Andern. Nun begab es sich, daß er eine angenehme Stelle erhielt, und obwohl er vielleicht an mancher Thüre einen freundlicheren, willigeren Empfang hätte hoffen dürfen, als bei Elisen — wie einmal des Menschen Herz ist, das schwer zu Erreichende steigt im Werth — er

konnte den Gedanken nicht ertragen, daß dieses schöne reichbegabte Wesen in einer gewaltsam festgehaltenen Trauer verkümmern solle, und er wagte die Bitte an Elise, ihn zu ihrem Freund, zu ihrem berechtigten Beschützer für's Leben zu wählen.

Das Mädchen ist noch nicht geboren, für das in der ernst gemeinten Werbung eines rechten Mannes nicht etwas Wohlthuendes läge. Nicht lange zuvor hatte Elise in ihr eigenes Ohr die schnippische Bemerkung eines jungen Mädchens gehört: „Und wenn sie sich noch so königlich hinstellt, am Ende wird sie eben doch eine alte Jungfer, wie ordinäre Leute auch." — Ob diese kleinliche Aeußerung auch in einer so großartigen Seele beitrug, einen Weg für Sterns und der Mutter Wünsche zu bahnen, wer weiß es? Elise schrieb ihm:

„Ich erkenne den Edelmuth, der in Ihrem Anerbieten liegt; meine Mutter unterstützt Ihre Wünsche, aber mein Herz ruht im Grabe. Was ich Ihnen noch bieten kann, meine Achtung, meine Treue, das reicht nicht hin, um ein Menschenleben auszufüllen. Bedenken Sie wohl, was Sie wagen, und wählen Sie sich ein Wesen, das Ihnen ein ganzes volles Herz entgegen bringt."

Der Pfarrer antwortete ihr: „Liebe Elise, ich will Ihrem Herzen und Ihrem Willen keine Gewalt anthun; wenn Sie aber den Entschluß fassen, sich mir anzuvertrauen, so baue ich auf mein redliches Streben, um Ihre Liebe zu werben, auf die stille Macht der Häuslichkeit. Verhüte Gott, daß ich die Liebe geringschätze, aber ich glaube, sie muß kommen, wo zwei gute Menschen in demselben Streben Eines Weges gehen. So bitte ich Sie denn zunächst nur um Ihr Vertrauen, ich will all Ihr Leid, zukünftiges und vergangenes, treulich mit Ihnen tragen.

„Fern sei es von mir, Ihnen die Erfüllung meiner Wünsche als Pflicht vorzustellen, aber glauben Sie wirklich, daß Sie Gott zu nichts Anderem berufen, als einen Todten zu beweinen? daß das Leben nicht noch höhere, und so Gott will, süßere Aufgaben für Sie hat? — —“

Kapituliren ist immer gewagt. Elise gab nach, sie wußte nicht wie, und sagte dem Pfarrer ihre Hand zu, wenn er glaube, glücklich werden zu können ohne ihr Herz. Stern nahm sie getrost und freudig an. Er wollte sie für's Leben gewinnen, er wollte sie zur Thatkraft zurückführen, er wollte sie glücklich machen, und schließlich, — das redlichste Herz hat einen unausgesprochenen Hintergrund, — er liebte sie und wünschte ihren Besitz, und glaubte darum von Herzen gern alles, was für seine Wünsche paßte. Ob seine Annahme sicher war, daß zwei gute Menschen, die mit gutem Willen zusammen ihres Weges gehen, sich auch glücklich machen müssen, das sollte die Zeit lehren. Es bleibt allezeit ein gewagtes Experiment, eine Verbindung zu schließen in der Zuversicht, die Liebe werde nachkommen; es hat schon manchmal fehl geschlagen.

Einen sonnigen Brautstand hatte Stern nicht; gar zu oft kämpfte Elise wieder mit der Reue über das, was sie die Untreue ihres Herzens nannte, gar zu oft tauchte die ritterlich schöne Gestalt ihres Jugendideals neben der ernsten, schlichten des Geistlichen auf. Ein todter Rival ist gefährlicher als ein lebender, weil die Todten so leicht fleckenloser erscheinen und weil auch die reinste Frauenseele im Andenken an einen Geschiedenen keine Untreue sieht. Der Abstand in der äußern Erscheinung beruhigte aber Elise wieder. Ein Freund nach einem Geliebten, das war doch mindere Untreue. Stern trug ihre wechselnden Stimmungen mit vieler Geduld, auch war er meist abwesend an seinem neuen Be-

rufsort und im schriftlichen Verkehr ebnete sich das Verhältniß viel harmonischer. Es ist, zumal in jungen Jahren, wo man sich selbst zu wenig kennt und zu viel auf sich vertraut, gar leicht, sich in Tagebüchern und Briefen in schönen und edeln Gefühlen so recht zu ergehen. Auch die resignirte Seele Elisens, die reine Achtung, die stille Pflichterfüllung, die ruhige Freundschaft, die sie ihrem künftigen Gatten zubringen wollte, nahmen sich gar schön aus auf dem Papier, und es war alles redlich gemeint. Und aus eigner Kraft, aus den Tiefen ihrer starken Seele allein wollte Elise das stille, harmonische Dasein gestalten, das vor ihr lag, aus eigner Kraft wollte sie, selbst freudlos, als milder, freudespendender Engel durch's Leben gehen, bis sie an der Pforte des Himmels der verklärte Heldenjüngling, der allein ihr Herz besessen, empfangen würde. Das war ihr selbstgeschaffener Glaube, mit der Vorsehung hatte sie sich so ziemlich abgefunden; seit sie ihres Herzens seligste Hoffnung begraben, glaubte sie sich im vollen Recht, für ein verarmtes Erdenleben eine selige Ewigkeit zu fordern. Sie bedachte nicht die Worte: „Wer da nicht hat, von dem wird genommen auch das er hat."

Elise war nicht in die Ehe getreten als die steinerne Niobe, als die sie jetzt ihr Haus verkältete. Sie hatte den Willen, ihren Gatten glücklich zu machen, so weit ihr das möglich war. Und als er sie einführte in die Räume ihrer neuen Heimath, wo die Hand ihrer Mutter alles freundlich geordnet hatte, als er sie bat, auf seine Liebe zu vertrauen und an eine glückliche Zukunft zu glauben, da blickte sie ihm mit inniger Zuversicht in's Auge und sagte aus vollem Herzen: „Es wird gut gehen."

Stern und Elise hatten gewünscht, daß die Mutter ihre

neue Heimath theile, aber diese hielt es für viel besser, daß die jungen Leute sich allein zusammenfinden, und behielt ihren bisherigen, nicht allzufernen Wohnsitz bei. Das freie Schalten und Walten im eigenen Besitz, die leichten Sorgen des kleinen Haushalts, die kindliche Freude des Gatten an der eigenen Häuslichkeit, seine Bewunderung und Zufriedenheit mit allem, was seine Frau that, belebten und erwärmten ihr Herz, und sie suchte oft mit Reue ihren Kultus des Leides mühsam wieder hervor, zu dem sich nicht wie sonst ihr Herz von selbst hinwandte.

Flitterwochen, Honigmonde, das sind kindische Bezeichnungen für die erste Zeit des Ehestandes; es sollte ein schönerer Name dafür gefunden werden, aber einen eigenen Namen verdient sie, und es ist lächerliche Pedanterie, dieses erste warme Gefühl des Glücks hemmen und abkühlen zu wollen, damit es ja nachher nicht weniger schön komme. Es ist aber auch kindische Begehrlichkeit, gerade in dieser Gestalt, in dieser Neuheit und Frische das Glück festhalten zu wollen, dessen innerer Besitz reicher ist und schöner als sein erster Anblick, wenn auch minder glänzend. Mit leuchtendem Auge, mit frohem Herzen sieht der Bergmann die Silberader glänzen im dunkeln Gestein; er muß sie freilich noch herausarbeiten, glühen und läutern, bis das Silber rein und ganz zu Tage kommt; wollt ihr ihm darum die Freude des ersten Anschauens mißgönnen, die ihm Muth gibt und Freudigkeit zu der ersten Arbeit?

Ihr gebt dem Kinde am Weihnachtsabend Spielsachen, Arbeitsgeräthe, Kleidung, die durch das ganze Jahr seine Freude werden sollen. Wollt ihr ihm den Jubel, das Entzücken der ersten Stunde der Bescheerung rauben und die Gaben alle klug vertheilen durch's ganze Jahr, damit ja nicht auf einmal der Freude zu viel werde? — Freilich ist es des

Kindes Schuld, wenn es seine Reichthümer in den ersten Tagen achtlos verschleudert und zerbricht und sich so die Freude des Jahres nimmt; und solche Kinder sind wir nur gar zu oft.

Elise machte sich das Wohlgefühl, das im eigenen Hause über sie kam, fast zum Vorwurf, und gleichsam zur Sühne suchte sie in den Gesprächen mit ihrem Mann die Erinnerung an den Bruder, an Oskar, an jenen Einen sonnigen Tag, an die lange Nacht, die ihm folgte, wieder hervorzurufen. Der Pfarrer hätte gut gethan, mit Liebe und Interesse in diese Erinnerungen einzugehen; es war das erstemal, daß sie sich aussprach gegen irgend eine Seele, seine Theilnahme hätte ihr wohlgethan, das mächtigste Gefühl ihres Herzens wäre zu Beider Eigenthum geworden und hätte so keine Scheidewand mehr zwischen ihnen bilden können; aber wenige Männer verstehen, wie die weibliche Offenheit eine Bürgschaft für ihren Frieden, eine Quelle für ihr Glück werden könnte. Er wurde ungeduldig über die immer wiederkehrenden Beziehungen auf die selige und schmerzliche Vergangenheit, eine verzeihliche männliche Eifersucht regte sich, die die geliebte Frau auch nicht mit einem Todten theilen wollte; diese Eifersucht nimmt im Grunde keine Frau übel, aber sie sprach sich bei ihm nur in einer kurz angebundenen oder ablehnenden Weise aus, mit der er ihre Ergießungen abschnitt, und das verletzte sie tief; es war der Anfang zu der allergefährlichsten, unheilbarsten Krankheit des ehelichen und weiblichen Glücks, zu dem Unverstandensein. „Er versteht mich nicht: was die Seele meines Lebens ist, das läßt ihn kalt,“ dachte Elise mit bitterem Herzweh. Sie weihte das Oberstübchen, in dem sie die Waffen des Bruders und alle Reliquien aus der kurzen Zeit ihres Liebesfrühlings sammelte, zum Heiligthum ihrer Trauer; da las sie die Freiheitslieder aus jenen

Tagen, die Todtenopfer für die gefallenen Helden, und wenn sie herabstieg nach einer solchen Trauerstunde, in denen sie freilich nicht immer die rechte Stimmung fand, und der Mann dann ungeduldig fragte: „Wo warst du denn wieder?“ da antwortete sie mit dem kalten Schweigen, das später der Fluch seines ehelichen Lebens wurde.

Doch kam das nur allmälig; es war dieser stille Todtengarten in ihrem Herzen zunächst das Einzige, das Elise für sich allein behielt, alles andere wollte sie gerne mit ihrem Manne theilen. Sie war als Kind und Jungfrau lernlustig und strebsam, selbst in den Tagen ihres Leides war die Beschäftigung mit Büchern, mit Wissenschaften der einzige belebende Gast gewesen, den sie zu dem Heiligthum zugelassen hatte. Durch ihre Erziehung schon war ihrem geistigen Leben eine ernstere Richtung gegeben worden, als die gewöhnliche weibliche Strebsamkeit, die sich begnügt, da und dort vom Schaum des Wissens zu nippen. Für Frauen zugestutzte Lehr- und Bildungsmittel waren ihr nicht zugänglich gewesen, gründliche Studien der Geschichte, der alten Classiker hatten sie allein beschäftigt; nach des Vaters Tode hatte sie es schwer gefunden, ohne männliche Hülfe weiter zu gehen, und sie hatte sich nun gemeinsame Studien als den Hauptreiz einer Ehe der Freundschaft gedacht, als sie endlich ihren Entschluß gefaßt. Nun ist es gewiß nicht nöthig für den Werth einer Frau und das Glück ihres Mannes, daß sie Latein versteht und Griechisch treibt, aber ein absolutes Hinderniß ist es doch sicherlich auch nicht. Der Pfarrer aber schätzte zwar weibliche Bildung und hatte sich auch der Seltenheit halber an den griechischen Heften seiner Braut ergötzt, eigentlich aber hatte er vor weiblichem Wissen ganz den hergebrachten Horror der Männer, die nie so ehrlich und so tief auf den Grund der Verhältnisse geblickt, um zu erkennen, daß werthlose Ehen,

freudlose Häuslichkeiten gewiß mehr auf Rechnung flacher, vergnügungssüchtiger, als lernlustiger Weiber zu schreiben sind. Er wollte seiner Frau in nichts Zwang anlegen; er selbst gehörte nicht zu den Männern, denen ihr Beruf Handwerk und die Wissenschaft Handlangerin ist; er gab sich mit Eifer ernsten, tief gehenden sprachlichen und theologischen Studien hin; wenn er aber müde von Amtsgeschäften und Studien mit der Pfeife zu seiner Frau herabkam, so wollte er ausruhen in einer leichten Unterhaltung oder in behaglichem Schweigen, das Männern oft so viel genußreicher ist, als Frauen begreifen können. Kam dann seine Frau mit dem griechischen Wörterbuch, mit Plato und Plutarch angezogen, so wurde ihm angst und bange. „O, Schatz, nur heute nicht mehr studiren!“ hieß es fast jeden Abend; „willst du mit Gewalt Classiker lesen, so gibt's Uebersetzungen genug; komm, sitz' zu mir und erzähl' mir was Schönes.“ Elise trug schweigend, mit gekränkter Würde die Bücher weg und holte ihr Strickzeug. „Unverstanden,“ tönte es abermals in ihrer Seele, und die Mauer zwischen den beiden Herzen wuchs unvermerkt höher und höher, und warf ihren Schatten in das kaum angepflanzte Gärtchen häuslichen Glücks.

Ach, sie hätten sich so leicht helfen können! Wenn der Pfarrer einmal versucht hätte, mit freundlichem Sinn in die Studien seiner Frau einzugehen, er hätte wohl gefunden, daß das Lehramt bei einer geliebten, empfänglichen weiblichen Seele etwas blühender und erfreulicher ist, als trockenes Schulmeistern, und die Classiker, die alten Genossen seiner Schuljahre, wären ihm, aufgefaßt von einem lebendigen, poesiereichen Gemüth, vielleicht erst wieder lieb und werth geworden. Und hätte sie mit liebevollem Sinn ihres Mannes Bedürfniß verstanden und zunächst und vor allem für die traute Behaglichkeit des häuslichen Herdes gesorgt, wie leicht wäre

es ihr geworden, leise und allmälig die ernsten Geister der alten Tage, ihre lieben Dichter und Schriftsteller, an diesen Herd einzuführen und ihn damit zu verschönern!

So aber versäumte Jedes das liebevolle Eingehen auf die Wünsche des Andern. Sie dachte: „Also nur zur ersten Magd will er mich machen. Dazu bin ich gut, das Reich des Geistes soll mir verschlossen sein;“ und er dachte: „Ich hätt's doch eben besser bedenken sollen, sie ist am Ende doch eine kalte Natur und keine Hausfrau.“

Eine Hausfrau — das war eine weitere Klippe dieses ehelichen Glücks. So viel Vertrauen haben die meisten Männer, daß sie denken, mit dem Hochzeittag müsse auch die Braut zur perfekten Hausfrau werden. Sie schlagen vielleicht einen Beruf zu leicht an, der die Aufgabe und das Studium eines ganzen Lebens ist, sind aber im Ganzen in ihrem Recht, wenn sie von der Frau verlangen, was sie ihr zutrauen.

Die Haushaltungskunst war nie Elisens Studium gewesen. Sie hatte daheim gethan, was nöthig war, und es für entsetzlich kleinlich gehalten, großes Gewicht auf kleine Genüsse und Mängel des täglichen Lebens zu legen. Der Pfarrer aber, der Sohn einer Mutter, die weit und breit für das Muster einer guten Hausfrau galt, legte gerade sehr großen Werth auf die Hausfrauentüchtigkeit und konnte sich von einer verbrannten Suppe, von einem zerbrochenen Teller, über die seine Frau mit überweiblicher Seelengröße wegsah, fast allzusehr ärgern lassen.

Elise hatte den Willen, ihre Pflicht zu erfüllen, aber nicht die Demuth, ihre Fehler einzusehen. Das unbehagliche Gefühl, das ihr doch das Bewußtsein einer Versäumniß machte, schob sie auf Rechnung ihres Mannes. Wo sie aber auch wirklich ihr Unrecht fühlte, da fehlte ihm die Großmuth, die sich eben in den allerkleinsten Fällen gegenüber

von Anderer Versehen am schönsten zeigen kann, und die bei feinen Gemüthern nie verloren ist. Kleine Vorfälle, fast zu klein, um genannt zu werden, endeten in gegenseitiger Bitterkeit, und viele Nadelstiche geben eine Wunde.

Nicht daß Elise sich nicht zu Zeiten all der schönen Vorsätze am Beginn ihres Ehestandes erinnert hätte; sie konnte sich oft wieder ganz in die Gefühle der edlen, hingebenden Gattin hineinleben; aber es schien ein neidischer Dämon jede Blüthe ehelichen Glücks im Keim zerstören zu wollen. Der Unstern des Pfarrers, der nicht eben zu den poetischen Naturen gehörte, führte meist selbst die Störung herbei. Einst an einem Winternachmittage saß Elise allein daheim, ihr Mann war in einer Amtsverrichtung auswärts, sie dachte auch einmal an die Gegenwart, nicht wie sonst immer an die Vergangenheit, sie dachte an ihren Mann, an seine Berufstreue, seinen redlichen, ehrenhaften Sinn; sie fühlte, wie manches sie indeß verfehlt, und beschloß, ihm nun gewiß auch mit Aufopferung eigener Wünsche den eigenen Herd recht behaglich zu machen. Sie holte eigenhändig seine Pantoffeln und seinen Schlafrock, um sie zu wärmen, sie wollte Abends ein Brettspiel mit ihm machen, eine alte Liebhaberei von ihm; sie fing an, sich auf seine Rückkehr zu freuen, wie noch nie. Endlich läutete er, sie ging ihm bis zur Thüre entgegen, aber ehe sie ihn begrüßen konnte, fing er in etwas ärgerlichem Tone an: „Aber ich bitte dich, Elise, was soll das heißen? Jetzt ist das Holz noch nicht im Schuppen, noch im Hof aller Nässe ausgesetzt, und ich wollte es schon vor acht Tagen im Trockenen haben; wozu hat man eine Magd?" — „Ich kann es ja selbst thun," sagte Elise gereizt, „wenn das so unendlich wichtig ist, daß du keinen andern Gedanken mit nach Hause bringst." — Abermals geärgert über ihren gereizten Ton, überhörte er

den leisen Vorwurf in ihren Worten und steigerte sich recht in Verdruß über das verwahrloste Holz hinein. Auf Elisens aufflammende Vorsätze war das kaltes Wasser, sie hüllte sich wieder in ihr gekränktes Schweigen, auch als der Pfarrer, der die Pantoffelaufmerksamkeit bemerkt, gern wieder eingelenkt hätte. „Unverstanden, unverstanden!“ tönte es wieder in ihrer Seele. Das Bild des ritterlichen Grafen, des Lebens voll seliger Harmonie, das sie an seiner Seite geführt hätte, stieg wieder vor ihr auf, und die Scheidewand wuchs immer höher. Sie hatte sich einst nicht ohne schweren Kampf entschlossen, Stern ihre Hand zu geben, ihre Idee von ewiger Treue gegen den Todten aufzuopfern. Mit dem Irrthum so mancher Frauen meinte sie, für dieses Opfer von seiner Seite ganz besondere Anerkennung, besondere chevalereske Huldigung erwarten zu dürfen. Stern aber meinte einfach, mit dem Ja am Altare sei seine Frau eben seine Frau geworden und habe ein Recht an all seine Liebe und Treue, seinen Schutz und seine Fürsorge, aber an außerordentliche Anerkennung von seiner Seite dachte er nicht. Wie bei den meisten Männern sollten die weichen und zarten Saiten bei ihm erst von liebender Hand zum Klange geweckt werden, Elise aber erwartete schon entgegenkommende Klänge.

Der Pfarrer hatte ein unglücklich schwaches Gedächtniß für Geburtstage, er war überhaupt kein Freund von Festfeiern und hätte am liebsten gehabt, wenn man den seinigen ganz vergessen hätte; Elise aber, in deren Elternhaus man Bekränzungen, Blumen und Familienfeste liebte, war an aufmerksame, feierliche Begehung des ihrigen gewöhnt. Der erste Geburtstag, den sie im Ehestand feierte, mahnte sie gar schmerzlich an all die vergangenen mit ihren Freuden, ihren Träumen, ihren Thränen; heute fühlte sie sich recht

liebebedürftig. Sie hatte sich sorgfältig angekleidet und erwartete den Gatten und seinen Glückwunsch, er mußte von der Brautzeit her noch das Datum ihres Geburtstags wissen. Da öffnete sich die Thür, der Mann erschien, ziemlich im Negligé, und bot ihr den Aermel seines Schlafrocks dar: „Nun bitt' ich dich, Elise, erbarm' dich einmal über den zerrissenen Ellbogen, seit vierzehn Tagen treib' ich's jetzt, ich blamire mich vor den Bauern; und hör', könntest du denn nicht auch ein einzigmal selbst nachsehen, wenn die Magd bei mir einheizt? Das ist ein unsinniger Holzverbrauch bei sechs Grad Wärme draußen." Das waren nun schreiende Mißlaute in Elisens gehobene Stimmung, und statt mit einem gemüthlichen Scherz, mit einem freundlichen Vorwurf die Saiten wieder zu stimmen, ließ sie sie lieber abreißen und machte so die künftige Harmonie unmöglich. „Unverstanden, allein auf der Welt!" in diesem Gefühl nahm sie mit der Würde einer tief gekränkten Unschuld nach dem Frühstück den leidigen Schlafrock in Kur und sprach kein einziges Wort, so daß der verblüffte Pfarrer nicht begriff, was es für ein Verbrechen sein könne, von seiner Frau einen so natürlichen Dienst zu verlangen. Daß sie solche häufig wiederkehrende Mißlaute durch etwas mehr Aufmerksamkeit vermeiden könnte, fiel Elisen nicht ein, sie hüllte sich nur immer in's Gefühl ihrer beleidigten Würde, und that ihre Pflicht zwar genauer, aber in immer kälterer, unlieblicherer Weise.

Freilich kam an jenem verhängnißvollen Geburtstag noch eine Schachtel mit Geschenken von der Mutter, auch eine Sendung von feinem Flachs von der Mutter des Pfarrers, einem guten, etwas ceremoniösen alten Frauchen, mit einer sehr höflichen Gratulation an die „liebwerthe Frau Söhnerin" und einer Mahnung an den Pfarrer: „Lieber Christian, du

wirst doch deiner Frau Geburtstag nicht vergessen? Ich weiß, du hast für solche Tage ein kurzes Gedächtniß, bei uns that das nichts, aber eine junge Frau erwartet einige Attention ...." Da war's nun dem Pfarrer herzlich leid, daß er den Tag so prosaisch begangen hatte, er hätte die Sache gar gern wieder gut gemacht und kam mit einer humoristischen Entschuldigung, aber Elise war so unnahbar, so ruhig und kalt im Bewußtsein des Unverstandenseins, daß er, seinerseits auch gekränkt, sich zurückzog und dieser Tag die trennende Kluft wieder erweiterte.

„Gute Worte geben," das war nicht des Pfarrers Sache, alle Arten von Scenen, auch Versöhnungen, waren ihm in der Seele zuwider. „Wenn man weiß, wie man mit einander dran ist, wenn man sich lieb hat und das Rechte will, wozu solche Umstände? Da kann sich jedes selbst zurecht finden." Es lag dem wohl ein gesunder Sinn zu Grunde. Frauen lieben Scenen, Versöhnungen, alles, was innerlich erregt, und können wohl je und je die Güte des Mannes mißbrauchen, der allzu bereitwillig in jede Schattirung ihrer Stimmungen eingeht. Aber der Pfarrer vergaß, wie viele Männer thun, daß über diesem gesunden Sinn, der alles Eingehen und Aussprechen über die innere Welt der gegenseitigen Gefühle vermeidet, gar oft die Poesie des Verhältnisses verloren geht, die neben der unvermeidlichen Prosa beschränkter bürgerlicher Verhältnisse gar wohl ihre Rechte wahren dürfte; er vergaß, welche Macht ein zartes, liebevolles Wort über ein Frauenherz hat, und wie es auch dem starken und stolzen Mann gar gut ansteht, zuweilen freundlich einzugehen, selbst in eine Schwäche der Frau, ihr aus einer gedrückten Stimmung zu helfen, ihr auch in kleinen Drangsalen die Stütze einer kräftigen Hand zu leihen.

Diese Trockenheit so vieler Männer, die sich mit dem

innerlichen „Gutmeinen" begnügt, löst nun freilich ein so tief gegründetes heiliges Verhältniß nicht, aber sie macht es nüchtern, prosaisch, die kleinen Blüthen des Lebens sterben ab und es bedarf wieder großer, tiefer Erregungen, für die freilich die Vorsehung sorgt, um den Gatten die ganze heilige Bedeutung ihres Verhältnisses zum Bewußtsein zu bringen.

Elisens Natur war aber nicht für ein gewöhnliches Verhältniß geschaffen; zu stolz, zu sehr gewöhnt, ihr eigener Mittelpunkt zu sein, versuchte sie keinen der Fäden wieder anzuknüpfen, die in so kleinlichen Mißverständnissen abrissen. So gingen sie weit und weiter auseinander; der Pfarrer, dessen warmer, gemüthlicher Natur die Liebe ein so tiefes Bedürfniß war, sah mit Schrecken die immer wachsende Entfernung, und sie büßten Beide schwer den Irrthum, mit dem sie die mächtige, gewaltige Bedeutung der Ehe nicht begriffen, in der es kein Halbes geben kann, kein zurückbehaltenes Gefühl, keine nachzuholende Liebe. Wohl ist sie ein Wachsen und Werden, eine Schule, in der man nicht auslernt, aber das ganze Herz, den ganzen Willen muß man dazu mitbringen, sonst ist die Schulzeit verloren.

Das mächtigste Medium, die reichste Kraft der Ausgleichung, ein gemeinsamer Glaube, war nicht zwischen den Beiden. Elise hatte von der Vorsehung Glück gefordert, volles, seliges Glück als Preis ihrer Veredlung; ihr Unglück sah sie nun, um einen irdischen Vergleich zu brauchen, als vollgültige Freikarte zum Himmel und seiner Seligkeit an; weiteren Strebens glaubte sie sich entbunden. Das tiefe, heilige Mysterium des Glaubens, nach dessen Verstehen bei der rationalistischen Richtung ihres Vaters nie ein Sehnen in ihr geweckt worden war, blieb ihr fremd. Wenn sie die Predigten ihres Gatten hörte, der in die Glaubenswahrheiten tiefer eindrang, der sich nicht begnügte, auf selbst gezimmertem

Floß über eine Tiefe zu gleiten, deren unermeßliche Schätze er ahnte, so that sie es nur, um sich daraus einen Maaßstab zu bilden, an dem sie haarscharf all sein Thun und Lassen, sein Reden und Schweigen maß; in ihr eigen Herz ließ sie sich nie von seinen Worten führen, und glaubte sie je darin etwas zu finden, das auf ihre Fehler, auf ihren Herzenszustand deutete, so erbitterte sie das nur. Des Pfarrers Herzenswunsch und sein stilles Gebet war, diese verdüsterte, verstörte Seele auf den Einen Weg leiten zu können, auf dem auch gebrochenen Herzen Licht und Frieden aufgeht; aber, wie selten ein Arzt gern im Hause verordnet, oder ein Richter gern Streitfälle in der Familie entscheidet, so liebte auch er nicht, zu predigen in der Wohnstube; was sein Herz bewegte, auch von eigenen Wünschen, das vertraute er dem Kanzelworte an, und da verfehlte es seine Wirkung bei dem Einen Herzen, für das es eben bestimmt war. — Elise sah mehr und mehr ihre segenslose, freudenlose Ehe als Strafe für die Untreue an dem Ideal ihrer Jugend an, immer leidenschaftlicher gab sie sich wieder dem Kultus ihrer Erinnerungen hin und immer weniger bemühte sie sich, noch eine Blume häuslichen Glückes zu pflegen.

Eine Hoffnung ging dem Hause auf, die Hoffnung auf ein junges, neues Leben, und beide Gatten knüpften daran eine hellere Aussicht für die Zukunft, obwohl sie nie darüber sprachen. Elise hoffte auf einen Sohn; der sollte Oskar heißen, den wollte sie erziehen zu einem kraftvollen, schönen, feurigen Knaben, zum Abbild ihres begrabenen Helden; seine junge Seele wollte sie nähren mit all den Träumen, die sie schlafen gelegt, mit all den Hoffnungen für Größe und Freiheit des Vaterlandes, die nun untergegangen. Der Pfarrer

machte keine Plane, aber er hoffte, ein junges, frisches Leben sollte sein düsteres Haus erhellen, das verschlossene Herz seines Weibes aufthauen und sie mit der Gegenwart versöhnen.

Das Kind war eine Tochter, und der erste Blick auf das kleine Gesicht zeigte auffallende Aehnlichkeit mit dem Vater. Elisens Mutter, die bei ihr war, begriff nicht, wie eine junge Mutter mit so wenig Freude ihr erstes Kind aufnehmen könne; aber es war so. Elise hatte gar nicht an ein Mädchen gedacht und sah in dem kleinen Wesen bereits ein beklagenswerthes Opfer des Schicksals. Und nun ihr die Hoffnung auf ein Abbild ihres Jugendgeliebten entschwunden war, hegte sie sein Andenken mit neuer Treue und fertigte Gatten und Kind mit kalter Pflichterfüllung ab. Die kleine Julie wuchs fröhlich und ahnungslos in diesem starren Boden auf; es war freilich nicht möglich, daß die Lieblichkeit der ersten kindlichen Entfaltung nicht hie und da der Mutter Herz gewonnen, ihr Auge erheitert hätte; aber je mehr bei späterer Entwicklung das Kind des Vaters Eigenthümlichkeiten zeigte, je mehr es sich instinktmäßig diesem zuwandte, desto mehr verkühlte die Mutter wieder. Es war dem kleinen Kinde schon ein Fest, wenn es der Vater in seine Stube nahm, und sie streckte von weitem die Aermchen gegen ihn aus; sobald sie ein wenig gehen konnte, kroch sie ihm nach und siedelte sich in einer Ecke seiner Studirstube an, wo sie sich an alten wurmstichigen Kupferwerken ergötzte, die als Inventarstücke auf der Pfarrkanzlei lagen. Einmal hatte die Mutter die vierjährige Julie mit in ihr Heiligthum genommen, aber sie riß die Feldbinde herab und nannte den Schattenriß einen „wüsten schwarzen Mann;“ von da an blieb ihr die Stube verschlossen. — Das allmälige Abwenden des Kindes galt Elisen nur für einen neuen Beweis, wie arm ihr Dasein sei, und wie sich die gebrochene Treue gegen

den Geliebten auch daran räche, daß ihr nicht einmal ihres Kindes Herz gehöre.

Der Pfarrer aber lebte auf in seinem Töchterlein, und wenn Elise Vater und Kind im Garten so fröhlich mit einander lachen hörte, so schloß sie den Laden und wandte sich mit tiefer Bitterkeit ab, obgleich sie selbst verweigerte, mitzugehen, weil der Vater das Kind vor ihr gefordert hatte. Der Vater unterrichtete Julie selbst, das war aber keine besonders lohnende Arbeit. Die Kleine lernte langsam, mehr aus Gehorsam als aus Lust, und obwohl im täglichen Leben ein munteres, aufgewecktes Kind, zeigte sie doch keine rasche Fassungskraft. Dagegen lernte sie sehr früh stricken von der Großmutter und spinnen von der Magd, und war gar emsig und wichtigthuend mit ihren kleinen Händen. — „Eine ganz gewöhnliche Natur, gut zu einem verwaschenen und verflickten Dasein,“ entschied die Mutter bei sich und ließ sie gewähren.

Elisens Mutter starb bald, tief bekümmert über die freudlose Ehe der Tochter; die Mutter des Pfarrers aber, eine herzgute Frau, glaubte bei ihren seltenen Besuchen in des Sohnes Hause mit übermäßiger Höflichkeit und Rücksicht gegen die Frau Söhnerin alles gut machen und ausgleichen zu können; aber sie blieb auch „unverstanden“ gegenüber der kalten, unnahbaren Weise ihrer Schwiegertochter, und ging wieder nach Hause, je früher je lieber, in lauter Herzensangst, der Sohn möchte bei ihr klagen über seine Frau, und da hätte sie doch nicht gewußt, was sie ihm entgegnen sollte.

Nicht umsonst hat die Gastlichkeit der Pfarrhäuser so guten Klang. Den geselligen Verkehr des Landlebens trifft am wenigsten der Vorwurf, den man unserem süddeutschen Leben nicht mit Unrecht macht, daß sich die Erholungszeit der Männer und Frauen in Wirthshaus- und Visitenleben theilt. Hier findet man noch gemüthliches Beisammensein

ganzer Familien, und der Pfarrer, der daran immer besonderes Wohlgefallen gefunden, hatte sich als Vikar schon auf sein eigenes Pfarrhaus gefreut, und wie gut er's da den Freunden machen wollte.

Sobald es sein konnte, hatte er denn auch seine junge Frau in der Nachbarschaft eingeführt, glücklich im Gedanken, wie man seine Wahl preisen werde. Elisen aber war der Ruf großer Gelehrsamkeit und eines eigenthümlichen Wesens vorangegangen, und das legte den Pfarrfrauen einen Zwang auf. Sonst begannen gewöhnlich Männer und Frauen ihre Gespräche gesondert, und da kam man dann von häuslichen Angelegenheiten, von Küche und Garten etwa auf Erziehungsfragen, wobei die Männer ein Wort mitredeten, auf Amtserlebnisse, an denen die Frauen Theil nahmen, und so spielte sich allmälig die Unterhaltung zusammen und gewann durch die Männer an Ernst und Tiefe, durch die Frauen an Leben und Frische. Bei Elisens Einführung aber wollte es nicht recht von Statten gehen. Unsern meisten Männern wird's angst und bang, sobald sie fürchten, daß eine Frau Anspruch auf geistvolle Unterhaltung von ihrer Seite mache. Die Frauen erwarteten vergeblich, daß die gelehrte Frau Pfarrerin ein geistreiches Gespräch aufbringe, von dem sie profitiren könnten. Endlich unterhielten sie sich halblaut über die nächstliegenden Angelegenheiten, bis sie allmälig in Eifer kamen und die gelehrte Frau vergaßen; die Männer hielten sich gesondert mit einer zufällig sehr materiellen Disputation. Der Pfarrer sah seine Frau immer schweigsamer, immer unverstandener in dem belebten Kreise sitzen, und fühlte sich selbst immer peinlicher, wo ihm sonst so wohl gewesen war. Frühzeitig brach er auf, Elise war sehr willig dazu, sie gingen aber lange schweigsam dahin, bis die Frau anhob: „Aber ich bitte dich, wie kannst du in solchen Kreisen Genuß finden, wo

Männer einen ganzen Nachmittag vom Obstzehnten reden und Frauen von Hanf und Flachs!" — „Ich versichere dich, so ist es nicht immer, wir haben schon viele genußreiche, gemüthliche Unterhaltungen zusammen gehabt, aber je und je muß man sich auch über solche Dinge verständigen und sie sind oft nur die Brücke zu tieferen Lebensfragen. Du bist doch selbst ein Pfarrtöchterlein, bei euch daheim wird man auch nicht lauter druckfertige Dialoge gehalten haben."

„Ich habe mir daheim schon die Freiheit genommen, mich von jeder gehaltlosen Unterhaltung zurückzuziehen, und das werde ich auch ferner thun." — „Wäre es nicht freundlicher, wenn du in solche Gespräche eingingest und versuchtest, ihnen eine bedeutendere Wendung zu geben?" — „Danke, zur Reformatorin fühle ich mich nicht berufen, ich bin lieber allein mit meinen eigenen Gedanken." — Arme Frau! deine eigenen Gedanken waren oft eine recht traurige Gesellschaft.

Bei jedem weiteren Versuch, Elisen mit dem geselligen Verkehr der Nachbarschaft zu befreunden, benahm sie sich so vornehm, empfing die Gäste unter ihrem eigenen Dache so kühl, daß das Pfarrhaus bald vereinzelt blieb. Gras wuchs im Hofe und Moos auf der ungastlichen Schwelle. Der Pfarrer, der keine Gastfreundschaft annehmen wollte, die er nicht erwiedern konnte, der sich auch vor bedauernden Blicken und Fragen fürchtete, beschränkte sich auf den geselligen Verkehr, der ihm je und je an öffentlichen Orten zugänglich war, und erst als sein Töchterlein heranwuchs, fühlte er wieder mit tiefer Herzensbitterkeit, wie freudlos und öde sein Haus sei, das nicht einmal dem Kinde Umgang mit gleich erzogenen Altersgenossen gestattete.

Julie fühlte diese Lücke nicht, sie tummelte sich fröhlich mit Bauernmädchen, die die „Pfarrjungfer" mit großer Liebe und Verehrung betrachteten. Der Vater gab sich zufrieden,

als er beobachtete, wie kindlich harmlos und gutgesittet dieses fröhliche Treiben war; die Mutter aber, die ihre Kindheit nur mit Büchern, mit der süßen träumerischen Einsamkeit und dem geliebten Bruder getheilt hatte, fand in der Freude des Kindes an Spiel und Gespielen nur wieder einen Beweis ihrer untergeordneten Natur und ließ es gleichgültig gewähren. Die Mutter des Pfarrers faßte eine unaussprechliche Liebe für das Enkeltöchterlein; sie wohnte in einer kleinen Stadt, die immerhin mehr Gelegenheit zu Umgang und Unterricht für Julie bot, als das Dorf und das freudlose Elternhaus, und als die Mutter älter und hinfälliger wurde, entschloß sich der Pfarrer zu dem schweren Opfer, das Licht seiner Augen, die einzige Blume, die aus dem öden Boden seiner Häuslichkeit sproßte, ziehen zu lassen und sie der Mutter zu übergeben. Elise willigte ohne Widerstand ein; konnte sie doch nie hoffen, bei dem Kinde Sympathie für ihre Gefühle zu finden; fast fühlte sie sich erleichtert, als mit Julie das letzte Band entfernt war, das sie an die Gegenwart knüpfte, denn ihr Verkehr mit dem Gatten war allmählig ein so kühler und entfernter geworden, daß er keinen Theil mehr an ihrem innern Leben hatte.

So waren schon Jahre über das Pfarrhaus hingegangen. Wie das Schloß Dornröschens stand es versteinert und verwachsen, aber die Herzen drin schlummerten nicht in unverwelkter Jugend, die nur auf den erweckenden Kuß wartet; sie selbst wurden verwachsen und versteinert, selbst das Andenken an die Liebe ihrer Jugend stand in Elisens Herzen wie ein steinernes Grabmal, um das keine Rose blüht, das kein Grün umrankt, und nur in seltenen Stunden noch wachte das begrabene Leid auf und sah sie mit lebendigen Augen an.

In der Umgegend hatte man sich über das seltsame

Haus, über das eigenthümliche Verhältniß des Ehepaars müde gesprochen, man ließ es stehen und gehen; nur der junge Vikar wurde bedauert, den sein Geschick und der Wille der Behörden unter dieses trübselige Dach führten, als ein anhaltendes Unwohlsein den Pfarrer nöthigte, sich nach einer Hülfe umzuschauen.

„Geben Sie acht, Sie versteinern in kurzer Zeit," warnte man den jungen Mann. „Aus dem Haus trägt keiner eine lebendige Seele davon." Wolker aber war ein junger Mann, für den eben das Ungewohnte einen gewissen Reiz hatte. Während einiger Jahre, die er als Hofmeister in einer edeln Familie und auf Reisen zugebracht, hatte er den Schulstaub abgeschüttelt und doch die Frische des Herzens und den Ernst der Gesinnung bewahrt, die so köstliche Mitgaben zu seinem heiligen Amte sind, und ihm bangte nicht für seine lebendige Seele.

Etwas ängstlich war ihm aber doch am ersten Abend seiner Ankunft zu Muthe, als er über den grasigen Hof schritt und, unkundig des Seiteneingangs, an der verrosteten Glocke der Vorderthüre zog, deren Ton gellend durch das schweigsame Haus schallte. Auch dem Pfarrer, der seit Jahren in stumpfer Gewohnheit das Joch seiner trübseligen Häuslichkeit trug, war es bange, einen Fremden einzuführen. Elisens erster Empfang war übrigens, neben allem Würdevollen, doch viel freundlicher, als er erwartet hatte. Sie ahnte wohl, welche Meinung der junge Mann von ihr mitbrachte, und war trotz der Versteinerung Frau genug, um zu wünschen, einen besseren Eindruck zu machen.

Bei Tische aber versank sie wieder in das alte Schweigen, während der Vikar sich in Betrachtung des schönen Mädchenbildes versenkte, das ihm noch lange nachher der einzige Lichtpunkt des Hauses blieb. „Sie waren Hofmeister?"

unterbrach der Pfarrer die Stille. — „Ja, drei Jahre, in der Familie eines schlesischen Grafen,“ erwiederte der junge Mann lebhaft. „Es war die reichste und segensvollste Zeit meines Lebens.“ Eine eigenthümliche Bewegung lebte in den Zügen der Pfarrfrau auf, und der junge Mann, dem das Herz warm wurde in Erinnerung, schilderte beredt das schöne, edle Familienleben jenes Hauses, das reiche ausgebreitete Wirken des Grafen, die stille Liebenswürdigkeit der Gräfin, das schöne, innige Verständniß zwischen beiden Gatten, bis ihn endlich das Schweigen seiner Zuhörer zum Bewußtsein brachte, daß er wohl eine Taktlosigkeit begangen, indem er das Bild einer so glücklichen Häuslichkeit in einem Hause des Unglücks entwickelt hatte. Aber Elisens Augen waren naß, als sie ihm gute Nacht sagte, und wie sie, von mannigfachen Gedanken bewegt, sich zur Ruhe legte, da hörte sie noch bis tief in die Nacht den Schritt ihres Mannes oben, der rastlos hin und her ging, aufgeregt von dem Bilde eines Glücks, das ihm kein verlorenes, ach, ein nie gefundenes Paradies war. Aber wenn sich der Gatte fragte: wie weit ist es meine Schuld, daß es so gekommen? so verschloß Elise ihr Herz den anklagenden Gedanken, die aufsteigen wollten, und sagte sich nur: und ein solches Leben hätte ich leben können, so reich, so selig! und sie wandte die Selbstanklage um in eine Anklage des Geschicks.

Der Vikar fügte sich allmählig dem Haushalt ein, und wenn er auch für seine einsamen Stunden und für freundlichen Verkehr nach außen seine lebendige Seele beibehielt, im Hause selbst kam bald, mit seltenen Ausnahmen, der Geist des Schweigens über ihn. Und doch kam ihm der Aufenthalt nicht so drückend vor, wie andre wohl glaubten; ein geheimnißvolles Interesse, das das schöne Bild vor allem wach

erhielt, fesselte seine Phantasie und er glaubte sich nicht zu täuschen, wenn er in den steinernen Zügen der Pfarrfrau, in ihrem sonst so düsteren Blick doch hie und da etwas wie Interesse und Theilnahme für sich fand.

Aber viele Stunden gab es, wo er sich wie verzaubert in einem verzauberten Hause vorkam, und es berührte ihn recht angenehm, als der Pfarrer bei seiner Abreise zu der Mutter Begräbniß gelegentlich erwähnte, daß er seine Tochter mit nach Hause bringen werde. Wenn nun diese Tochter das Ebenbild der schönen Viktoria im Wohnzimmer wäre! Ein so holdseliger Engel, der müßte den Bann lösen, der auf dem Elternhause lag, und noch größere Wunder wirken. Er wagte aber nicht, während der wenigen Tage, die er mit der Pfarrerin allein war, ihrer Tochter zu erwähnen; wie leicht hätte sie seine Gedanken errathen können!

Elise hatte der Tochter Zimmerchen bereitet, den Koffer mit ihren theuren Reliquien in ihren Alkoven gestellt, sie hatte Trauerkleider besorgt und erwartete nun die Rückkehr des Gatten. Es regte sich doch ihr Mutterherz, als am dritten Tage nach des Pfarrers Abreise der Wagen vorfuhr und ein junges Mädchen in tiefer Trauer die Arme um ihren Hals schlang und in innigem Tone unter Thränen rief: „Mutter, liebe Mutter, jetzt gehöre ich euch allein!“ Sie hatte ihr Kind lange nicht gesehen, und nun sie sie oben beim Kerzenlicht betrachtete, konnte sie sich noch gar nicht darein finden, daß das ihre Tochter sein solle. Keinen Zug hatte sie von ihr oder von dem seligen Bruder, dessen Namen sie trug. Der Vikar, der das Geräusch der Ankommenden gehört, fand es selbst recht kindisch, daß sein Herz so klopfte, als er zum Abendessen herabstieg; aber wie sehr fühlte er sich enttäuscht,

wie gleichgültig wandte er sich nach höflichem Gruß von dem Bilde ab, das so gar nicht seinem Ideal entsprach! Nicht eine Idee von der hohen schlanken Gestalt, den goldblonden Locken, dem lilienweißen Teint und den tiefblauen Augen der Victoria im Bilde: ein blühendes, brünettes Gesichtchen, braune, unschuldige, runde Kinderaugen, mit dem bläulichen Weiß, das nicht durch Nachtwachen und Thränen, auch durch keine tiefen Studien vergilbt war, eine weiche, rundliche Gestalt, dunkle, gescheitelte Haare: „ganz wie das Jugendbild meiner Mutter!" versicherte der glückliche Vater. Das war dem Vikar ganz gleichgültig, was kümmerte ihn das Jugendbild der seligen Frau Bürgermeisterin? er hatte ein anderes, ein ganz anderes Jugendbild vor der Seele gehabt! Julie hatte sich gar kein Bild von dem Vikar entworfen, und kümmerte sich im jetzigen Augenblick wenig um ihn; sie fand es mehr störend als erfreulich, einen Fremden im Elternhause zu treffen, dessen Schatten sie längst vergessen hatte. Der Schmerz um den Tod der Großmutter, der erste ihres jungen Lebens, war ein so überwältigender, daß sie glaubte, gar nimmer recht froh werden zu können, und gleichgültig war gegen jede äußere Erscheinung.

Dieses Leid war nun schon beim Eintritt in's Elternhaus ein Band, das sie näher zum Vater als zu der Mutter zog. Elise hatte die Schwiegermutter gern gehabt, wie man so sagt, aber ihre Gegenwart in früheren Zeiten war ihr stets wie ein stiller Vorwurf gewesen, ihre ceremoniöse Höflichkeit war ihr langweilig, sie blickte nicht tief genug, um als Quelle derselben ein feines und liebevolles Gemüth zu erkennen, und so war ihr Leid um den Tod der alten Frau ein sehr vorübergehendes. Bei dem Vater aber goß Julie ihre ganze kindliche Trauer aus, sie wurde nicht müde, von der Großmutter zu erzählen, von ihrer Güte, von der Freund-

lichkeit, mit der sie die Fröhlichkeit der Jugend gefördert hatte, von ihrem sanften Tod, und der Vater wurde nicht müde, ihr zuzuhören.

Elise war nicht so gleichgültig gegen die Liebe ihres Kindes, wie es scheinen mochte; mit einem bittern Weh fühlte sie, wie Vater und Tochter sich zusammenhielten, aber sie war zu stolz gewesen, um etwas zu thun, ihres Gatten Liebe zu gewinnen, sollte sie nun werben um die ihrer Tochter? Stiller und kälter als je zog sie sich ab von Juliens schüchterner Zärtlichkeit, die ihr wie ein Almosen schien, das sie ihr zuwenden wollte; so wagte diese keine herzliche Annäherung mehr, und wieder war Elise „allein auf der Welt.“

Der Mutter kaltes zurückhaltendes Wesen lastete freilich als ein schwerer Druck auf Juliens offener Seele; der einsame Winter dünkte ihr, die an heitern Mädchenverkehr gewöhnt war, oft unerträglich lang. In der ersten Zeit paßte die Stille zu ihrer Trauer, aber Julie war jung, und ein junges Herz trägt nicht zu lange das Gewicht des Kummers, zumal wenn der Verlust ein so natürlicher ist. Sie machte sich zuerst bittere Vorwürfe, daß sich leise und allmählig so viel andere, junge, helle Gedanken in das dunkle Trauerstübchen ihres Herzens einschlichen, dann aber gedachte sie auch der Worte der sterbenden Großmutter: „Mußt dich nicht so um mich grämen, Kind; denke du an mich in Liebe und Freude, denke an mich, wenn du zum blauen Himmel aufsiehst, und nicht an mein dunkles Grab,“ und sie ließ den Sonnenschein herein und hie und da hörte man wieder ein fröhliches Mädchenlied, wenn sie, wie sie Tags zehnmal that, die Treppen hinauf sprang zum Vater.

Der Vikar mochte nun braune Augen und rothe Wangen noch so gering schätzen, das mußte er sich doch gestehen, daß das junge Mädchen in das düstere Haus gekommen sei

wie ein frisches Waldbächlein über ein dürres Heideland, und es geschah wohl je und je, daß sein Blick von den blauen Sternen der gemalten Victoria sich auf die runden klaren Kinderaugen wandte, in denen freilich noch keine Welt von Hoffnungen untergegangen war.

Julie war just nicht, was man eine poetische Natur nennt, sie hatte einen gesunden Blick für die praktische Seite des Lebens, die „Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas" war ihr wenigstens nie zum Bewußtsein gekommen, und der Zauber einer Mondnacht hatte sie nie zu Thränen bewegt. Aber ihr ganzes Wesen war zu ursprünglich und frisch, als daß nicht die reinen Elemente der Natur, Licht und Luft, Blumen und Sonnenschein unbewußt auf sie gewirkt hätten. Der Vikar hatte sich freilich eine weibliche Seele viel sensibler, poesiereicher, zarter besaitet gedacht, aber Juliens vertrauensvolle Offenheit, die kein Mißverständniß zuließ, ihre unverwüstliche gute Laune, ihre heitere Geschäftigkeit, was der Engländer **household virtues** nennt, fand er mehr und mehr liebenswürdig. Sein Arbeitszimmer stieß an das des Pfarrers; in die tiefsten Studien versunken, hörte er doch den elastischen Schritt auf der Treppe, den Ton der frischen Stimme, mit der sie irgend eine kleine Wichtigkeit zu verkünden hatte.

Unten freilich herrschte bei Tische meist noch das alte Schweigen, aber die starre Ordnung des Zimmers war unterbrochen durch ein zierliches Arbeitskörbchen, durch ein paar Blumentöpfe, welche Spuren einer jugendlichen Hand zeigten; auf Spaziergängen begleitete sie den Vater und der Vikar schloß sich natürlich mit Vergnügen an. Freilich hielt sich Julie bei jedem schmutzigen oder schreienden Kind auf, um ihm die Nase zu putzen, das Tüchlein fester zu binden und es zufrieden zu stellen, auch war sie bald auf dem Laufenden

mit den Familienangelegenheiten der Nachbarn und konnte eine tiefsinnige Erörterung über das Wohl Deutschlands mit einer sehr praktischen Frage unterbrechen: „Wie wär's, Vater, wenn du dem Michel Geld vorstrecktest zu einem neuen Karren? Er könnte mit Fuhrwerken doch am meisten verdienen." Aber in ihrer Prosa lag so viel Selbstloses und Liebevolles, daß man ihr die Gleichgültigkeit gegen tiefere Lebensinteressen wohl vergeben konnte.

Alle religiösen Zweifelsfragen, der Kampf der Geister, der damals, wie fast jeder Zeit, die geistige Welt bewegte, lagen ihr fern, mit demüthiger Kinderseele gab sie sich ihrer Bibel hin, nahm sich aus dem gepredigten Wort, was ihre Seele bedurfte, und konnte die Möglichkeit eines Zweifels gar nicht begreifen. Der junge Mann, der eben jetzt noch mit den Wogen rang, durch die zumal der Theologe sich durchkämpfen muß, bis er sein Schifflein in die sichere Strömung gebracht, die zum rechten Port führt, hatte nie geahnt, wie unendlich wohlthuend ein solch klares, zweifelloses Gemüth für eine ringende Seele ist, und nun erst wurden ihm die Worte klar: So ihr nicht werdet wie die Kinder, so habt ihr keinen Theil an mir.

Und Julie? — nun, es zeigten sich durchaus keine Symptome geheimen Herzwehs bei ihr, keine stille Schwermuth, keine träumerische Zerstreutheit; nur fand man die Leibgerichte des Vikars auffallend oft auf dem Tisch — die Leitung der Küche hatte die Mutter ihr überlassen — und wenn sie den Vater zum Spaziergang abholte, pflegte sie wohl ein paarmal den Kopf zu drehen nach der Thüre des Vikars und auf der Treppe zu zögern. Wenn dieser nicht erschien, fragte der Vater: „Siehst du nach etwas?" und sie antwortete: „O nein, ich glaubte nur, deine Thüre sei nicht recht geschlossen. Meinte dann der Vater: „Der Vikar kommt

uns vielleicht nach, er ist noch beschäftigt," so sagte Julie äußerst gleichgültig: „Ja so, ich habe gar nicht an ihn gedacht," und wenn die Mutter ein Mutterauge gehabt hätte, so hätte sie wohl je und je zu solchen Zeiten ihr tiefes Erröthen gesehen.

Es brauchte keinen langen Winter, bis der Vikar mit sich dahin in's Klare gekommen war, daß es Schade wäre, diese frische Blume daheim verkommen zu lassen, und daß sie, wenn keine poetische Geliebte, so doch eine recht liebe Hausfrau geben müsse; aber freilich, die Zeit war noch fern, wo er nach einer Hausfrau zu blicken hatte, und vor einer langen Brautschaft hatten ihn Papa und Mama daheim redlich verwarnt. Julie war noch jung genug, noch so jung, daß er wohl mit einer Werbung warten konnte; er hätte indessen doch gern gewußt, woran er mit ihr sei, aber eben das war schwer zu erfahren.

Der Frühling schien in diesem Jahre ungewöhnlich früh zu kommen, schon der Februar brachte so schöne, goldene, sonnenwarme Tage, daß man ihm gern alles Gute glaubte und der tückischen Märzfröste und Aprillaunen nicht gedachte. An einem dieser Tage sah der Vikar Julien in das seither so öde Hausgärtchen treten; flugs eilte er nach, heute mußte alles Eis thauen. „Welch herrlicher Tag!" fing er an, „die ganze Luft voll Frühlingsahnung." — „Und so prächtig warm," sagte Julie. — „Setzen Sie sich nicht in die Laube?" fragte Wolker; er hatte die zerfallene selbst wieder ein wenig zurecht gezimmert. — „O, was denken Sie! sehen Sie nur die Bank an!" rief Julie und öffnete die Gartenthür, die auf die Straße führte. „Geschwind, Michele, Jakobele, holt eine Hacke, ihr könnt das alte Eis aus dem Wege fort-

schaffen. Gretle, willst du einen Besen bringen und die Laube schön putzen? Im Sommer dürft ihr dann Stachelbeeren essen." Und eine Schaar Freiwilliger aus der Nachbarschaft trat ein und begann unter Juliens Direktion den Garten zu reinigen; da mußte denn der Vikar sein aufquellendes Herz wieder zurückdrängen, und er stieg etwas verdrießlich in seine Stube. Von droben aber mußte er doch wieder herunter sehen und sich gestehen, daß Julie sich allerliebst ausnahm, wie sie in ihrer flinken, muntern Weise das unbeholfene Corps dirigirte, auch meinte er ein paarmal zu bemerken, wie sie gelegentlich ein klein wenig zu ihm hinausblickte. Nun, die Welt ward schöner mit jedem Tag, der rechte Augenblick mußte schon noch kommen.

Ob Elise diesen keimenden Frühling in zwei jungen Herzen bemerkte, sah niemand; keine äußere Spur zeigte, ob nicht auch das Eis ihres Herzens zu brechen beginne. Es kamen die Märztage, in denen sie immer mehr noch als sonst sich von der Außenwelt abzog und versuchte, das steinerne Grabmal in ihrem Herzen mit neuen Blüthen zu schmücken, die der erstarrte Grund längst nicht mehr treiben wollte. In diesen Tagen verließ sie manchmal das Haus, um einsam hinaus zu gehen, ob sie draußen nicht Keime des erstorbenen Frühlings finden möge. Ein blauer schöner Märztag, noch schöner als jener im Februar, wo dem Vikar seine Erklärung mißlungen, hatte sie weit hinaus gelockt; sie kam durch den Obstgarten zurück, an den das etwas höher gelegene Hausgärtchen stieß, und setzte sich müde von dem ungewohnten Gang auf einen Stein. Da hörte sie über sich in der Laube Stimmen; es schien, Julie und der Vikar waren oben; sie konnte hier nicht bemerkt werden, sie lehnte sich an die Mauer und hielt sich still. „Liebe Julie," bat Wolker, „wollen Sie nicht ein klein wenig aufhören zu arbeiten? Ich möchte Ihnen

vielerlei sagen." — „Kann ich's nicht auch mit dem Strickzeug hören?" fragte das junge Mädchen mit einem Ton, dem man innere Befangenheit anmerkte. — „Ich habe unerwartet eine freudige Nachricht erhalten," fuhr der Vikar fort, „und Sie sollen die Erste sein, die sie erfährt. Mein edler Freund, Graf Arendsberg in Schlesien, schreibt mir heute, daß die Pfarre auf seinem Gut frei sei, daß er mir sie schon lange zugedacht: er ist auf einer Reise hier im Land und will in den nächsten Tagen meine Antwort abholen." — „Das freut mich von Herzen für Sie," sagte Julie herzlich, aber nicht mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. — „Julie," begann der junge Mann wieder im Tone tiefer Bewegung, „Schlesien ist nicht so schön wie Ihr Vaterland, aber das Pfarrhaus dort liegt wunderlieblich in Gärten und Bäumen, der Umgang mit der edlen Grafenfamilie könnte Ihnen an der Seite eines treuen Gatten die Heimath vielleicht etwas ersetzen, das Leben schön und freundlich machen: Julie, könnten, wollten Sie es mit mir theilen?"

Die lauschende Mutter unten hatte vergessen die Jahre voll Leid und Trauer, die zwischen jenem Märztag lagen und diesem; zum erstenmal fühlte sie mit ihrem Kinde, ihr Herz klopfte fast hörbar, athemlos horchte sie auf Juliens Antwort. Es gab eine lange Pause. „Ich will Sie nicht drängen," sagte endlich Wolker in gekränktem Ton, „noch weniger Sie betrüben mit meiner Bitte. Sie haben mir nie Grund gegeben, ein tieferes Gefühl zu hoffen, ich darf mich nicht beklagen über ein Nein." — „Sie müssen mich wohl verstehen," sprach Julie mit bebender Stimme, die allmählig fest und klar wurde; „ich habe es im Leben und in Büchern nie ertragen können, wenn sich die Leute mißverstehen. Gott weiß es, daß ich Sie lieb habe von ganzem Herzen und mit Ihnen gehen könnte bis an's Ende der Welt. Aber" — unterbrach

sie eine freudige Bewegung Wolkers — „ich kann Ihnen nicht folgen, ich kann meinen Vater nicht verlassen, so lange er lebt. Ich weiß wohl, was Sie sagen wollen," fuhr sie traurig fort: „es ist der Mädchen Bestimmung, Vater und Mutter zu verlassen und mein Glück würde auch den Vater glücklich machen, aber er ist so allein. Ich weiß nicht, warum es so geworden ist zwischen den Eltern, aber so wie es ist, kann ich ihn nicht mehr allein lassen; der Vater bedarf Liebe, mehr als Sie wohl denken, und das kann ich ihm geben; darum ist mir's gewiß, daß es Gottes Wille ist, daß ich bei ihm bleibe. Und vielleicht kommt auch bei der Mutter eine Stunde, wo ihr Herz aufgeht, wo sie ihr Haupt gern an ihres Kindes Herz legen möchte und wo es ihr weh thun müßte, wenn ich so von ihr geschieden wäre, wie es jetzt ist." Ihre Stimme brach in leisem Weinen. „Sie müssen nichts mehr sagen," sagte sie sanft, „ich habe alles wohl bedacht und bin gewiß, daß es so recht ist. Sie müssen mir nicht böse sein, denken Sie an mich in Liebe und Freundlichkeit, Gott läßt Sie gewiß noch recht glücklich werden, und um mich seien Sie nicht bang. Ich kann hier nichts anders machen, aber ich kann die Eltern Beide lieb haben, und Gott wird mir Kraft geben und Freudigkeit."

Es ward still; Julie entfernte sich langsam, Wolker folgte ihr, und lange, lange nachher erhob sich die Mutter aus ihrem tiefen Sinnen und ging in's Haus zurück. Julie saß an der Arbeit, emsig wie immer, und wandte die roth geweinten Augen nach dem Fenster; sie besorgte Küche und Keller wie sonst, sie vergaß keines der kleinen Bedürfnisse, die sie allmählig dem Vater abgelauscht, nur ihre Stimme klang nicht mehr so hell wie zuvor und über den klaren Kinderaugen lag es wie ein leichter Flor.

Das war das Kind, das die eigene Mutter gering geschätzt

hatte, weil es nicht tiefen Geist, nicht hohe Gefühle zeigte nach ihrem Sinn! Noch zeigte das bewegungslose Antlitz der Mutter keine Spur davon, daß ein milder Thauwind durch ihre Seele zog, aber wenn sie allein war, saß sie nicht mehr unbewegt still, sie schritt rastlos hin und her und drückte in heftigen Bewegungen und Selbstgesprächen die Kämpfe ihrer Seele aus.

Der Vikar hatte dem Pfarrer die erfreuliche Kunde von seiner Anstellung mitgetheilt und dieser war erstaunt über die Ruhe und Kälte, mit der er ein so seltenes Glück aufnahm. Sein Vaterherz hatte wohl auch noch an eine Frage gedacht, die sich an eine solche Mittheilung knüpfen könnte, und mit einem leisen Gefühl der Enttäuschung sah er die jungen Leute so fremd und kühl neben einander hingehen. Oft drängte es Wolker, ihm sein Herz zu öffnen und um seine väterliche Fürsprache zu bitten, aber Julie hatte ihn so ernst und so herzlich gebeten, gegen den Vater zu schweigen, und so fügte er sich ihrer Bitte, aber er warf fast einen Haß auf das Ehepaar, dessen unnatürliches Verhältniß nun auch sein Lebensglück morden sollte.

Wenige Tage nach jener inhaltsschweren Stunde war Elise allein zu Hause; der Pfarrer hatte mit Julien einen großen Spaziergang unternommen, der Vikar war in die Residenz gereist, um dort vielleicht den Grafen zu treffen und seine Entlassung bei der Behörde zu betreiben. Elise saß in tiefe Gedanken versunken, Gedanken, die wie ein lange eingedämmter Strom in den trüben See ihres bisherigen Trübsinns eingedrungen waren und alles lang Versenkte vom tiefsten Grund aufwühlten. Sie hatte vor sich ihre Tagebücher liegen, von der ersten dämmernden Mädchenzeit bis zum Beginn ihres Ehestandes; länger hatte sie sie nicht fortgeführt. Sie las die hochfliegenden Phrasen, in denen sie ihre Hoff-

nungen von der Zukunft, ihre glänzenden Träume, ihre edeln Vorsätze ausgesprochen. Hoffnungsgrün wie ein junges Saatfeld hatte das Leben vor ihr gelegen; was war jetzt die Ernte? Sie las ihre Klagen um den geliebten Todten, ihr Gelübde, ihm ihr Leben, ihre ganze Seele als Todtenopfer zu weihen, Gelübde, die sie noch auf der Schwelle des Ehestandes wiederholt hatte. Sie hatte es gehalten; alle Thatkraft, alle Liebeskraft hatte sie von diesem Opferfeuer verzehren lassen, jetzt lagen um sie Trümmer und Asche, ihr eigen Herz war verkohlt, ihre Häuslichkeit verödet. Sie dachte darüber nach, wie sie ihres Kindes Glück noch möglich machen könne, das so still, so klagelos seines Herzens Wunsch entsagt hatte; aber sie wußte keinen Weg mehr zu finden an ihres Gatten Herz.

Ein rascher Zug an der Klingel unterbrach ihr düsteres Brüten. Ein Fremder, eine unerhörte Erscheinung hier, stand unten und trat bald mit vornehmem Anstand in's Zimmer, eine hochgewachsene Gestalt, ziemlich bleich, das Gesicht etwas entstellt von einer tiefen Narbe über die Stirn, die sich bis in ein erblindetes Auge zog, und doch lag etwas sehr Einnehmendes in diesen Zügen, im ganzen Wesen des Fremden. Elise aber fühlte sich seltsam befangen, von ihrer sonstigen ruhigen Sicherheit verlassen, und fuhr zusammen, als er anfing zu sprechen. Er stellte sich als Graf Arendsberg, den Patron Wolkers vor, den er selbst habe aufsuchen wollen, um mit ihm das Nöthige über seinen Eintritt in die neue Stelle zu besprechen.

Elise gab ihm Antwort, sein Blick aber war auf ihr Jugendbild gefallen, das er wie verzückt anstarrte, ohne auf sie zu hören. „Elise!“ rief er endlich in tiefer Bewegung und blickte verwirrt auf die ältliche Frau vor ihm, die ihn fest und lange aus ihren großen blauen Augen ansah und

endlich langsam mit bebender Stimme fragte: „Und Sie sind Oskar? und Sie leben?"

Elise war bleich und matt in einen Stuhl gesunken, der Graf bemühte sich um sie; befangen, ungewiß, welchen Ton er anzuschlagen habe, redete er sie als die Schwester seines theuren Freundes an, bat sie, sich zu beruhigen. Er fürchtete sich fast vor dem geisterhaften Blick dieser Augen, den sie keinen Augenblick von ihm wandte. „Sie leben!" rief sie endlich mit herzzerschneidendem Tone. „Sie haben gelebt, während ich Ihren Tod beklagt habe mit unaussprechlichem Jammer! O mein verlorenes Leben!"

Der Graf führte sie zum Sopha, denn sie war wie zusammengebrochen; er bemühte sich, seine Seele zu fassen unter dem überwältigenden Eindruck dieses ungeahnten Wiedersehens. Er setzte sich ihr gegenüber und begann: „Wollen Sie mich ruhig hören, liebe Elise?" Sie sah ihn immer an und nickte stumm.

Der Graf begann: „Daß ich Ihrer nicht vergessen, das sagt Ihnen dieses Wiedersehen selbst. Als wir schieden an jenem Märzmorgen, da begleitete mich Ihr Bild als eine siegbringende Wallküre in Kampf und Schlacht; es schwebte vor meinem brechenden Blick als der Engel mit der Siegespalme, als ich an jenem unseligen Tage bei Kitzen an Ihres Bruders Seite, der noch aufrecht stand, niedersank. Eine tiefe dunkle Nacht deckte mir die Zeit nach jener Stunde, wo ich meine Seele Gott befahl und meine Augen zu schließen glaubte zur letzten Ruhe. Ich habe erst lange nachher erfahren, wie ein treuer Diener eines Oheims, der nach mir ausgesandt war, den Todtgeglaubten unter Leichen hervorgezogen und auf das Schloß seines Herrn gebracht. Mein Auge war verloren, mein Gehirn tief verletzt; so lag ich lange Zeit, abwechselnd bewußtlos oder rasend, wie es schien, für's

Leben verloren. Da ich unter falschem Namen in's Lützow'sche Corps getreten war, wurde ich auch unter diesem in die Todtenliste getragen; der Name Falkenschwerdt steht noch neben dem Ihres Bruders auf einem Kriegsmonument.

„Nach vielen Wochen erwachte ich todesmatt unter der Pflege der Meinen, vor allen meiner Cousine Agnes, die als hülfreicher Engel an meinem Krankenbette ausgeharrt hatte. Agnes war durch den Wunsch unserer Eltern von jeher für mich bestimmt gewesen; aber jedem Zwang abhold, hatte ich mich bis jetzt immer von ihr abgewendet, da ihr stilles Wesen mir leer und unbedeutend schien. In den langen Tagen eines fast hoffnungslosen Siechthums, die meinem Erwachen folgten, lernte ich dieses Engelsgemüth kennen, das unverrückt in sanftem, stillem Geist seine Wege ging; ich entdeckte das reiche, innige Leben unter dieser ruhigen Außenseite, das seine Fülle und Kraft aus einer unversieglichen Quelle schöpfte.

„Ich hatte Sie nicht vergessen, Elise. Ihr jugendschönes Bild hatte mich in den wildesten Fieberträumen nicht verlassen; es tauchte mit dem ersten schwachen Lebensgefühl in meinem Bewußtsein auf, aber es stand mir in unermeßlicher dämmernder Ferne, weit, weit in nebelhafter Vergangenheit, so unerreichbar fern, wie meine Jugendkraft, mein Lebensmuth. Ich sprach zu Agnes von Ihnen, und ihre stillen Augen ruhten sanft und freundlich auf mir, wenn ich ihr von jenem Frühlingstag erzählte, aber es klang auch ihr fast wie ein Mährchen, das nicht zu verwirklichen ist.

„Endlich und endlich genas ich; ich freute mich der neu erstandenen Freiheit des Vaterlandes, aber thätige Theilnahme an seinem Geschick war mir nicht mehr möglich. Mein Vater, der noch im Staatsdienst war, wünschte, ich sollte unser Gut übernehmen; er sprach keine Wünsche wegen Agnes aus, ich

selbst fühlte, daß sie mir unentbehrlich zum Leben geworden war, daß eben sie in der sanften Klarheit ihres Wesens meine stürmische Natur am besten ergänze, aber ich konnte doch noch nicht ohne Scrupel in meines Vaters Wünsche eingehen. — Elise, ich will ganz wahr sein: Ihre liebliche Erscheinung begleitete mich nur noch wie ein lichter Jugendtraum. Es war Agnes, die mich feierlich erinnerte, daß jenes flüchtige Wort am Scheidemorgen, unser Zusammenhang durch den Bruder doch von tieferer Bedeutung als ein Traum gewesen sei, und auf ihre Bitte stellte ich Nachfrage nach Ihnen an durch den Gesandten Ihres Vaterlandes, da ein Brief in Ihren Heimathort, dessen Namen ich mich nicht genau erinnerte, unbeantwortet geblieben war. Ich hörte, Ihr Vater sei gestorben und Sie verheirathet. Ob diese Nachricht ganz richtig war, oder ob sie der Gesandte nach meines Vaters Wünschen selbst ergänzt hat, weiß ich nicht; ich glaubte sie damals und wollte Ihre Ruhe, Ihr häusliches Glück nicht mehr stören. Agnes zögerte aber noch lange, die Meinige zu werden; erst als ich durch meines Vaters Tod ganz allein dastand, gab sie mir ihre Hand. Sie ist der gute Engel meines Lebens geblieben, Elisens Bild hat mich begleitet in unverwelklicher Schönheit und Jugend, und im Vollgefühl meines Glücks, meiner endlich wiedergekehrten Gesundheit habe ich oft Gott gebeten, auch den Morgenstern meiner Jugend zu segnen mit Friede und Freude, wie er mich gesegnet.

„Der Wunsch, einmal, nun unser Leben sich dem Abend zuneigt, wieder von Ihnen zu hören, Sie vielleicht noch einmal zu sehen, bestimmte mich zumeist, Ihr Land wieder zu besuchen. Ich hatte Ihren Wohnort noch nicht erfahren können, als mich der Zufall jetzt eben zu Ihnen führte. Darf ich hoffen, daß auch Sie als Freundin meiner gedacht?"

„Als Freundin!“ brach Elise, die ihm bis dahin lautlos zugehört, mit der lange verhaltenen Heftigkeit ihrer Natur aus, „als Freundin! Während du meiner gedacht in müßigen Stunden, warst du mein Morgen- und Abendgebet, mein Leben, mein Licht, meine Hoffnung, mein einziges Denken! Während du meiner vergessen hattest, oder an mich dachtest wie an ein kindisches Spielzeug, das du weggelegt, habe ich dich beweint mit einer Trauer, wie sie noch kein Frauenherz getragen! Während du um eine andere geworben und froh warst, daß du mich mit einer kühlen Nachfrage abgefertigt, habe ich alle Männer fortgestoßen, die mir nahen wollten! — Ich habe mich auch vermählt, es ist wahr, und ich habe es bereut tausendfach, mit heißen Thränen, aber ich war ein schutzloses Weib, und ich wählte einen Gatten, von dem ich hoffte, er solle als Freund meine Trauer theilen, mir helfen dein Andenken heilig zu halten. Nicht wie du habe ich gefreit, um des Lebens Lust zu genießen; als ich fand, daß mein Gatte mein Herz und meine Treue nicht verstehen konnte, habe ich mich verschlossen und abgewandt von ihm, mich verschlossen für jede Lebensfreude, selbst für das Mutterglück. Mein Leben war kein Garten, wie das deine, es war ein Friedhof, auf dem ich keine Blumen pflegte als die um dein Grab — und du hast gelebt und hast dich des Lebens gefreut!“ — Elise hatte aufgerichtet mit gerötheten Wangen und funkelnden Augen gesprochen, nun sank sie wieder zurück, ihr weiblicher Stolz erwachte mit bitterem Gefühl, daß sie ein vergessenes, verschmähtes Herz so offen dargelegt, und mit tonloser Stimme sagte sie: „Verzeihen Sie, Herr Graf, einen so unwillkürlichen Ausbruch längst vergangener Gefühle; ich bitte, lassen Sie mich allein.“

„Ich lasse Sie nicht allein,“ sprach der Graf mit tiefer Bewegung. „Gott vergebe mir meine Schuld an Ihrem

zerstörten Dasein, das einst so herrlich aufgekeimt war! Ob das lange, schwere Siechthum, das meine Kräfte gebrochen, — ob doch eine Unbeständigkeit meines Herzens die Schuld trägt, daß die erste Liebe meiner Jugend, die Liebe Eines Tages, — ob dieß daran Schuld ist, daß die Liebe meiner Jugend nicht mit der alten Kraft aus dem Sturm hervorgegangen — ich weiß es nicht; aber wohl hätte ich ernster die Bedeutung jedes Wortes aus jener Zeit erwägen und kein neues Band schließen sollen, ehe ich selbst gesucht, Sie wieder zu finden, ehe es zwischen uns ganz klar und wahr geworden wäre. Es war vielleicht eine mir unbewußte Falschheit meines Herzens, daß ich mich mit der Nachricht von Ihrer Vermählung so leicht zufrieden gab. So weit die Schuld mein ist, will ich sie tragen, und wo ich kann, mit Gottes Hülfe sühnen. Aber wenn ich Ihnen nicht treu war, Elise, so war ich es meinem Gott; ich war es den heiligen Gelübden meiner Jugend, ich war es jedem ernsten und erhabenen Gefühl, das uns damals zusammengeführt, ich habe an Sie geglaubt und an Ihren Werth. Als ich hörte, Sie seien vermählt, da glaubte ich, daß Sie dem Manne, den Sie gewählt, ein gutes und treues Weib sein werden, treu in Ihren tiefsten innersten Gefühlen, und daß der Gedanke an die Liebe Ihrer Jugend erhebend und läuternd Sie begleiten werde, wie er mich begleitet hat. Ich habe an Sie gedacht, an die Stunde, wo unsere Herzen sich eins gefühlt in Einem Glauben, in Einer Hoffnung, in Einer jugendlichen Begeisterung, und wenn mir mit Gottes Hülfe gelang, mein Haus zu einer Wohnung des Friedens zu machen, das edle Herz zu beglücken, das sich mir zu eigen gegeben, Segen zu bringen in die Hütten der Armen, ein männlich Wort zu sprechen für die Rechte des Volks — da dachte ich auch an Sie, die Sie in Ihrem Kreise nach gleichem Ziele streben

werden, und bat Gott, daß er Ihr Streben segnen möge, und ich hoffte, daß eine Stunde kommen werde, hier oder dort, wo wir uns wieder sehen und Jedes dem Andern sagen dürfte: ich bin deiner werth geblieben. So aber wie heute habe ich mir unser Wiedersehen nie gedacht."

Elise hatte ihr Gesicht mit beiden Händen verhüllt; heiße, bittere Thränen quollen dazwischen hervor. Endlich sah sie ihn an mit ihren verweinten Augen, nicht mit dem alten starren Ausdruck, und sagte leise: „Ich bitte Sie, lassen Sie mich jetzt allein." — „So können und dürfen wir nicht scheiden. Elise, ich will gehen, wenn Sie wollen, aber erlauben Sie mir, wieder zu kommen?" — Elise nickte. — „So reise ich jetzt ab. Wollen Sie Wolker sagen, daß ich wieder kommen werde, weil ich ihn verfehlt? Darf ich hoffen, daß wir uns noch einmal freundlich begegnen?" Elise gab ihm schweigend die Hand; er schied zögernd.

Es war eine schwere Stunde für Elise, die sie nun durchkämpfte, eine Stunde bitterer Reue und Selbstanklage. Der Schleier der Selbsttäuschung war zerrissen und ihr ganzes verfehltes Leben, das zerstörte Glück ihres Gatten, ihres Kindes, das Feld, das ihr der Herr zum Bauen gegeben und das sie wüste gelassen, das reiche Pfund, das er ihr anvertraut und das sie in finsterem Trotz begraben, das alles erhob sich zu schwerer Anklage gegen sie, und sie war der Verzweiflung nahe, als sie immer wieder und wieder denken mußte: „Zu spät! zu spät!" Aber es ist ein heiliges Vorrecht des Menschen, sich selbst zu richten, und aus dem heißen Kampf der Reue und Buße ging ihr der Stern der Vergebung, des Trostes auf.

Sie zog sich zurück, ehe ihr Mann und Julie zurückkehrten; es war das nicht das erstemal. Sie brauchte Einsamkeit, um fertig zu werden mit ihrem Herzen. Ihr Stolz war gebrochen, sie fühlte sich fast glücklich im Gefühl tiefer Demüthigung. Auf Glück hoffte sie nimmer, das hatte sie unwiederbringlich verscherzt. Einst hatte es wohl eine Zeit gegeben, wo es an ihr gewesen wäre, einen innern Einklang,



ein Verstehen mit ihrem Gatten möglich zu machen. Dazu war es jetzt zu spät; aber sie wollte sich demüthigen vor ihm, sie wollte seinem Willen leben, sich geduldig und gehorsam fügen seinen Wünschen, seinen Eigenheiten, und auf dem Wege gänzlicher Hingabe, stiller Verläugnung Frieden suchen und Vergebung.

Es war Nacht; Julie hatte sich zur Ruhe gelegt, der Pfarrer schritt einsam in seiner Studierstube auf und ab, wie er schon so manche Nacht gethan. Da öffnete sich leise die Thür. „Du bist's?" fragte er auf's Aeußerste erstaunt, als seine Frau über die Schwelle schritt. „Ich habe noch mit dir zu reden," sagte Elise mit weicher, sanfter Stimme, wie er sie fast nie von ihr gehört. Sie stellte das Licht auf den Tisch und setzte sich. Ihm war ganz bange, eine alte Furcht tauchte in ihm auf, er glaubte, sie sei irre.

„Unsere Julie und der Vikar haben einander lieb," hob sie an, immer noch unsicher, wie sie anknüpfen sollte. — „Nun, wenn das ist, warum erklärt er sich nicht?" fragte der Pfarrer. — „Er hat sich erklärt," fuhr Elise fort, „Julie aber hat ihn abgewiesen." — „Warum denn? Das einfältige Kind!" — „Julie will dich nicht verlassen, weil sie fürchtet, dein Abend werde zu öde und einsam und dein Sterbebett verlassen, wenn du mit mir allein bleibst. Und da wollte ich dich fragen" — fuhr sie leise mit bebender Stimme fort — „ob du nicht doch das Kind ziehen lassen und es mit mir allein versuchen wolltest? Ich möchte mit Gottes Hülfe gut machen, was ich so lange versäumt. Ich weiß wohl, du kannst mich nicht mehr lieb haben, aber —"

Ihre Stimme brach; der Pfarrer eilte zu ihr, er nahm ihre Hand, er richtete ihr gesenktes Haupt auf und sah ihr voll und herzlich in die Augen: „Und wer sagt dir das? Weißt du nicht, daß ich all mein Lebenlang Niemand geliebt habe als dich? Weißt du, wie manche einsame Stunde ich mit dem Schmerz gerungen, daß du mein, und doch mir verloren seiest, und weißt du, daß ich dich doch lieb behalten habe? Aber meine Schuld ist, daß ich dich in frühern Tagen

nicht genug, nicht so selbstlos geliebt habe, um dir Zeit zu lassen, mit deinem Herzen in's Klare zu kommen. Ich wollte dich zu eigen haben, ehe dir selbst die rechte Freudigkeit gekommen, und das war eine Versündigung an der Ehe und an dir. Was mir sonst noch fehlt an Poesie und Phantasie" — fuhr er in seinem alten gutmüthigen Ton fort — „da weißt du wohl, mußt du eben mein Lebenlang Geduld mit mir haben und manchmal an meine Liebe glauben, ohne zu sehen."

Lange, bis tief nach Mitternacht saßen die Gatten beisammen. Ein Gefühl von Frieden und Klarheit, wie sie es nie gekannt, in den seligsten Zeiten ihrer Jugend nicht, zog in Elisens Seele ein, als sie so an ihres Gatten Seite saß, das Haupt an seine Schulter gelehnt, ihre Hand in der seinen, als sie in seine guten treuen Augen sah und ihm alles, alles enthüllen konnte, was in den langen Jahren ihr Gemüth verdüstert, ihr Leben bedrückt hatte. Und sie fand hier so viel mehr, als sie gehofft und geglaubt hatte; sie fand sich geliebt, nicht als eine Idee, sondern ganz und gar so wie sie war; eine Liebe fand sie, die ihr treu geblieben war durch so viele Jahre der Verdüsterung, die sie und ihr ewiges Wohl auf dem Herzen getragen hatte, auch wo sie nichts als Kälte erfahren, und sie legte sich endlich zur Ruhe, so matt und so selig wie ein Kind, das nach langem, langem Umherirren sein Vaterhaus gefunden.

Der Vikar kam zurück; er hatte den Grafen nur einen Augenblick gesprochen, aber ihn, wie er sagte, sehr verändert gefunden, so unruhig, so bewegt; er hatte aber versprochen, ihn noch einmal hier zu besuchen. Elisens Blicke und ihres Mannes begegneten sich mit einem halben Lächeln. Ein tiefes Erröthen, das auch die Matrone gut kleidet, zog über ihr Gesicht, und Julie, die zufällig diese Blicke bemerkte, blieb starr vor Erstaunen. Ueberhaupt wußten die zwei jungen Leute nicht, was mit den zwei alten vorgegangen war. Zwar waren beide, zumal Elise, schüchtern wie eine junge Braut; so selten als zuvor richtete sie in Anderer Gegenwart ein Wort an ihren Gatten, aber der Ton war ein so ganz anderer.

Sie fuhr zusammen, wenn Jemand eintrat und eben ihre Hand in der des Mannes lag, ein Julien unerhörter Anblick. Dann hatte die Mutter alle Augenblicke etwas zu fragen in des Vaters Stube und der Vater etwas vergessen in der Wohnstube, und einmal — nein, sie täuschte sich nicht — hatte sie die Beiden zusammen laut lachen gehört, als die Mutter einen Knopf an des Vaters Rock nähte, eine nie gehörte Musik im Pfarrhause zu Düsterfeld.

Auch dem Vikar, wenn er gleich seltener auf dem Schauplatz war, entging dieses Thauen des Eises und vor allem die fast überfließende Heiterkeit des Pfarrers nicht, und er wagte es auf einem gemeinsamen Gang, Juliens Gebot zu übertreten und dem Vater sein Herz zu öffnen, natürlich ohne ihrer Weigerung zu erwähnen. „Wollen einmal sehen, was meine Frau dazu sagt,“ sprach der Pfarrer gutgelaunt und führte ihn in die Wohnstube.

Da saßen Mutter und Tochter, fast so still wie sonst, aber in den bewegten Blicken, mit denen sie sich zu Zeiten betrachteten, ließ sich ahnen, daß das Eis gebrochen sei und der erste Sonnenstrahl die Blumen wecken könne. „Was meinst du, Elise,“ begann der Pfarrer in einem Ton, der Julien wie ein Traum dünkte, „der neue Herr Pfarrer von Arendsberg thut unserer Julie die Ehre an, um sie zu werben; willst du der Kleinen zureden?“

Julie erhob tief erröthend die Augen schüchtern zu der Mutter; ermuthigt durch den Blick, der ihr hier entgegen kam, flog sie auf, schlang die Arme um ihren Hals und verbarg ihr Gesicht an ihrer Brust. „Nun, Kleine, was bist du gesonnen?“ fragte der Pfarrer. „Uns würde es freilich schwer, dich so weit ziehen zu lassen, aber die Mutter und ich, wir wollten's in Gottes Namen wieder allein mit einander probiren.“

Elise wand sich erröthend aus dem Arme des Gatten, der sie umschlingen wollte, und ließ ihm die Hand; und die zwei jungen Leute?

Nicht länger blieben sie stehen,
Eins von dem Andern fern:
Und was nun wär' geschehen,
Das wüßtet ihr wohl gern.

Wer's aber nicht selbst erlebt hat, der kann sich's doch nicht recht vorstellen, und wer's erlebt hat, der weiß es noch ganz gut.

Nach zehn Tagen kam der Graf wieder, etwas bange, mit schwerem Herzen. Er konnte nicht recht klar mit sich werden, wie er denn mit Elisen sprechen sollte, und wie mit ihrem Gatten, und doch wollte er nicht so von ihr scheiden, wie er geschieden war. Er ließ wieder den Wagen in der Schenke und betrat klopfenden Herzens das Pfarrhaus. Aber siehe, da hieß es: „Der Winter ist vergangen und der Regen ist weg und dahin, die Blumen sind hervorgekommen, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören im Lande." Er wußte nicht, träumte er jetzt, oder hatte er früher geträumt, als er die hochgewachsene stattliche Matrone so friedlich und freundlich bei ihrem Gatten auf dem Sopha sitzen sah, wie sie Beide mit vergnüglichem Lächeln das junge Paar betrachteten, das eifrig flüsternd am Fenster tiefe, hochwichtige Geheimnisse verhandelte.

Er wurde vom Pfarrer mit großer Achtung und Herzlichkeit empfangen, wußte dieser doch, wie viel er ihm und seinem offenen Worte zu danken hatte, von Elisen etwas schüchtern und befangen; es ist nicht leicht, nach einem so bedeutungsvollen Begegnen die Brücke zum gewöhnlichen Verkehr zurück zu finden; — aber ihr ganzes Wesen, das stille Friedenslicht, das in ihren Augen aufgegangen war, sagte ihm alles, und das Beste, was er wünschen konnte zu wissen. Julie, die er mit Freuden als seine künftige Pfarrerin begrüßte, that ihr Bestes, um in der Bewirthung des verehrten Gastes zu zeigen, daß sie trotz ihrer Jugend schon zur Hausfrau befähigt sei. Die Nachbarn blieben erstaunt vor dem

Pfarrhaus stehen, als sie Fenster und Laden geöffnet sahen, um die milde Frühlingsluft einzulassen, und von oben fröhliche Stimmen und lautes Lachen hörten.

Beim Abschied reichte Elise dem Grafen die Hand und sagte leise: „Ich habe Frieden gefunden. Bitten Sie Ihre Agnes, daß sie meinem Kinde eine Mutter sein möge.“ Und er schied von dem versöhnten Hause getrost und freudig, mit innigem Dankgebet.

Julie ist mit ihrem Gatten in seine neue Heimath gezogen und hat in der Gräfin eine zweite Mutter gefunden. Elise wünschte zuerst, daß ihr Mann sich einen neuen Berufsort suchen möge, aber sie fügte sich seinem Willen, der Gemeinde, in der sie so lange ein Stein des Anstoßes gewesen, nun auch das Bild eines friedlichen, freundlichen Pfarrhauses zu geben. Der Garten steht nun in Blüthen, um die bedeutungsvolle Laube sind Rosen gepflanzt, das Ehepaar trinkt dort seinen Kaffee und der Pfarrer raucht seine Pfeife; durch die hellen Fenster des Hauses scheint die Sonne und der begraste Hof ist abgetreten von den Schritten gemüthlicher Gäste, die sich ganz allmälig dem neu aufgegangenen Sonnenschein nachgezogen haben. Der wunderbare Wechsel im Pfarrhaus hat gar viel zu reden gegeben. Die allgemeine Annahme ist, daß er das Werk des Töchterleins sei; die Bauerweiber meinten, wie die jungen Leute so vergnügt gewesen, habe es die Alten „gekeit“ und sie haben es auch nachgemacht. Elise aber sagt einfach: „Der liebe Gott hat gut gemacht, was ich schlimm gemacht hatte.“

Inhalt.




3 2044 036 944 22

